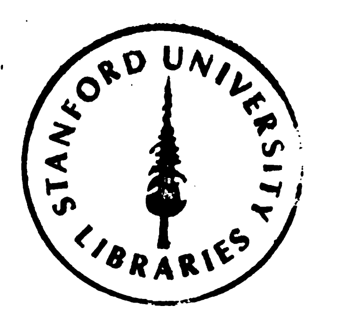
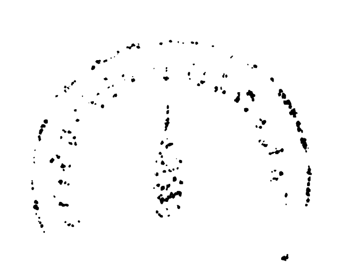



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



97

Georg Forster,

der Naturforscher des Volks.

Von

Jac. Moleschott.

Volksausgabe.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn & Cie.

1857.

Nil desperandum!

Aus Forster's Wappen.

Vorwort zur Volksausgabe.

Der Plan meines Freundes, des Herrn Verlegers Meidinger, meiner Darstellung von Forster's Leben durch eine billige Ausgabe eine größere Verbreitung im Volk zu verschaffen, war mir ein herzerfreuender Gedanke. Denn Forster ist und bleibt, trotz aller Einwürfe, der Naturforscher des Volks, weil er des Volkes vielumfassenden Gesichtskreis mit des Volkes Gemüthstiefe verbindet und weil die Reinheit seiner Gedanken sich spiegelt in der Klarheit seines Ausdrucks. Weil er gedanken=

reich war, deshalb ist er nicht etwa weniger volksthümlich, denn gedankenarm waren stets nur die Gelehrten, das Volk war es niemals. Und der Freund der „Großen“ des jetzigen Weltreichs kann er nie werden, weder des Weltreichs, welches das Schwert im Wappen führt, noch jenes anderen, in dem die Feder oder das Geld nach Herrschaft streben, weil er der unbestechlichste Feind der Lüge war, das hehrste Beispiel der Selbstaufopferung bis zum Opfer seiner Liebe aus Liebe, aus Achtung vor dem Denkbild des Menschenrechtes.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich Forster als den Naturforscher des Volks zu zeichnen

versuchte, vielleicht weil man nicht wußte, daß mir durch meine tägliche Beschäftigung gerade diese Seite zunächst entgegentrat, während Gervinus in der schönen „Charakteristik“, die seinen gesammelten Schriften beigegeben ist, vor Allem seine staatsmännische und bildungsgeschichtliche Bedeutung in's Auge faßte. Forster's Tragweite für die Naturwissenschaft ward bis dahin nur von Alexander von Humboldt mehr angedeutet, als gemessen. Und gerade mein Ausgangspunkt hat es bedingt, daß ich in der Auffassung von Forster's Grundsätzen sehr wesentlich von Gervinus abwich.

Dem härteren Vorwurf, daß ich in Forster hineingedeutet, was seinem Wesen fremd war,

begegne ich beim Volke mit der Bitte, die gesammelten Schriften des Mannes, der Lessing und Goethe ebenbürtig ist, von Anfang bis zu Ende selbst zu lesen. Denn, mit Gervinus zu reden, „in diesen gesammelten Schriften Forster's „ist auch unter dem Geringfügigsten das lautere „Gold mit Händen zu greifen. Unter den vielen „Falschmünzen, die heute auf dem Markte unserer „Litteratur in Umlauf sind, unter dem Rausch„golde, an dem sich die Lesewelt kindisch freut, „wird sich dieses edle Metall oben zu halten „wissen; wenn es in dem übrigen Schwalle wieder „unterginge, es wäre uns nur eine erneuerte „Schande."

Wenn endlich hier und da in tadelndem Tone von der Begeisterung die Rede war, die beim Entwerfen von Forster's Entwickelungsgeschichte meinen Sinn beherrschte, so bekenne ich, daß ich keinen Vorwurf darin erblicke, mich vielmehr freue, ohne Begeisterung noch niemals — und hier am wenigsten — geschrieben zu haben. Ich ward nicht zum Lobredner, weil ich im Dienste einer Gelegenheit gearbeitet hätte, sondern ich suchte die Gelegenheit, weil ich meine Verehrung im Innern der Brust nicht mehr zu bergen wußte. Der „Mainzer Kunst- und Litteratur-Verein", dessen Hülfe ich nachgesucht hatte, um am 26. November 1854 eine Forster-Feier zu veranstalten, wies meine

Bitte von der Hand, unter Anderem mit der von seinem Vorsitzenden mir schriftlich mitgetheilten Bemerkung, „daß Georg Forster als Bibliothekar „in Mainz nichts Besonderes gewirkt habe." Um so dringender fühlte ich mich veranlaßt, nach meinen Kräften Zeugniß abzulegen für ein Vorbild, das, wenn es des Volkes überall gesehene Leuchte wird, uns den Weg von heutiger Schmach hinweg in eine edlere Zukunft zeigen muß.

Zürich, 24. September 1856.

Jac. Moleschott.

Inhalt.

An Forster.

Nicht das geschriebene, das gesprochene Wort möcht' ich Dir widmen, großer Mann; den Ausdruck der Ehrfurcht möcht' ich der Stimme anvertrauen, die auch durch Ohnmacht spricht, während die Feder immer stumpf bleibt, wenn es gilt, das heiligste Dankgefühl und die bewußteste Begeisterung zu verklären. Die Ungunst des Augenblickes hat es nicht gewollt.

O, hätte ich die Weihe eines Priesters der Menschheit, um das Feuer anzufachen in dem

begegne ich beim Volke mit der Bitte, die gesammelten Schriften des Mannes, der Lessing und Goethe ebenbürtig ist, von Anfang bis zu Ende selbst zu lesen. Denn, mit Gervinus zu reden, „in diesen gesammelten Schriften Forster's „ist auch unter dem Geringfügigsten das lautere „Gold mit Händen zu greifen. Unter den vielen „Falschmünzen, die heute auf dem Markte unserer „Litteratur in Umlauf sind, unter dem Rausch„golde, an dem sich die Lesewelt kindisch freut, „wird sich dieses edle Metall oben zu halten „wissen; wenn es in dem übrigen Schwalle wieder „unterginge, es wäre uns nur eine erneuerte „Schande."

Wenn endlich hier und da in tadelndem Tone von der Begeisterung die Rede war, die beim Entwerfen von Forster's Entwickelungsgeschichte meinen Sinn beherrschte, so bekenne ich, daß ich keinen Vorwurf darin erblicke, mich vielmehr freue, ohne Begeisterung noch niemals — und hier am wenigsten — geschrieben zu haben. Ich ward nicht zum Lobredner, weil ich im Dienste einer Gelegenheit gearbeitet hätte, sondern ich suchte die Gelegenheit, weil ich meine Verehrung im Innern der Brust nicht mehr zu bergen wußte. Der „Mainzer Kunst- und Litteratur-Verein", dessen Hülfe ich nachgesucht hatte, um am 26. November 1854 eine Forster-Feier zu veranstalten, wies meine

Bitte von der Hand, unter Anderem mit der von seinem Vorsitzenden mir schriftlich mitgetheilten Bemerkung, „daß Georg Forster als Bibliothekar „in Mainz nichts Besonderes gewirkt habe.“ Um so dringender fühlte ich mich veranlaßt, nach meinen Kräften Zeugniß abzulegen für ein Vorbild, das, wenn es des Volkes überall gesehene Leuchte wird, uns den Weg von heutiger Schmach hinweg in eine edlere Zukunft zeigen muß.

Zürich, 24. September 1856.

Jac. Moleschott.

Inhalt.

An Forster.

Nicht das geschriebene, das gesprochene Wort möcht' ich Dir widmen, großer Mann; den Ausdruck der Ehrfurcht möcht' ich der Stimme anvertrauen, die auch durch Ohnmacht spricht, während die Feder immer stumpf bleibt, wenn es gilt, das heiligste Dankgefühl und die bewußteste Begeisterung zu verklären. Die Ungunst des Augenblickes hat es nicht gewollt.

O, hätte ich die Weihe eines Priesters der Menschheit, um das Feuer anzufachen in dem

Tempel, an dessen Grundsteinen Du gearbeitet, um zu dienen der Wahrheit in dem Heiligthum, in dem Dein Bild ewig verjüngt leuchten wird aus kreisender Asche!

Wärest Du am Leben, Du würdest schonend hinnehmen das ehrliche Streben eines getreuen Lehrlings.

Georg Forster.

I.

Erste Jugendjahre.

Am 26. November 1754 ward in Nassenhuben bei Danzig ein Mann geboren, dessen Namen die kommenden Geschlechter immer tiefer eingraben werden in die Gedenktafeln der Entwickelungsgeschichte reiner Menschlichkeit. Johann Georg Forster war ein Mann, den sich, wie einst Homer die Städte, Parteien streitig machen, „weil das Recht nicht auf einer Seite bleibt und ihn beständig zum Vertheidiger behält" *). Um Forster streiten Kunst und Wissenschaft, Natur und Staat, weil seine Ziele über die Grenzen einer jeden Anlage und eines jeden Fachs hinausreichen, weil er frei blieb von dem Banne einer gelehrten Zunft, von jeder Innung, die der Handwerksneid vergiftet, von jenen

*) Forster, Band VI. S. 226 über Mirabeau.

Schranken, durch welche halbweise Schulmeister den Staat von der Natur oder des Menschen naturwüchsiges Dasein von der Geschichte zu trennen sich bemühen. Ein Puls belebte ihm die Kunst und das Wissen, den Staat und die Natur; diesen Puls hat er allerwärts zu kräftigen gesucht; er war ihm Anfang und Ende des Lebens. Die Menschheit war sein Gott und Menschlichkeit sein Streben.

Darum gehört er Allen, und seine Feier muß Widerhall finden in allen Gemüthern. Denn Andersdenkende verehren bei dem hohen Manne die verklärteste Duldsamkeit; der Laie wird im Weisen die Reinheit und Kraft des Charakters bewundern; der Schwache muß sich wärmen an seiner Milde, der Starke sich erbauen an seinem Muth. Und wenn es kein Land der Erde giebt, in welchem die ebenmäßige Entwickelung aller Kräfte des Menschen mehr in Ehren steht, als in Deutschland, so giebt und gab es in ganz Deutschland keinen Mann, der dieser Ehren so würdig wäre, weil er das rein menschliche nicht bloß gedacht, sondern gelebt hat, weil er das höchste Kunstwerk darstellte im eigenen Wesen.

Er war der Erstgeborene von Johann Reinhold Forster, den die Geschichte der Wissenschaft als einen berühmten Pflanzenkundigen nennt, der aber überdies an allgemeiner Bildung und strengen Grundsätzen alles

in sich vereinigte, um einen Knaben von Georg's Anlagen frühe zu zeitigen. Ursprünglich Prediger, war Johann Reinhold Forster einer jener zahlreichen Gottesgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, die in der Erforschung der Natur und in den Erfahrungswissenschaften überhaupt Ersatz fanden für die Befriedigung, die ihnen die Erörterung von Glaubenssätzen nicht gewährte. Die Gottesgelehrtheit, als Wissenschaft, konnte ihn nicht begeistern.

Glücklicherweise war die Macht seiner Kenntnisse groß genug, um den engen Wirkungskreis, der ihm in einem polnisch-preußischen Dorfe beschieden war, zu erweitern, zu durchbrechen. Seine Beschäftigung mit Naturgeschichte und Erdbeschreibung, sein in's Weite drängender Geist, seine Enthaltsamkeit und seine Festigkeit mußten ihn als Gefährten großer Entdeckungsreisen vor tausend Anderen geeignet erscheinen lassen. Nachdem er zwölf Jahre in Nassenhuben seinem Predigeramte vorgestanden hatte, wurde er von der russischen Regierung an die Ufer der Wolga geschickt. Sein Georg, damals kaum elf Jahre alt, begleitete ihn. Hier keimte der Trieb, die Welt und die Menschen zu erforschen, der später, auf dem Höhepunkt der Entwickelung, dem jüngeren Forster den ersten Rang verleihen mußte unter allen Reisenden, die auf den Namen Menschenforscher Anspruch machen dürfen.

Von seinem Vater hatte Georg ein vorzügliches Talent zur Erlernung von Sprachen geerbt. Seine Ausbildung ward dadurch in hohem Grade erleichtert. Denn kurz war die Zeit, in der es ihm vergönnt sein sollte, frei von jeder Pflichtleistung, das stille, unbewußte Glück der Jugend zu genießen und Knospen zu treiben. Im zwölften Jahre schon mußte er dem Vater bei seinen vielen Uebersetzungen behülflich sein, und wenig älter war er, als er der Schulbank entzogen wurde, um selbst als Lehrer zu wirken.

Freilich genoß er den in jener Zeit fast unerhörten und auch jetzt noch so seltenen Vortheil, daß von den frühesten Knabenjahren an die Werkzeuge der Anschauung in ihm entwickelt wurden. Um die Fragen, die der zarte Georg über Pflanzen und Thiere an seinen Vater richtete, beantworten zu können, eilte dieser nach Danzig, kaufte sich Linné's und Ludwig's naturgeschichtliche Werke und legte sich selbst mit jugendlichem Eifer auf die Kenntniß der Naturkörper, die er in Danzig's Nachbarschaft zu finden vermochte. Der Erfolg war für beide Theile glänzend. Schon auf jener russischen Reise konnte Georg seine Kenntniß der Naturgeschichte, besonders die des Pflanzenreichs, zur Geltung bringen. Er blieb von vornherein bewahrt vor der Gehirnverkrüppelung, die bei der Mehrzahl unserer Knaben die Folge ist von einer *geisttödtenden* Beschäftigung mit starren Sprachformen,

denen nur selten einer den belebenden Gedankenhauch abgewinnt, weil in dem Schulstaube die Gestalten nicht wachsen, welche die frische sinnliche Auffassung erfüllen und den goldnen Worten der Alten Wahrheit und Wirkung verleihen könnten. Da liest man bei Livius und Xenophon von Schlachten und Heeresaufstellungen, zu denen niemals Feld und Gegend dem Auge vorgeführt werden. Wie Viele haben dem Demosthenes redlich ihre Stunden gewidmet, denen nie ein Plan von Athen zu Gesichte kam? Wer hat nicht auf's Wort des Lehrers und der Classiker hin geschwärmt für Tempel und Bildsäulen, ohne jemals einen Umriß griechischer Baudenkmale, ohne einen Zeus und Niobiden gesehen zu haben? Und nachher wundert man sich über den Mangel an Geschmack und Kunstsinn, man klagt über die Erzeugnisse poesieloser Musendiener, statt sich darüber zu wundern, wenn hier und da einem Manne in den zwanziger Jahren noch rechtzeitig von einem künstlerisch beseelten Freunde das Auge geöffnet wird, um rückwärts gehend Grund und Boden zu gewinnen für die edelste, aber schlecht genährte Begeisterung der Jugend. Stellet den Apoll und die Pallas von Velletri in Eure Schulzimmer, behänget die Wand mit Städteplänen und Tempelansichten, bemalet sie mit Helden und Gegenden, und nachher freut Euch, wenn Eure Beschreibungen Wurzeln treiben und Eure Schilderun-

gen blühende Farbe gewinnen, freut Euch, wenn auch der weniger Begabte mit Leichtigkeit folgt, weil ihm die sinnliche Handhabe nicht fehlt für eine abgezogene Welt, die er sonst nur mit kalten Traumgestalten, mit nüchternen Schatten bevölkern kann. Prägt den Buben nicht lateinische Kunstwörter ein, so daß sie keinen Unterschied kennen zwischen einer Stunde über Sprachlehre und Pflanzenkunde; zeigt ihnen Blätter und Blumen, damit ihnen das Bedürfniß erwacht nach Namen, durch welche sie die Formen bestimmen und festhalten können.

Der Lehrer Forster's hat solcher Rathgebungen nicht bedurft. So wie Georg die Pflanzen kennen lernte an ihrem Standort in der freien Natur, so lernte er die Sprachen im Verkehre des Lebens. Auf jene russische Reise, die ihn in den Stand setzte, mit seinem Vater russische Bücher zu übersetzen, folgte die Uebersiedelung nach England. Die Einnahmen, die Johann Reinhold seinen Uebersetzungen verdankte, wurden erhöht durch eine Anstellung als Lehrer der Naturgeschichte in Warrington unweit Manchester. Hier ertheilte Georg, noch so ganz Knabe, daß er den naschhaften Gelüsten nicht entwachsen war, den ersten Unterricht in einer benachbarten Kostschule. Die englische Sprache bekam er vollständig in seine Gewalt, und es galt ihm gleichviel die Erzeugnisse slavischer, romanischer, skandinavischer Stämme ins Englische oder ins Deutsche zu übertragen.

Kurz und gedrängt war also sein erstes Jugendleben in jedem Betracht. Als Knabe war er der nächste Gefährte und Mitarbeiter seines um fünfundzwanzig Jahre älteren Vaters, und in des Vaters Charakter grenzten Härte mit Heftigkeit und unbeugsamem Trotze an die eiserne Beharrlichkeit und den rücksichtslosen Eifer, welche seine Arbeitskraft ins Unglaubliche steigerten, aber auch von des Sohnes Trieb zur Thätigkeit schier unmögliche Anstrengungen verlangten. Da wurde häufig mehr getrieben als gezeitigt, in der Zeit des Säens und der stillen Entwickelung mußte bereits geerndtet und zu Markt getragen werden. Es war eine natürliche Folge, daß der feurige Vater die Erziehung in allem, was Geduld und Anhalten erheischt, etwas vernachlässigen mußte.*)

Indeß die Sammlungskraft, die unserm Georg bei so vielem Lernen so frühes Leisten möglich machte, half ihm jede Störung überwinden. Mit dreizehn Jahren kam er nach London in ein Handelshaus; eine Krankheit führte ihn den Aeltern wieder zu, und, als wäre dieses Zwischenspiel gar nicht gewesen, kehrte er mit erneutem Fleiße zur alten Thätigkeit zurück.

---

*) Forster's Schriften VII. 336. Die römischen Zahlen beziehen sich in Zukunft immer auf die Bände seiner im Jahre 1843 bei Brockhaus erschienenen Schriften, die arabischen Zahlen auf die Seiten.



Wir finden später den Jüngling in seinem achtzehnten Jahre vielgereist und vielgeprüft, ausgerüstet mit einer tüchtigen Sprachkenntniß, in den besten Schriftstellern fast aller gebildeten Völker bewandert, vorbereitet zur Naturforschung durch eine vorzügliche Bekanntschaft mit den Formen der Pflanzenwelt, gewöhnt an große Arbeitsleistung. Wir finden bei ihm einen Charakter im Keimen, der von der eisernen Rechtlichkeit, von der bisweilen an Starrsinn streifenden Beharrlichkeit seines Vaters schon Kraft entlehnte, als ihn die Selbständigkeit des Daseins noch nicht in ihre Schule genommen hatte; wir finden ein liebefrommes Gemüth, das alle Härte des Vaters in sich zu schmelzen vermochte, und ihn durch die wärmste Hingebung mit seinen Aeltern, durch zärtliche Neigung mit seinen Geschwistern verband. Gerechtigkeit und Menschenliebe mußten auf diesem Boden üppig gedeihen, mußten ihn zu feiner und milder Auffassung der Sitten fremder Völker befähigen. Dieser Jüngling hatte in der Knabenzeit bereits das Glück verdient, mit seinem Vater, Cook, den Entdecker, auf seiner zweiten Reise um die Welt zu begleiten.

II.

Reise um die Welt.

Die Naturforscher, die Cook auf seiner ersten Weltreise an Bord hatte, waren Banks, der berühmte Kräuterkenner, und Solander, ein ausgezeichneter Schüler Linné's. Dieselben Männer wollten sich auch zum zweiten Male mit dem größten aller Weltumsegler einschiffen, als zehn Tage vor dem zur Abreise bestimmten Zeitpunkt Banks sich mit Solander und seinen übrigen Gefährten zurückzog, weil das englische Ministerium, eigensinnig und entblößt von Theilnahme für die Wissenschaft, ihm kleine Bequemlichkeiten in der Einrichtung des Schiffes versagte. Da es nun einmal beschlossen war, daß Naturforscher an der Reise Theil nehmen sollten, so wurde Forster, der Vater, unter glänzenden Versprechungen dazu aufgefordert, und er ging willig auf den Antrag ein, unter der Bedingung, daß sein Sohn sich gleichfalls anschließen dürfte.

Ohne allen Zweifel war dieses Ereigniß das entscheidendste in Forster's ganzem Leben. Ueberhaupt kann

einem Jünger, der sich Erfahrungswissenschaften widmen will, kein größeres Glück zu Theil werden, als wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, einen schöpferischen Meister in seiner Werkstatt zu belauschen. Da wird auch der Ruhigste entzündet von dem Gedankenreichthum und der Erfindungskraft des Führers und selbst der Bescheidenste fühlt sich stolz getragen von dem fruchtbaren Elemente, auf dem die Macht des Wissens als Spende hinausströmt. Der geheimnißvolle Uebergang vom Wissen zum Können, von der Ahnung zum Leisten, von dem Gedanken zur That wird hier dem schüchternen Auge entschleiert, das Räthsel des Forschens wird gelöst, und überwältigt von der lichtvollen Klarheit, mit welcher die Natur des Meisters Fragen treu beantwortet, beugt sich der Jünger vor dem erkannten Wunder mit einer Frömmigkeit, die ihn weit erhebender erwärmt, als die demüthige Hingebung, mit der er Unbekanntes staunend fürchtete. Der Zeuge solchen Schaffens gewinnt ein Vertrauen zu der Unwandelbarkeit der Naturgesetze, das Keiner ahnt, der, von den Thaten selbständiger Prüfung entfernt, die Sicherheit, mit der entwickelte Sinne den Weltenraum durchforschen, niemals erfahren.

Wenn aber Forster der Jünger ist und Cook der Meister, wenn die Erde zur Werkstatt gewählt wird, die Erde, nicht bloß als eine Kugel mit Bergen und Thälern, mit eisbedeckten Meeren und grünenden Inseln, sondern

mit Menschen bewohnt, deren vielgestaltige Naturbedingtheit nur der unbefangenste und dennoch aufmerksamste Sinn zu erfassen vermag, dann wirkt der Schauplatz jenes Schaffens anregend, lehrend, das Forschen befruchtend und lenkend nach auf die fernsten Geschlechter.

Mann denke sich Cook, den fünfzehn lange Jahre eines harten Dienstes als Matrose und Steuermann auf einem Kauffahrteischiff nicht nur mit dem Geschick der Erfahrung und vielbewährtem Muthe erfüllten, sondern auch mit der beharrlichen Einsicht, daß nur die angestrengteste Beschäftigung mit Meßkunst und Sternkunde ihn zu höherer Thätigkeit befähigen könnte; man denke sich den kenntnißreichen Schiffer mit dem Seemannsblick, der in dem Walde von Seilen und Stricken, der über dem Schiffe schwebt, den kleinsten Fehler, den geübte Schiffsführer Stunden lang vergebens suchten, auf der Stelle entdeckte, der die Entfernung des Landes, die Höhe der Felsen, die Nähe von Klippen, die Richtung der Häfen mit einem Augenmaß, das niemals täuschte, zu schätzen wußte; man denke sich einen Befehlshaber, unerschrocken in der Gefahr, von unerschütterlicher Gegenwart des Geistes, streng in der Zucht, aber väterlich besorgt für die Gesundheit und freudig theilnehmend an der rechtzeitigen Belustigung seiner Untergebenen; — und wenn man sich dazu erinnert, daß Cook's Gewandtheit im Verkehr mit fernen Inselbewohnern seiner Milde in

ihrer Behandlung und seiner Achtung vor den Menschenrechten gleich kam, wenn man bedenkt, daß der Entdecker im Begriff stand zum zweiten Male den Erdkreis zu durchmessen, bekannt mit allen Vorsichtsmaßregeln und den wirksamsten Hülfsmitteln, um das Ziel einer Entdeckungsreise zu erreichen, dann wird man es begreifen, wie der Antheil, den Forster selbstthätig nehmen durfte an jener schöpferischen Fahrt, sein ganzes Leben bewegt und befruchtet hat zu umfassender Weltanschauung und unsterblicher Thatkraft.

Ein unmittelbarer Ausfluß der Erfahrung, die sich Cook in seinem Matrosenleben gesammelt hatte, war die Wahl des Schiffes. Während seiner Dienstzeit wurde er auf einem Fahrzeug verwendet, das aus Northumberland nach London Steinkohlen zu holen hatte. Diese Schiffsform verband mit einem sehr geräumigen Inneren den Vorzug, daß sie rund, nach unten sogar platt gebaut war, so daß sie gar nicht tief in's Wasser ging. Dadurch wurde es möglich, sich auf drei volle Jahre mit Lebensmitteln zu versehen und an gefährlichen Küsten seichte Meeresgegenden zu befahren. Um eine Vorstellung von dem Rauminhalt eines solchen Schiffes zu bekommen, genügt es zu wissen, daß auf dem Verdeck zwischen dem großen und dem Fockmast fünf große und eben so viele kleine Boote standen; daß das Holzwerk für ein kleineres *Schiff von zwanzig* Tonnen mit zwei Masten ganz fertig

gezimmert in dem größeren Fahrzeug untergebracht war, verwendbar zur Untersuchung der gefährlichsten Untiefen und schlimmsten Falls zur Rettung der ganzen Mannschaft tauglich; während der innere Raum mehre hundert Fässer enthielt, unter welchen sechzig große Tonnen allein mit Sauerkraut und mindestens eben so viele mit Wasser gefüllt waren.

Neben Wasser und den gewöhnlichen Vorräthen von Pökelfleisch und Schiffszwieback, von Mehl und Erbsen, waren Sauerkraut und vortrefflich bereitete Täfelchen von gallertig eingekochter Fleischbrühe, deren an 5000 Pfund mitgenommen wurden, die wichtigsten Vorbeugungsmittel gegen Krankheit. Jene Täfelchen, in Erbsensuppe zerlassen, bildeten eine ebenso nahrhafte als wohlschmeckende Speise. Das Sauerkraut aber ist durch Cook's Einfluß ein unentbehrlicher Gegenstand im brittischen Seewesen geworden, weil es sich als unübertrefflich nützlich zur Verhütung des Scharbocks bewährt hat. Ein Vorrath von Malz ward nicht vergessen, indem ein gekochter Malzaufguß das Hauptmittel war, den einmal ausgebrochenen Scharbock zu heilen.

Keineswegs aber beschränkte sich Cook's Vorsorge auf die Wahl und Menge der Nahrungsmittel. Gleich sehr darauf bedacht, die Lage seiner Mannschaft zu verbessern, wie auf die Erreichung der großen Zwecke seines Forschergeistes, suchte er die Arbeitskraft seiner Leute, so

viel es nur irgend anging, zu schonen. Zu diesem Behufe hatte er sich eine ungewöhnlich große Anzahl Offiziere von der Regierung ausbedungen, und dadurch war er in den Stand gesetzt, sein Schiffsvolk, statt wie gewöhnlich in zwei Hälften, in drei Theile zu trennen, so daß jeder Einzelne nur um den dritten Tag zwölf Stunden, und an den beiden zwischenliegenden sogar nur sechs Stunden Wache und Arbeit zu verrichten hatte. Dazu kam die allerpünktlichste Sorgfalt für Reinlichkeit der Mannschaft, wie der Schiffsräume, und eine unermüdliche Sorge für Ueberfluß an Trinkwasser, dessen Mangel bei dem Genusse salziger Speisen so schwer empfunden worden wäre. Durch diese und hundert andere Vorsichtsmaßregeln, indem auch der kleinste Umstand, der auf die Musterung der Vorräthe Bezug hatte, Cook's persönliche Aufmerksamkeit erregte, gelang es ihm hundert und zwanzig Menschen während einer dreijährigen Fahrt so weit vor Krankheiten zu schützen, daß nur ein Einziger an Siechthum zu Grunde ging.

So viele ins Einzelne gehende Bemühungen waren nöthig, um die Erfolge zu erzielen, die den Ruhm der zweiten Cook'schen Reise auf alle Zeiten bringen werden, aber auch um das Vertrauen aufrecht zu erhalten, welches die Grundlage bildete für die muthige Ausdauer, mit welcher denkende Forscher und fröhliche, sinnliche, oft

halsstarrige Matrosen tausend Mühseligkeiten und Gefahren jeder Art begegnen mußten.

Am 13. Juli 1772 begann die Fahrt. Es war unter allen Reisen um die Welt die erste, die von Westen nach Osten gerichtet werden sollte. An dem wankenden Leuchtthurm auf dem Felsen Eddistone vorbei auf die hohe See, der spanischen Küste entlang, an welcher Kap Ortegal und die Seeleuchte von Corunna ins Gesicht kamen, segelten Cook als Befehlshaber der Resolution und Furneaux, der Führer eines zweiten Schiffes, namens Adventure, nach Madera. Der Morgen des 29. Juli ließ sie den malerischen Anblick der rund um die Rhede in Gestalt eines Amphitheaters liegenden Stadt Funchal genießen, deren weiß angestrichene, mit platten Dächern versehene Häuser die Lebhaftigkeit und Anmuth des Bildes erhöhten. Hier schon fand Forster Gelegenheit, seine Forschergaben zu bethätigen. Nichts entging ihm von allem, was Natur und Verfassung, die Rechtspflege und das Kirchenwesen, was Handel und Landbau, Sitten und Lebensweise, Klima und Bevölkerung nur irgend Merkwürdiges boten. Madera mit seinem eigenthümlich milden Klima, seinen Weinbergen und den dadurch bedingten Handelsverbindungen, seiner

gemischten Einwohnerschaft, bei welcher portugiesische und englische Einflüsse sich kreuzen und mit einander verflechten, war gleich der rechte Punkt, um die Fruchtbarkeit seines Beobachtungsgeistes auf die Probe zu stellen. Bei ächter Schöpfungskraft erkennt man die ganze Fülle der Keime in der ersten Anlage. Was Forster in drei Sommertagen auf Madera geleistet hat, genügte, um alles zu verheißen, was eine dreijährige Weltumsegluug auf Cook'schem Boden zur Reife brachte.

Von den Kanarischen Inseln wurden nur Palma und Ferro erblickt, von den Kapverden aber die größte, S. Jago, besucht, wo Forster besonders von der Negerähnlichkeit der Eingeborenen betroffen war. Mitte August wurden die Anker vor S. Jago gelichtet, und Ende October wurde das Vorgebirge der guten Hoffnung erreicht. Bis dahin war manche Beobachtung erbeutet und mehr als eine Gesetzesformel gefunden. Die Armuth vom Festlande entfernter Inseln an Säugethieren, Amphibien und Insekten; die Eigenschaft mancher Vögel, in ganzen Zügen vom Sturm verjagt weit in die offene See zu fliegen, so daß sie nicht als ein sicheres Zeichen nahen Landes gelten können; die Zurückführung des Meeresleuchtens auf Fische und Quallen, von welchen letzteren, wenn sie durch Bewegung des Wassers gereizt werden, ein stärkeres Funkeln ausgeht, gaben dem Wissensdrange des frischen Jünglings anregende Nahrung.

Ein neuer Vorrath von Lebensfreude und Stärkungsmitteln wurde am Kap eingeschifft, denn die dort genossene Gastfreundschaft sollte lange reichen. Am 22. November wurde das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen, um hohe südliche Breiten zu befahren. Und wer der Einbildungskraft genug besitzt, um sich vorzustellen, was es heißt, Monate lang, zwischen Wasser, Eis und Sternen im Weltenraum zu schweben, der ahnt es, wie sich Forster freuen mußte, daß auf dem Kape Sparrmann, der pflanzenkundige Reisende, ein erfahrener Arzt mit feinem Kopfe und menschenfreundlichem Gemüth, sich auch der Reise anschloß.

Cook hatte als Hauptaufgabe die Frage zu lösen, ob jenseits des vierzigsten Grades Süderbreite kein Land zu finden sei. So lief er denn vom Kap aus gerade nach Süden, und schon nach 17 Tagen (am 9. December) befanden sich die Reisenden angesichts einer Eismasse, die nach der Höhe, in der sie den Meeresspiegel überragte, einen Rauminhalt von 1600 Millionen Kubikfuß besitzen mußte. Sturm und die Gefahr zu versinken, in der die Resolution sich schon vorher befunden hatte, die Nothwendigkeit, sich mit Seewasser zu waschen, und die abgemessenen Antheile, die einem jeden vom Trinkwasser gereicht wurden, waren Kleinigkeiten gegen die Mühseligkeiten und Wagnisse, die jetzt zu bestehen waren. Der Wärmemesser erhob sich nur selten um ein Paar Grade über

den Gefrierpunkt. Regen, Schnee und Sturm und Nebel, die das Treibeis oft verdeckten und die Schiffe in Gefahr brachten, an einem schwimmenden Gletscher zu zerschellen, waren ihre täglichen Begleiter. Trotz der Nebel wurde einmal von Wales, dem Sternkundigen am Bord der Resolution, und von Forster's Vater die Meeresstille zu Wärmemessungen der See in großer Tiefe benützt; aber die Finsterniß wuchs, und das kleine Boot, das die Gelehrten bestiegen hatten, verlor alsbald die beiden Schiffe aus den Augen. Ohne Mast und Segel, nur mit zwei Rudern versehen, von jeder Küste fern, von Eis umdrängt, ohne Nahrung, in lautloser Stille, nicht im Stande eine Bootslänge weit vor Nebel zu sehen, ruderten sie eine Weile hin und her: umsonst. Sie entschlossen sich endlich, still liegen zu bleiben, in der Hoffnung, daß bei der herrschenden Meeresstille die Schiffe sich nicht allzu weit entfernen würden. Nach einiger Zeit klang ihnen die Glocke der Adventure wie himmlische Musik in die Ohren; sie erreichten glücklich dieses Schiff und bald darauf war Georg wieder mit seinem Vater vereinigt. Das treibende Eis wurde zur Erneuerung des Vorraths an frischem Wasser benützt; der arbeitsmuthige Matrose achtete nicht Frost und wunde Hände. Die Handhabung des mit Eis überzogenen Tau- und Takelwerks lief überdies ohne blutige Finger nicht ab. Am 8. Februar 1773 wurde der Nebel so dick, daß

die Adventure sich aus dem Gesichtskreise der Resolution verirrte, und es gelang den beiden Schiffen nicht mehr sich zu vereinigen. Damit war die Gefahr verdoppelt, die Kraft vereinzelt, der Muth vereinsamt. Nur selten sah ein Matrose in den weiten Ocean hinaus, ohne trübe Klagen über diese verhängnißvolle Trennung. Die steigende Gefahr verminderte die Ruhestunden. Von dem Genuß des sonst gut trinkbaren Eiswassers schwollen die Drüsen an, der Scharbock wüthete mit Gliederreißen um die Wette, die Stimmung ward trübe und gedrückt.

Wohl dem, der in solcher Verfassung sein „wahres, ächtes, einziges Eigenthum in seinem Herzen und Verstande" *), behaupten konnte, der in der Thätigkeit des Geistes die Schwungkraft nicht verlor, dem Kampf der Elemente Widerstand zu bieten. Forster erklärte sich die größere Kälte der südlichen Halbkugel aus dem Mangel eines festen Landes; er hatte bald bemerkt, daß die Schneepetrell, ein Sturmvogel **) als Vorbote des Eises betrachtet werden konnte; er lernte, daß Seehunde ***) und Pinguins †) auf nahes Land nicht rechnen lassen. Er freute sich mit dem Wundarzt über die gute Wirkung, die

*) III. 165.

**) Procellaria nivea.

***) Phoca vitulina.

†) Aptenodytes.

frischer Maisch, gekochter Malzaufguß, gegen die ärgsten Grade des Scharbocks entfaltete. Und auch sein Schönheitssinn blieb hier nicht ohne Nahrung. Sein formbegieriges Auge folgte den kirchthurmähnlichen Gestalten der Eisberge, deren einer von einem grottenartigen Loch, welches das Tageslicht an der anderen Seite sehen ließ, durchbohrt war; er beobachtete die verschieden weißen Schichten, welche neue Schneemassen auf den Eisfeldern nach und nach erzeugt haben mußten; er wußte sich an dem schönen Saphir oder der beryllblauen Farbe des Eises zu ergötzen, oder bewunderte eine Eisinsel, von der untergehenden Sonne mit funkelndem Gold und blendendem Purpurglanz umgossen. Das erhabene Schauspiel eines hellen weißen Lichts, dessen hohe Säulen, bis zum Zenith hinaufreichend, allmälig den ganzen südlichen Theil des Himmels erleuchteten oder sich in Bogen vereinigten, entzückte den Glücklichen, der großen Eindrücken ebenbürtig offenstand.

Cook war außerdem der Mann, den die Gewohnheit an Gefahr nicht tollkühn und die Abhärtung des Seelebens nicht stumpfsinnig machen konnte für die Leiden seiner Mannschaft. Er hatte den siebenundsechzigsten Grad der südlichen Breite erreicht und also den südlichen Polarkreis überschritten; in mehr als vier Monaten war in diesen hohen Breitegraden kein Land *entdeckt worden;* einzelne seiner Matrosen lagen schwer

athmend, mit blauen Flecken an gelähmten Gliedern, geplagt durch böses Zahnfleisch und leicht blutenden Ausschlag; eine düstere Traurigkeit nahm auf dem Schiffe überhand. Da wurde das Steuer nach Norden gerichtet.

Neuseeland's Küste lag am 26. März vor dem sehnsüchtigen Auge der Matrosen. Jubelnd begrüßten die Segler die wildnißartige Landschaft. In wenig Tagen war die lebendigste Betriebsamkeit an den Ufern der Dusky-Bai entwickelt. Auf einem Morgen Landes ward das Holz gefällt, und so entstand ein freier Platz, auf dem sich hundert fleißige Hände regen konnten. Da wurde das Zimmerholz zu Planken gesägt, das Brennholz zerhauen, in dampfenden Kesseln Sprossenbier gebraut*) oder aus den zahlreichen Fischen, von welchen die Küste wimmelte, eine Mahlzeit bereitet, die nach dem lang anhaltenden Genuß des Pökelfleisches zehnfach erfrischte. An einem rauschenden Bach, der Ueberfluß des reinsten Trinkwassers gewährte, standen ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern. Die Säge der Zimmerleute ward von dem Hammer der Schmiede übertönt; an dem Schiffe waren die Matrosen geschäftig, es galt zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk überall wiederherzustellen. Unter den Bierbrauern und Köchen, den

*) Aus den Nadeln der Sprossentanne, Dacrydium cupressinum.



Schmieden und Böttchern saß Hodges, der als Künstler mitgenommen war, seinem Pinsel die Reize der Landschaft anvertrauend, Forster zeichnete Pflanzen und Thiere, und über dem Gewühle so vielseitiger Arbeit beobachtete Wales in seiner Sternwarte den Gang der Gestirne.

Sechs Wochen reichten aus, um für die Weiterreise neue Kräfte zu gewinnen. Durch Sprossenbier und Myrthenthee ward der Scharbock glücklich bekämpft, durch Wasservögel und Fische die Säftemasse des Körpers erneuert. Aber diese Zeit ward nicht bloß für Selbsterhaltung und Selbstentwickelung verwendet. Gänse, die vom Kap mitgenommen waren, Eber, Säue und Ziegen ließ Cook auf der Insel zurück, mit Gartengesämen befruchtete er den Boden des gastlichen Gestades, Erbsen, Bohnen, Getreidearten und Kartoffeln wurden an verschiedenen Stellen Neuseelands gepflanzt. Und damit Viehzucht und Landbau, die der Weltumsegler als Anfänge jeder Gesittung zu begründen hoffte, der Unterstützung des Gewerbes nicht entbehren sollten, wurden den Einwohnern Geschenke von Beilen und großen eisernen Nägeln hinterlassen.

Forster selbst war inzwischen mit Erdreich und Pflanzen, mit Thieren und Menschen vollauf beschäftigt. Offenherzige Dreistigkeit, Ehrlichkeit und daneben eine bei wilden Völkern häufig vorkommende Empfindlichkeit hob er als Charakterzüge der Neuseeländer hervor. Für die

beschwerlichen Nächte, in denen der steinige Strand sein Bette, eine Schießtasche das Kopfkissen und der Himmel seine Decke war, für die Plage der Erdmücken, deren Biß blatterähnliche Geschwüre und bei seinem Vater einmal sogar ein heftiges Wundfieber verursachte, bot die Natur mit ihren hundert neuen Gestalten und nirgends fehlenden prächtigen Eindrücken Ersatz. In der Cascadebucht stürzte sich eine klare Wassersäule, die einen Umfang von dreißig Fuß haben mochte, aus einer Höhe von dreihundert Fuß mit reißendem Ungestüm über eine senkrechte Felswand, etwa fünfundsiebzig Fuß über dem Becken, das die schäumenden Wogen auffing, von einem Vorsprung unterbrochen, der die Säule in eine breite durchsichtige Wasserwand verwandelte. Jenes Becken, an drei Seiten von jähen Felsen eingefaßt, ließ vorn die schäumende Fluth über unregelmäßige Steinmassen ins Meer hinabbrausen, das Ganze mit solchem Getöse, daß jeder andere Laut machtlos verhallte gegen das Lärmen des Wasserfalls.

Am 11. Mai verließ die Resolution die Dusky-Bai um nach Charlottensund, der jetzigen Cooksstraße, zu segeln. Auf dieser Fahrt machte Forster in der Nähe von Kap Stephens mit dem Schauspiel der Wasserhosen in wirkungsvoller Gestalt Bekanntschaft. Besseres aber wartete seiner in dem Charlottensunde, indem der 18. Mai

durch die Wiedervereinigung mit der Adventure als Fest-tag bezeichnet ward.

Die Fahrt von Neuseeland nach Tahiti, die am 7. Juni angetreten wurde, war eine gelinde Reise im Vergleich zu dem Wege, den Cook vom Vorgebirge der Guten Hoffnung bis Neuseeland zurückgelegt hatte. Dennoch bot sie der Mühseligkeiten genug, um den Neid der Matrosen gegen die gewöhnlichen Ostindienfahrer zu erregen. Indessen dieser Neid machte sich in Scherzen Luft, durch welche sie sich mit ihren früheren Capitänen neckten, deren Seelen sie zur Strafe für ihr ehemaliges üppiges Seeleben in Albatrosse*) wandern und auf die Südsee gebannt sein ließen. Forster lieferte auf dieser Fahrt einen höchst merkwürdigen Beitrag zur geistigen Geschichte der Hunde, zu welchem einige von Neuseeland mitgenommene Thiere Veranlassung boten. Er fand nämlich, wie es ältere Seefahrer von den Inseln der Südsee gemeldet haben, auch auf Neuseeland die Hunde dumm und einfältig wie die Schafe, und während kein Europäischer Hund Gelüste hat nach Hundefleisch und Hundeknochen, entwickelten die Neuseeländischen Thiere eine so vollständige Kannibalennatur, daß selbst ein Hund, der so jung auf das Schiff kam, daß er wohl noch nichts als Muttermilch bekommen haben mochte,

---

*) *Diomedea* exulans.

über den Körper eines todtgeborenen Hundes mit großer Gierigkeit herfiel. Demnach ist auch die Hundeseele, deren Fähigkeiten und Treue wir bewundern, ein Erzeugniß der Entwickelung, die wir dem Hirn von außen durch Erziehung mitzutheilen wissen.

Forster beschränkte den Namen des stillen Meeres auf den Theil der Südsee, der zwischen den Wendekreisen gelegen ist. Hier kamen ihnen gelindes Wetter, beständiger Wind und ruhige See gar sehr zu statten, als sie an den niedrigen Inseln des gefährlichen Archipelagus vorbeischifften, deren vom Grunde des Meeres, wie senkrechte Mauern, aufsteigende Felsen so wenig über den Wasserspiegel hervorragen, daß sie des Schiffers ganze Wachsamkeit in Anspruch nehmen. Wiewohl jene kreisförmigen, in der Mitte mit einem Becken von Seewasser und nur mit spärlichen Baumgruppen versehenen Eilande wenig versprachen, so war doch das zweimonatliche Schiffsleben lang und verdrießlich genug gewesen, um den bloßen Anblick des Landes so erquickend zu machen, wie dem Auge des Durstigen der Anblick des Wassers erscheint.

Der 16. August war dann ein unvergeßlicher Tag in Forster's Leben. In der Nähe von Tahiti's Küste klang ihm das Quiken junger Ferkel lieblicher als die herrlichste Musik des fertigsten Künstlers. Aber die Freude über das nahe Ufer verschwand vor den Reizen

jenes glücklichen Eilandes, das Forster zu dem Zaubernamen machte, an den sich unsere Knabenerinnerung knüpft von der anmuthigen Sitteneinfalt der Bewohner jener schönen Inselwelt des stillen Meeres. Tahiti blieb ihm selbst der Winkel der Erde, der ihm in treuer Erinnerung vor allen andern lächelnd winkte.*)

In einem warmen Klima, wo die fast beständig heitere Luft von mäßigen Seewinden erfrischt wird, liegt das fruchtbare Eiland einem gebirgigen Garten gleich, wo schattige Fruchtbäume mit wohlriechendem blühendem Buschwerk wechseln und mit dem Schmuck der jungen Wiesen. Krystallklare Bäche und Wasserfälle stürzen von grünenden, mit den mannigfaltigsten Pflanzen geschmückten Bergen herab, und es fehlt nicht an Stellen, wo Felsen, aus schwarzen Basaltsäulen bestehend, die Schauer eines finsteren, romantisch-wilden Anblicks gewähren. Neben der Barringtonie, die in lilienweißer Blüthe mit ihren zahlreichen, an der Spitze karmoisinrothen Staubfäden prangt, spendet der Brodbaum**) in so verschwenderischer Fülle seine Früchte, daß es genügt zehn Bäume gepflanzt zu haben, um dem eigenen wie

*) Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Horatius.

Motto vor der Nachricht vom zweiten Besuch auf der Insel Tahiti.

**) Artocarpus incisus.

dem kommenden Geschlecht so viel zu schenken, wie bei uns der Bauer in einem ganzen Leben durch Pflug und Erndte dem Boden abringt. Und diese Insel war bewohnt von einem unschuldigen, sanften, wohlwollenden Volk, das einer einfachen, reinlichen Lebensweise Schönheit und heitere Gesundheit dankte und sich zu gerechter Vernunft und aufopferndem Heldenmuth erheben konnte.

Wie sollte man sich wundern, daß Forster, der nach schwerer Krankheit hier Genesung fand und eine Gastfreiheit genoß, die an Homer's Nausikaa erinnert, Kalypso's Zauberland zu betreten glaubte? und daß die süße Spondias, die ihm den heilsamen Apfel bot, ihn an des Paradieses Unschuld und Sorglosigkeit gemahnte? Wer hätte nicht, wie er, den tahitischen Helden Tohah begriffen, dem England am Ende nur ein schlechtes Land schien, weil dort gar keine Brodfrucht wächst und auch nicht Kokosnüsse?

So zarter Vorbereitung bedurfte es nicht in des Jünglings Gemüth, um sich beim zweiten Besuch Tahiti's zu freuen, daß die Eingeborenen durch gute Pflege die geschenkten Ziegen zu würdigen und ihre Vermehrung zu fördern wußten, während der Mangel an Lebensmitteln, den früher der Krieg von Groß-Tahiti mit der kleineren Halbinsel, Teiarrabu, veranlaßt hatte, einem reichen Ueberfluß an Schweinen gewichen war. Seine Freude selbst beweist uns, daß die lieblichsten Naturbilder, ver-

bunden mit der Sorgfalt unverdorbener Menschen, die den Erhitzten vor zu schnellem Genuß der Kokosmilch hüteten, es nicht vermochten, ihn in träumerische Tändelei zu versenken. Davor schützte schon die neue Thätigkeit, welche die auch in wissenschaftlicher Hinsicht reiche Insel von ihm verlangte. Derselbe Forster, der sich von den Sängern des Waldes den damals in Europa gehegten Wahn so gerne nehmen ließ, daß es in heißen Ländern den Vögeln an harmonischer Stimme fehlen solle, versäumte es nicht, die zahlreichen neuen Vögel und Fische Tahiti's zu beschreiben, und die unter seinen Füßen wegrollenden Felsenstücke hielten ihn nicht ab, auf steilen Bergen zwischen Klüften neue Pflanzen zu erbeuten.

Der Mensch blieb allerdings der Gegenstand seiner besonderen Vorliebe. Wenn er gleich beide Male müde und kraftlos genug in Tahiti's Buchten einlief, um es gehörig zu schätzen, wenn um ein Beil oder gar um eine rothe Feder ein Schwein und zwölf der schönsten Kokosnüsse um eine einzige Glaskoralle zu haben waren, so war sein Sinn dennoch zuerst geöffnet für alle Züge, die ihm das eigentliche Leben des Volkes offenbarten. Wie sich der König O-Tuh von eines Bergschotten Dudelsack bewegen ließ, so belauschte Forster die ersten Keime menschlicher Kunst in den vier Tönen, welche die Bewohner noch ohne Melodie und Takt der Nasenflöte und dem Kehlkopf entlockten, in ihren dramatischen Tänzen

und in den krüppelhaften Menschenfiguren, mit denen das schnabelförmige Hintertheil ihrer Kriegskanots verziert war. Die frische, scharfe Anschauung der Tahitier läßt ihn daran erinnern, daß sie auf dem Schiffe Bougainville's am bloßen Gang eine als Mann verkleidete Frau erkannten, deren Geschlecht dem Schiffsvolk bis dahin auf der ganzen Reise war verborgen geblieben. Aber die Liebenswürdigkeit der unverfälschten Menschennatur verblendet sein Auge nicht, wenn es gilt zu entdecken, daß ursprünglich die Tahitier Menschenfresser gewesen sein müssen, bevor sie durch die Vortrefflichkeit von Land und Klima und durch den Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln gesitteter geworden waren. So gern er auch die Gutherzigkeit des Mittelstandes in dem unverfeinerten Teiarrabu anerkennt, so leicht bemerkt er doch, daß es mit der scheinbaren und glänzenden Höflichkeit der Hofleute bloß darauf abgesehen sei, ihre Hoffnungen durch leere Versprechungen zu nähren und von einer Zeit zur anderen aufzuhalten*). Die Frauen von Tahiti rettet er von der allgemeinen Beschuldigung des Mangels an Zucht und reiner Sitte mit der Thatsache, daß es eine beschränkte Anzahl war, die ihre Liebe feil bot und mit dem Hinweis auf die Abgeschmacktheit, die darin liegen würde, wenn etwa O-Mai, ein durch die

*) I. 254.

erste Cook'sche Reise nach Europa gekommener Tahitier erzählen wollte, „in England wisse man wenig oder nichts von Zucht und Ehrbarkeit, weil er dergleichen unter den gefälligen Nymphen in Covent=Garden, Drurylane und im Strande nicht angetroffen.“ So hält er die große Flotte, mit welcher der Heldenmüthige Tohah die Insel Eimeo bekriegen wollte, eines Vergleichs mit der Griechen Heeresmacht vor Troja werth. Aber er übersieht es nicht, daß schon die Tahitier auf Matten von Tonga=Tabu, welche sie selbst genau ebenso verfertigten, einen weit größeren Werth legten als auf das Machwerk ihrer Hände, und Tahitische Waare unter Tongaschem Namen von den Matrosen theuer kauften. Auch kleine Züge entgingen seinem Auge nicht, und sehr ergötzlich erzählt er, wie eine Tahitische Schöne den Matrosen, der um sie warb, als sie an ihm ein Auge vermißte, einem einäugigen Mädchen zuführte, das sich nach ihrer Meinung besser für ihn schickte als sie selbst. Oder kann man etwa besser in die gelehrige einfache Unmittelbarkeit einer halbidyllischen Welt versetzt werden, als wenn man Forster erzählen hört, wie Teiarrabu's König Cook's Taschenuhr, nachdem ihm sorgfältig erörtert, wozu sie diene, zu einer kleinen Sonne ernannte?

Nach Tahiti wurden einige andere Gesellschaftsinseln und die freundschaftlichen Inseln besucht. Jene sind durch hohe Berge mit reichen Waldungen ausgezeichnet,

welche beide auf den freundschaftlichen Inseln viel weniger entwickelt sind. Eine Menge von Unterschieden sind davon die natürliche Folge. Während Tahiti und Huaheine Ueberfluß am reinsten Trinkwasser haben, müssen sich die Bewohner des zu den freundschaftlichen Inseln gehörigen Tonga=Tabu mit faulem Regenwasser aus stinkenden Pfützen oder gar mit Brackwasser behelfen. Dort geräumige Häuser und beinahe unzählige, große Kanots, hier unbequeme Wohnungen und im Vergleich zu Tahiti dürftige Fahrzeuge. Im geraden Verhältniß zum Ueberfluß an süßem Wasser steht die Reinlichkeit des Volks und die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Tahitier sind das reinlichste Volk der Erde, die Tonganer leiden an häufigen Hautkrankheiten, die durch den auch in Tahiti üblichen Rauschpfeffer*) verschlimmert werden. Und weil eine dünne Erdschicht die Korallenfelsen der freundschaftlichen Eilande bedeckt, gedeiht der Brodbaum wenig und wird unendlich mehr Mühe auf den Ackerbau verwandt, unerachtet auch die Bewohner Huaheine's ihre Maulbeerbäume fleißig warten, den Boden sorgfältig jäten, mit zerbrochenen Korallen und Muscheln düngen und sogar durch tiefe Graben um ihre Pflanzungen dem Wasser freien Ablauf verschaffen. Der Ackerbau aber macht die Tonganer kräftiger und schlanker als die Ta=

*) Piper methysticum.

hitier, und wenn gleich jene genöthigt sind, die Lebensmittel weit über zwecklose Zierrathen zu schätzen, so ist doch die Arbeitsamkeit, an welche sie die Bestellung des Feldes gewöhnte, die Quelle des Gewerbes wie der Kunst geworden. Auf Tonga-Tabu fand Forster die vortrefflichste Tischlerarbeit, mit Rochenhaut gehobelt, geglättet mit Korallen. Die Anfänge der Bildhaukunst und der Musik, in der sie es zu einem zweistimmigen Gesang und zum harmonischen Dreiklang gebracht hatten, waren denen auf Tahiti bei weitem überlegen. Dafür ist die Sprache der Tahitier durch die vorherrschenden Selbstlauter sanfttönender und wohlklingender, und dieses weiche Seelenorgan begleitet ein herzlicheres Gemüth. Forster spricht den Bewohnern Tonga-Tabu's mehr steife Höflichkeit, den Tahitiern mehr aufrichtige Herzensfreundschaft zu, wonach man denn die Namen der freundschaftlichen und der Gesellschaftsinseln vertauschen möchte.

Gestaltende Erfindungskraft läßt uns der treue Führer auch auf den gesellschaftlichen Inseln bewundern. Ein schönes Mädchen, das sich von ihrem Liebhaber aus Raietea nach Tahiti hatte entführen lassen, kehrte, von Sehnsucht nach Aeltern und Gespielen überwältigt, auf Cook's Schiff nach jener Insel zurück. Als sie jedoch in Huaheine mit den Offizieren einem dramatischen Tanze beiwohnte, mußte sie in dieser Aufführung ein Volksgericht erkennen, denn aus dem Stegreif ward ihre eigene

Geschichte von den Tänzern gespielt, ihre Flucht aus Liebe lächerlich gemacht und zum Schluß ihr noch ein schimpflicher Empfang bei ihren Aeltern vorgespiegelt. Auf Raietea ward die Reisegesellschaft selbst die Zielscheibe eines schalkhaft verspottenden Mährchens. Orea, der sich viel vom Kapitän aus seinen Reiseerlebnissen hatte erzählen lassen, konnte sich nicht dazu verstehen, an die unbedingte Wahrheit so vieler, für seine Begriffe fabelhafter Nachrichten zu glauben. Er warnte daher Cook vor der Insel Mirro-Mirro, welche von ungeheuren Riesen bewohnt wäre, die an Größe dem höchsten Mast und an Leibesumfang dem Obertheil der Schiffswinde gleich kämen. Denn wenn man diese Ungeheuer erzürne, so nähmen sie ihren Mann, um ihn wie einen Stein ins Meer zu schleudern, und sie wären wohl im Stande, durch die See heranzuwaden und das Schiff auf ihren Schultern ans Land zu tragen.

Solche Thatsachen sind wohl allein schon beweiskräftig genug gegen Rousseau'sche Träumereien von einer ungetrübten Einfalt und einer immer unbefangenen Unmittelbarkeit des reinen Naturmenschen. Allein es sollte nicht an Gelegenheit fehlen, hierfür deutlichere Beweise zu sammeln. Auf Tahiti waren es besonders die kleinen Gegenstände des Schmucks, Korallen und Federn, auf den freundschaftlichen Inseln das nützliche Geräthe, Beile und Nägel, welche die Wünsche der Bewohner so mäch-

tig erregten, daß sie zu behendem Diebstahl verleitet wurden. Daraus erwuchsen Mißhelligkeiten, in welchen die Gefahr von Mord und Todtschlag nicht immer glücklich vermieden werden konnte. Tonga-Tabu und Ea-Uhwe erzeigten ihrem Alleinherrscher eine sklavische Verehrung, so daß sich Forster „gewissermaßen darüber verwunderte, daß die Unterthanen so vergnügt und munter waren, da doch ihre politische Verfassung der Freiheit, jener allgemeinen Quelle der Glückseligkeit, eben nicht recht günstig zu sein schien." *) Und auf den Gesellschaftsinseln hatte die bevorzugte Kaste der Errioys, die, um sich nicht zu schnell zu vermehren, keine Kinder haben durfte, dem ursprünglich ertheilten Gesetz der Ehelosigkeit aber auf die Dauer nicht gehorchen konnte, die Stimme der Natur so weit erstickt, daß der geheime Kindermord zu ihren Gewohnheiten zählte, der freilich, wenn er ruchbar wurde, von dem gewöhnlichen Volk mit dem Tode geahndet ward. Wo aber Diebstahl, Krieg, Gewaltherrschaft und Kindermord auftreten, da hat das Reich der natürlichen Unmittelbarkeit ein Ende.

Um desto lieber ruht man dabei aus, wenn dennoch Forster mit seinem unbestochenen Urtheil immer und immer wieder darauf zurückkommt, daß Gastfreiheit, Gutherzigkeit und Uneigennützigkeit unbewußte Tugenden jener

*) I. 377.

Insulaner sind. Man hätte sich dazu verstanden mit anzusitzen an dem Mahl auf Raietea, wofür der Tisch aus einer Menge grüner Blätter auf der Erde bestand, um sich über Maheine's Gemüthswärme zu erfreuen, der, als die Resolution ihn seinem Wunsche gemäß, nachdem er bis zum 71. Grade Süderbreite mitgefahren war, in Raietea, seiner Heimath, zurückließ, sprachlos, mit thränenreichem Blick, in der tiefsten Bewegung von der Schiffsgesellschaft Abschied nahm.

Mit so vielen neuen Eindrücken bereichert, durch frische Luft und gesunde Nahrung gestärkt, trat Forster muthig die Reise gen Süden wieder an. Am 7. October 1773 verließ das Schiff Tonga-Tabu und am 20. desselben Monats befand es sich zum zweiten Male an Neuseelands Küste. Nach einem gefährlichen Sturm, der den Reisenden den blendenden Anblick der schäumenden See gewährte, betraten sie das Ufer der Ship-Cove und rächten sich für die Vernachlässigung der hinterlassenen Thiere durch neue Geschenke von Schweinen und Hühnern, die in einem entlegenen Winkel des Waldes so gut wie möglich der unzeitigen Begier der Indianer entzogen wurden. Die Gartensaat war üppig aufgegangen und Maheine, der damals noch an Bord war und die im Vergleich zu seiner Heimath elende Lage der Neuseeländer mitfühlend begriff, trug ihnen

die fleischigen, süßen Wurzelknollen seiner Yams*) entgegen. Die hohe Bedeutsamkeit solcher Wohlthaten erfüllte Forster's Geist und Herz. Die Einführung von zahmem Schlachtvieh, so hoffte er, könnte dereinst den Zeitpunkt beschleunigen helfen, in dem die Menschenfresserei dem Ueberfluß weichen müßte, durch welchen Viehzucht und Ackerbau das Volk näher zusammenbringen und geselliger machen würden.

Nun aber ging es zum zweiten Mal ins Eismeer. Zweimal wurde auf dieser Reise der südliche Polarkreis überschritten, und der Wechsel zwischen hohen und niederen Breiten, der plötzliche Uebergang aus einem Klima in das andere machte die Fahrt im höchsten Grade beschwerlich. Alle Gefahren von Nebel, Eis und Stürmen, welche die erste Reise in jenen Gegenden bedrohten, wurden im verdoppelten Maßstab bestanden. Und dazu kamen ein viel geringerer Vorrath an lebendigem Vieh, verdorbener Schiffszwieback, unüberwindlicher Ekel vor eingesalzenen Speisen, eine gefährliche Erkrankung Cook's, auf dessen Erhaltung alle Hoffnungen für die glückliche Vollendung der Entdeckungsreise ruhten, und den armen Forster quälte in seiner elenden, wiederholt von Wasser überschwemmten Kajüte ein jämmerlicher Scharbock. Die Albatrosse, welche die Reisenden bei

*) Dioscorea alata.

ihrer Einfahrt in den gemäßigten Erdstrich bewillkommt hatten, waren ihnen in den Eisgürtel nicht gefolgt, und schlimmer als dieses Wetterzeichen war die Verlassenheit der Resolution, die der Nebel vor Neuseeland zum zweiten Male und für die ganze Reise von der Adventure getrennt hatte. Da gab es wenig Trost, daß sie am 6. Decbr. des Jahres 1773 Abends 7 Uhr im 51. Grade 33 Minuten südlicher Breite und unter dem 180. Grade der Länge genau über den Strich der Gegenfüßler London's wegsegelten, und die sprachlichen Forschungen, bei denen Maheine behülflich war, vermochten es nicht, den Geist befriedigend zu spannen. Mit Ungeduld zählte Maheine an seinen Stöckchen die Zahl der Eisinseln, und das Anstaunen der nachtlosen Tage innerhalb des Polkreises ward ihm erst in der Erzählung bei seinen Landsleuten zum erhebenden Genuß. In dieser Stimmung urtheilte Forster härter, als es in seiner begreifenden Gewohnheit lag, über die Rohheit, mit der die Matrosen das Weihnachtsfest begingen, und die Schwermuth, die sich nachher beim Schwanken zwischen dem 60. und 71. Grade durch fürchterliche Stille auf dem Schiffe kund gab, hatte auch den kranken Jüngling so weit ergriffen, daß er muthlos erzählt: „Eis, Nebel, Stürme und eine ungestüme See machten finstere Scenen, die selten genug durch einen vorübergehenden Sonnenblick erheitert wurden. Das Klima war kalt und unsere Nahrungsmittel

beinahe verdorben und ekelhaft. Kurz wir lebten nur ein Pflanzenleben, verwelkten und wurden gegen alles gleichgültig, was sonst den Geist zu ermuntern pflegt. Unsre Gesundhheit, unser Gefühl, unsere Freuden opferten wir der leidigen Ehre auf, einen unbesegelten Strich durchkreuzt zu haben! Das war im eigentlichen Verstande: Propter vitam vivendi perdere causas. Juvenalis."

Endlich zwang die Krankheit des Kapitains mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach Norden zu fahren. Hundert und drei Tage lang hatten sie kein Land gesehen und keinen frischen Fisch gekostet, als sie am 8. März 1774 das öde Ostereiland mit seinen ungeschlachten Bildwerken entdeckten. Hier war für die Erholung ihrer Kräfte schlecht gesorgt. Cook und Forster strengten sich beide auf der die magere Bevölkerung kaum ernährenden Insel übermäßig an, und Cook hatte nachher auf der Reise nach den Marquesas von Krankheit nicht wenig zu leiden. Ohne Vorrath und Labsal, von Hunger und Kummer geplagt, lebten die Kranken an Bord im eigentlichen Sinne „von Wind und Hoffnung." Sie wurden erlöst in Madre de Dios auf Waitahu, und frohen Sinnes verließen sie die Marquesas, um eine zweite Heimath in Tahiti zu besuchen.

Nachdem sie mehre Wochen auf den gesellschaftlichen und Freundschaftsinseln zugebracht, begann die eigentliche Entdeckungsfahrt der Reise. Im Juli des Jahres

1774 wurden die Neuen Hebriden aufgefunden, denen Cook ihren Namen gab, und nach einander Mallicolo, Irromanga und Tanna besucht. Ein von den Bewohnern der Gesellschaftsinseln ganz abweichender, schwarzbrauner Volksstamm, bei dem die kurze, platte Stirn von reichem, krausem Haar umgeben war, mit breiter, flacher Nase und vorragenden Backenknochen bot reichen Stoff, um neue Eigenthümlichkeiten und Zustände zu erforschen. Schon die Geringschätzung, die das weibliche Geschlecht mit den schwersten Arbeiten drückte, belehrte Forster darüber, daß er es hier mit einer tieferen Bildungsstufe als auf Tahiti und Tonga zu thun hatte. Dies wurde bestätigt durch den Mangel an Zierlichkeit in ihrem Geräthe und ihren Waffen, durch die Unbequemlichkeit der Schoppen, die ihnen nothdürftiges Obdach gegen Wind und Wetter gewährten, durch ihre Unreinlichkeit und spärliche Bekleidung, die sich nur auf den Schutz der allerempfindlichsten Körpertheile vor dornigem Gestrüpp zu beziehen schien. Während ein dürrer Ast als Spaten diente, war viel mehr Sorgfalt den Waffen gewidmet, welche sie niemals abzulegen pflegten. Mißtrauen war daher ein sehr hervorstechender Charakterzug und, wie Mißtrauen Mißtrauen erweckt, so kam es nur allzu oft zu einem Friedensbruch in dem Verkehre dieser Wilden mit den Reisenden, deren übereilt strafender Gebrauch des Schießgewehrs Forster's Gemüth des-

halb auf's Tiefste kränkte, weil er von einem streng gesitteten, milden Betragen der Europäer die beste Wirkung auf die empfängliche Gemüthsart seiner Tapneser zu hoffen berechtigt war. Ihre Regierungsform war noch die rein erzväterliche; nur im Kriege schien die Macht aus der Hand der Familienhäupter in die des erfahrensten, tapfersten Helden überzugehen. Leider gehört es zu den betrübenden Wahrheiten, deren Anerkennung die freieste Unbefangenheit voraussetzt, daß Forster seinen feinen Sinn für die Beurtheilung der Menschengattung auch dann beurkundet, wenn er der Tanneser Ehrlichkeit als eins der Zeichen anführt, die für einen geringen Grad der Gesammtentwicklung sprechen.

Aus der ausschließlichen Verwendung des Putzes für die Männer hatte Forster die Sklaverei der Frauen schon errathen, bevor er noch die schwere Bürde gesehen, die das stärkere Geschlecht dem schwächeren auferlegte. Von den Mallicolesern lernte er und wußte er überzeugend mitzutheilen, daß die Schamhaftigkeit nur die Folge unserer Erziehung ist und keineswegs mit einer angeborenen Eigenschaft verwechselt werden darf. Aber auch hier verweilt er mit Wärme bei so manchen Zügen, welche Herzensgüte und Empfindsamkeit als unveräußerliche, hoffnungsvolle Merkmale der Menschheit erkennen lassen. Herzensgüte und die Fähigkeit, sich durch Empfindungen zu bilden, in ihnen liegt das natürliche, von jeder Grille

der Ansicht unabhängige Gewissen des Menschen. Darum hebt Forster die Großmuth der Tanneser hervor, und er erklärt ihre mißtrauische, rachsüchtige Gemüthsart aus ihren unaufhörlichen Kriegen. In diesem Sinne ist es ihm merkwürdig, daß die Vertauschung der Namen hier, wie auf anderen Südseeinseln, als ein Zeichen der Freundschaft gilt. Nicht als eine seltsame Sitte, sondern als ein Gesetz, das in der Menschenneigung herrscht, berichtet er, daß man in Tanna wie auf Tahiti, in Neuseeland und auf Mendana's Inselgruppe das Haar der Verstorbenen zum Andenken und als ein Zeichen der Trauer zu tragen pflegt. Wenn aber die Tanneser Sparrmann's schwedische Volkslieder den deutschen und englischen vorzogen, wenn sie selbst ernsthafte Weisen mit eigenem Sylbenmaß zu singen wußten, wenn ihre Musik also eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, als irgendwo sonst in der Südsee, dann läßt man sich wohl gern von Forster, der selbst im gewöhnlichen Sinne kaum musikalisch war, daran erinnern, „daß das Wohlgefallen an harmonischen Tönen eine gewisse Empfindlichkeit voraussetzt, die der Sittlichkeit den Weg bereitet.“ Und man begreift es, daß dieser Jüngling, wiewohl vor Eifer brennend, sich gern zu fügen wußte, wenn Billigkeit und Klugheit es erforderten, der Wißbegierde Schranken zu setzen, weil sie ohne Ungerechtigkeit und Blutvergießen nicht hätte befriedigt werden können.

Neben der geistigen Eigenthümlichkeit des Hebridenvolks beschäftigte ihn die Sprache, die durch Härte, durch Kehl- und Zischlaute, so wie durch viele mit einem Hauch gesprochene Wörter ausgezeichnet und von der Tahitischen gänzlich verschieden ist. Die Mallicoleser haben ein wirbelndes Brr, wie in Mambrrum, Bonombrruai. Groß war die Gelehrigkeit, mit der sie fremde Sprachen sich anzueignen suchten, und die oft schwierige Aussprache ihrer eigenen Wörter verlieh ihnen die Fertigkeit, die schwersten Töne europäischer Sprachen, wie das russische schtsch, gleich das erste Mal ohne Fehl und Mühe nachzuahmen. Daß hierzu nicht bloß Biegsamkeit der Sprachwerkzeuge, sondern auch Auffassung gehört, bedarf keiner Erörterung. Im Zusammenhang mit dieser Eigenthümlichkeit ist es für ihre geistigen Anlagen bezeichnend, daß sie die Bestrebungen des Malers Hodges, ihre Züge auf's Papier zu bringen, nicht nur begriffen, sondern auch so viel innere Sammlung und ruhige Spannkraft besaßen, daß sie in der Kunst, beim Zeichnen still zu sitzen, die anderen Inselbewohner der Südsee weit übertrafen.

Ueber solchen Thatsachen könnte man den Vulkan und Tanna's beinah' siedend heiße Quellen, die neuen Pflanzen, Vögel und Fische fast vergessen. Aber Forster vergaß nichts dessen Beobachtung nur irgend möglich war: nicht den Strick um den Leib, durch den die Mallico-

leser oberhalb des Nabels einen so tiefen Einschnitt hervorbrachten, daß Cook sie mit Ameisen verglich, nicht die Haartracht und nicht den Umstand, daß sie statt, wie die Bewohner von Tonga und Tahiti, die Haut zu tättowiren, mit Bambusrohr und scharfen Muscheln, Blumen und andere seltsame Figuren in ihren Körper ritzten, die sie durch aufgelegte Kräuter in der Gestalt erhabener Narben hervorzutreiben wußten.

Sechzehn Tage hatten sie auf Tanna zugebracht, als sie am 20. August wieder in See stachen, und schon der 4. September brachte eine neue Entdeckung. Aber Neu-Caledonien's dürrer, magerer Boden hatte wenig Pflanzen und karge Nahrung aufzuweisen. Nichtsdestoweniger freute sich in Forster der Kräuterkenner über die Cajeputibäume*), die hier häufig waren, und der Menschenforscher ward beschäftigt durch die Thatsache, daß die Neu-Caledonier trotz der Dürre des Landes an Größe und Körperkraft die Tanneser überragten. Er machte sich klar, daß nur bei völliger Gleichheit aller übrigen Umstände die bessere Nahrung den trefflicheren Menschenschlag bedingt, während die Wirkung der Nahrung durch ursprüngliche Stammesverschiedenheit zwar nie vernichtet, aber leicht verdeckt oder überwunden werden kann. Der ganze Mensch stand übrigens auf Neu-Caledonien dem Be-

*) Melaleuca Cajeputi.

wohner der Insel Tanna in großen Dingen nach. Schon daß es mit der Fischerei viel besser bestellt war, als mit dem Ackerbau, ist hierfür maßgebend. Die Neu-Caledonier waren freundlich, gutherzig, sanftmüthig, so daß unter allen Südsee-Völkern nur sie von jedem nachtheiligen Zusammenstoß mit dem Seevolk verschont blieben; allein dieser Sanftmuth lag viel Trägheit und Gleichgültigkeit zum Grunde. Von geselligen Freuden hatten sie erst eine dämmernde Ahnung; wortkarg und ernsthaft, ohne Neugierde in sich gekehrt, lachten sie selten, und ihr Gedeihen ließ sich mit dem Wachsthum ihrer Cocospalmen vergleichen. Leider dauerte der Aufenthalt auf dieser großen Insel nicht volle acht Tage, die für Forster's Wißbegierde noch sehr empfindlich verkürzt wurden durch bedenkliche Vergiftungszufälle, die ihm der Genuß der Leber eines Igelfisches *) zugezogen hatte. Er bedauerte schwer, daß es ihm hier so wenig wie auf Tahiti gelungen war, über Sterblichkeit und Lebensdauer befriedigende Nachrichten zu gewinnen. So viel geht indeß aus seinen Mittheilungen deutlich hervor, daß in der Südsee, wie bei uns, graue Haare und Runzeln auch bei munteren Leuten zu den Kennzeichen der späten Lebensjahre gehören, während es gar vielen nordasiatischen und amerikanischen Stämmen

*) Einer Tetraodon-Art.

nachgerühmt wird, daß an ihren Haaren und Zähnen das Alter beinahe spurlos vorübergeht.

Noch einmal wurde die von der langen Reise entkräftete Mannschaft auf Neu-Seeland mit Sellerie und Löffelkraut erfrischt. Cook aber erlebte den Schmerz, daß er seine Gärten verwildert und ihre Nährpflanzen von Unkraut erstickt fand. Inzwischen war auch die Adventure in Charlotten-Sund gewesen und hatte in einem Streit mit den Neu-Seeländern, der durch eine Uebereilung der Mannschaft angefacht war, eine ganze Abtheilung Matrosen sammt ihrem Führer Rowe eingebüßt. Sie waren von den Neu-Seeländern erschlagen und gefressen worden. Forster's persönliche Erfahrung war glücklicher Weise groß genug und in allen ähnlichen Fällen der Jähzorn und ein übermüthiger, oft frevelhafter Mißbrauch des Schießgewehrs auf Seiten der Europäer so deutlich bewiesen, daß seine Ueberzeugung nicht wankte, „man habe nicht das mindeste von den Neu-Seeländern zu besorgen, wenn man nur seinerseits sie in Ruhe läßt und sie nicht vorsätzlich böse macht.“*)

Rasch und glücklich wurde der Weg von Neu-Seeland nach Feuerland's unwirthlichen Gestaden, eine Strecke von 725 deutschen Meilen, zurückgelegt. Sie segelten durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von mehr als

*) II. 362.

19 deutschen Meilen in 24 Stunden. Diese Schnelligkeit war deshalb groß, weil Cook, von ächtem Entdeckungsgeist beseelt, bei der Wahl des Schiffes nur darauf gesehen hatte, daß der Bau desselben der gefährlichen Erforschung von Küsten so wenig wie möglich im Wege stehen sollte, ohne sich darum zu bekümmern, daß es ein Paar tausend Schritte mehr in einer Stunde hätte laufen können. Auf dieser Fahrt lag das Schiff mehr als einmal unter einem Winkel von 38 Grad gegen die Meeresfläche geneigt. Mitten zwischen Neu-Seeland und Amerika's Südspitze, also so weit vom Lande entfernt, wie es überhaupt auf unserem Erdenrunde möglich ist, wurden sie von zahlreichen Albatrossen, von Petrells und Pinguinen begleitet. Und in der Vorrathskammer gingen die aus Charlottensund mitgenommenen gesalzenen Fische nicht aus, ehe sie am Kap Deseado die Anker fallen ließen. Forster hatte indeß auf's Neue vom Scharbock zu leiden. Er fand in Feuerland nur ein Schattenbild vom Sommer. Für den Pflanzenreichthum der schönen Südsee-Eilande mußte er Entschädigung suchen in der Beobachtung der Sitten von Seelöwen und Seehunden. Er sollte aber auch den Menschen noch kennen lernen, da wo nur schmale Grenzen ihn trennen von unvernünftigen Thieren. In sprachloser Dummheit, fast auf das einzige, bald liebkosend, bald klagend und jammernd vorgebrachte Wort: Pesseräh beschränkt, betäubt, gedankenlos sah er

den Feuerländer unfähig, sich gegen die schneidende Kälte seines rauhen Himmels zu schützen und doch schon bemüht, das kupferglänzende Olivenbraun seiner Haut durch rothen und weißen Ocker zu verzieren. Nackt und wehrlos gegen die Kälte und dennoch auf Putz bedacht, lieferte der Pesseräh von neuem den Beweis, daß der Sinn für Schmuck und Schminke älter ist bei der Menschengattung als das Gefühl für Scham und Ehrbarkeit. Das war denn freilich hinreichend, um noch einmal des Jünglings kräftigen Spott herauszufordern gegen die ursprüngliche Waldweisheit, die den wilden Naturzustand des Menschen gegenüber der Gesittung unserer bürgerlichen Einschränkung und den Fesseln altväterlichen Herkommens zu vertheidigen unternahm.

Die Neujahrsinseln, das unbewohnbare Süd-Georgien, Willis-Eiland und die Vogelinsel, endlich der südliche Theil oder die Spitze von Sandwich-Land waren die letzten Entdeckungen, welche die Erndte dieser Reise vermehrten. Dabei war Cook wieder jenseits des 60. Grades südlicher Breite vorgedrungen, ohne auf ein Festland zu stoßen. Er hatte ein Uebriges gethan. Im December des Jahres 1773 hatten einige Officiere Land zu sehen geglaubt, wo er nur Eis erblicken konnte; am 23 Februar 1775 fuhr er über dieselbe Stelle, und die freie Fahrt ließ an der Abwesenheit des Landes keinen Zweifel zurück.

Als die Resolution am 22. März die Tafelbai erreichte, war der Kreis von West nach Ost mit seinen Kreuz- und Querzügen von Nord nach Süd und vom Pol nach der Mittagslinie in 27 Monaten, von denen kaum 6 am Lande zugebracht wurden, vollendet. Zuletzt war das Sauerkraut ausgegangen, das Pökelfleisch vor Fäulniß ekelhaft. Ausgemergelt und zaghaft sah die Mannschaft dem Kap und neuem Menschenverkehr entgegen, bebend harrten sie der Briefe und Zeitungen, die von Freunden und Verwandten, von Europa, dem Vaterlande und dessen Schicksal Kunde bringen sollten. Forster's eigene Worte mögen den Eindruck schildern, den er damals am Kap von Europa's Verfassung in sich aufnahm: „Die großen, merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit unserer Abwesenheit in Europa zugetragen, waren uns ganz unerwartet und neu. Ein junger Held hatte mit Gustav Wasa's Geiste Schweden vom Joch der aristokratischen Tyrannei befreit. Die finstre Barbarei, die sich im Osten von Europa und Asien, selbst gegen Peters herkulische Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohen vor einer Fürstin, deren Gegenwart, sowie das Wunder am nordischen Himmel, mit Lichtstrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Krieges und der Anarchie hatten die großen Mächte in Europa sich vereinigt, den langerwünschten Frieden in Polen wiederherzustellen, und Friedrich der Große ruhte

von seinen Siegen und opferte den Musen im Schatten seiner Lorbeeren, selbst von seinen ehemaligen Feinden bewundert und geliebt. Dies waren große, unerwartete Aussichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menschheit versprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen schienen, wo das menschliche Geschlecht in erhabenerem Lichte als je zuvor erscheinen wird."

Solche Hoffnungen erleichterten den Abschied vom Kap und von Sparmann, dem treuen, thätigen Gefährten in so viel Noth und Forschungsfreuden. Ungeduldig wurden die letzten Wechselfälle der Reise erlebt. Aber doch kommt Forster nirgends hin ohne zu lernen und zu lehren. Auf St. Helena ist es die Pfriemenstaude*), welche, Schatten und Feuchtigkeit erhaltend, den verbrannten Boden in die schönsten Rasen verwandelt. Auf der an Dürrheit mit Oster-Eiland und Feuerland um den Vorrang streitenden Ascensionsinsel findet er die Säugethiere nur durch Ziegen und Ratten vertreten, so wie es auf Tanna nur Schweine gab und deshalb die Hunde für eine neue Art von Schweinen gehalten wurden. Auf den Azoren sind wieder Menschen zu belauschen; er rühmt den Fleiß, der auf diesen Inseln in Wegbau und Feldarbeit, so wie im Mangel an Bettlern, sich aussprach, im Vergleich zu Madera. In den Kirchen der Klöster

*) **Ulex europaeus.**

auf Fayal wundert er sich über die Gegenwart zweier Kanzeln, die einander gegenüberstehen. „Es ist hier," berichtet er, „zu gewissen Zeiten gewöhnlich, daß man dem Teufel die Erlaubniß sich zu vertheidigen gestattet. Er besteigt also die eine Kanzel, indem er von der anderen verklagt und zugleich verdammt wird. Denn das kann man sich wohl vorstellen, daß wenn sein Gegner auch der dummste Mönch ist, den je ein Kloster gemästet hat, der arme Teufel dennoch den kürzeren ziehen muß."

Schon gleitet das Schiff an Eddistone, an der Insel Wight und Hampshire's fruchtbaren Ufern vorbei und am 30. Juli 1775 ging es zu Spithead vor Anker. In drei Jahren und achtzehn Tagen hatte es eine Fahrt bestanden, die den dreifachen Umkreis der Erde übertraf.

Cook's Aufgabe war gewesen, zu ermitteln, ob innerhalb des gemäßigten Erdgürtels ein großes Festland sich finde. In Folge seiner Fahrten wurde die Frage verneinend beantwortet, eine Antwort, die nur in sofern uneingeschränkt gültig ist, als dabei Rücksicht genommen wird auf die Längengrade, welche Cook wirklich berührte. Daß er in jenen drei Jahren nicht alle gleichlaufenden Kreise vom 40. bis zum 71. Grade der Breite ihrer ganzen Länge nach durchschiffen konnte, bedarf nur für das blödeste

Auge einer ausdrücklichen Versicherung. Süd-Victoria-land liegt jenseits des Polarkreises, und was von Küstenstrichen diesseits desselben in der südlichen Halbkugel mit Sicherheit entdeckt sein mag, liegt in Längegraden, die der kühne Segler nicht befahren hat. Seine Beobachtungen sind also nicht widerlegt, und es darf demnach an dem Hauptergebniß seiner Reise nicht gerüttelt werden, wenn er gleich selbst demselben durch allzu große Verallgemeinerung eine unwahre Fassung gegeben hat. Forster hat jenen wichtigen Schluß in die folgenden Worte gekleidet: „Es war der Gegenstand unserer gefährlichen Reise, die südliche Halbkugel bis zum 60. Grade der Breite zu untersuchen und zu entscheiden, ob dort im gemäßigten Erdstrich ein großes, festes Land vorhanden sei oder nicht. Die verschiedenen Curslinien, welche wir zu diesem Endzwecke gehalten, haben aber nicht nur deutlich erwiesen, daß in der südlichen, gemäßigten Zone kein großes, festes Land liegt, sondern da wir innerhalb des gefrornen Erdgürtels bis zum 71. Grade südlicher Breite vorgedrungen sind, so ist dadurch zugleich höchst wahrscheinlich gemacht worden, daß der jenseits des antarktischen Polarzirkels befindliche Raum bei weitem nicht mit Land ganz angefüllt sei."*) Dagegen

*) II. 411

läßt sich meines Erachtens, und diese Namen verdienen sie schon den innern Theil des [illegible], über [illegible] Bemerkungen häufig vorkommenden Naturforschers, daß sie einer Beleuchtung nicht bedürfen.

Von gleicher Bedeutsamkeit läßt sich neben dieses sicherste Ergebniß nur Eine Schlußfolgerung stellen, und sie gehört nicht sowohl Cook, als unserm Forster. Der Mensch zeigt überall denselben Bau, dieselben Triebe, denselben Entwicklungsgang, er hat überall Vernunft und Sprache, befindet sich nirgends in einem durchaus thierischen Naturzustande. Aber eine durch alle Stufen sich fortziehende Verschiedenheit der Menschennatur ist klimatisch bedingt, und daher ist eine völlige Gleichheit unter den Menschen weder natürlich vorhanden, noch künstlich möglich.*)

Erd- und Menschenkunde bildeten den wichtigsten Vorwurf unter denen, die Cook und Forster beschäftigen konnten. Aber kein Zweig der Naturkunde ging leer aus, wo solche Männer mit offenen Augen reisten. Sie mußten ihrem Jahrhundert ausdrücklich beweisen, daß auch Seewasser gefriert, und daß das hieraus entstandene Eis keine Salze enthält außer an den Stellen, die noch unmittelbar mit der Salzfluth in Berührung sind. Ihnen verdankt man die ersten genauen Nachrichten von

*) Vgl. V. 141.

den Koralleninseln, die, von Polypen aufgebaut, den Blick des Naturforschers für die Bildung der Erdkruste geschärft und seinen Gesichtskreis erweitert haben. Außer zahlreichen Vögeln, Fischen und Muscheln beschrieben die beiden Forster, trotzdem daß sie im Ganzen nur acht Monate, und sehr oft in ungünstiger Jahreszeit in der Nähe von Küsten und Inseln weilten, 75 neue Gattungen und 265 neue Arten von Pflanzen.*) Der Seefahrer erfuhr, daß Seevögel und schwimmender Seetang in keiner Weise als zuverlässige Boten naher Länder betrachtet werden können, er lernte das Eis der gefrornen Meere als Trinkwasser benützen, der vielen Bereicherungen, welche genaue Bestimmungen der Länge und Breite der Erdbeschreibung gewährt haben, gar nicht zu gedenken. Für die Lehre von der Vertheilung der Wärme auf unserer Erde wurde die Thatsache festgestellt, daß die südliche Halbkugel, entsprechend ihrer Armuth an Festland, eine geringere Wärme besitzt als die nördliche Hälfte der Erde. Aus diesen Sätzen, denen sich viele ähnliche anreihen lassen, gewinnt man die Anschauung, daß der Blick der Reisenden nicht eingeschränkt war von den Grenzen einer Fachwissenschaft, und noch weniger

---

*) Characteres generum plantarum, quas in itinere ad insulas maris australis, collegerunt, descripserunt, delinearunt, annis 1772 — 1775, Joannes Reinoldus Forster et Georgius Forster. Londini 1776.

bethört durch vorgefaßte Fragen, deren Beantwortung den suchenden Sinn hätte gefangen nehmen müssen. Vorbereitet und doch mit freiem Urtheil, mit feinem Geschmack und dennoch immer frisch und nie verzärtelt, nach allen Seiten offen, stand Forster Natur und Menschen gegenüber; es war nicht anders möglich, als daß er Wahrheiten fand, mannigfaltig und inhaltsschwer.

Neben der Errungenschaft an neuen Wahrheiten, mit welcher männliches Forschen die menschliche Wißbegierde befriedigt, giebt es eine andere Frucht, die der schöpferischen Kraft, mit welcher jene Errungenschaft gestaltet wird, Saft und Farbe verdankt. Ein reicher Geist, der bei der Arbeit sich von Gedankenfreude getragen fühlt, macht kein Aufhebens von den Dornen des Weges, von den Gefahren und Mühseligkeiten, die seine Forschung erschwerten, bis er sein Ziel erreichte. Forster erzählt vom Kampf mit Sturm und Wogen, von dem Streite mit Wilden, von halsbrechenden Gebirgspfaden, von Krankheit und Hunger, von Kummer und Kälte mit einer so einfachen Ruhe, daß man das alles hinnimmt, als wenn es eben zur Sache mit gehörte, ohne Heldenmuth und Entsagung auf Seiten des Kämpfenden vorauszusetzen. In seiner Darstellung ist das tobende Meer

mit Brandung und Klippen kein Ungeheuer, die aufgebrachten Wilden sind nicht wüthende Riesen, die Müdigkeit ist kein Verdienst und der duldende Muth hat nicht für sich Bedeutung in Anspruch zu nehmen. Gefahr und Noth und Freude sind naturwüchsige Begleiter auf einer Entdeckungsfahrt, die von dem eisigen Pol nach lieblichen Eilanden führte.

Die Fülle der Zeugungskraft fühlt sich stark in dem Bewußtsein redlicher und alle Fasern spannender Arbeit. Sie braucht nicht nach Ergebnissen zu haschen, weil die reife Frucht in ihrem Schooße ruht, der spendenden und genießenden Hände gewärtig. In Forster's Reisebeschreibung wird kein Schluß erzwungen, keine leere Vermuthung zu Hülfe gerufen, weil ursprünglicher Gedankenreichthum die grübelnde Qual eines armseligen Scharfsinns überflüssig macht.

Forster fühlt es, daß er nur aus dem Vollen zu greifen braucht. Drum ist seine Beschreibung nirgends gemacht und seine Schilderung kennt das Gesetz der Sparsamkeit, ohne daß er deshalb die kleinen Züge unterdrückt, die dem Gegenstand ein eigenthümliches Gepräge verleihen. Er, der es unnütz fand, von jedem Sturm zu reden und jede drohende Klippenansicht zu beschreiben, verschmäht es nicht zu erzählen, wie ein Neuseeländischer Knabe, der eben in einem geschenkten Hemde, in dessen weitläuftigen Falten er sich verlor, auf dem Verdeck des

Schiffs verunglimpfen wollte, dann jene muthwillige Matrosenhaufen einen alten Ziegenbock zu fangen suchte und mit Reisern unbarmherzig ausgepeitscht wurde, so daß er alle Viere von sich streckte. Niemals verliert er sich in [illegible] Selbstbespiegelung, wenn eine weite Gegend sich für des Tages Arbeit rüstet; aber an einem Bewohner des Osterlandes geht er nicht vorüber, wenn dieser mit ausgestreckten Armen die Länge des fremden, ungewöhnlichen Schiffes von einem Ende bis zum anderen durchmißt. Und er bewundert es ohne [illegible], daß am Kap und auf St. Helena die Armuth an Brennholz die Köchinnen so sparsam gemacht hat, daß eine Menge von Speisen bei einem Feuer bereitet wird, das eine englische Köchin zum bloßen Kochen eines Theekessels gebrauchen würde.

Wer mit solcher Liebe sieht, dem gleitet die Wahrheit durch das Sinnenthor in die Seele. Ihm zeigt sich überall Zusammenhang, gleichviel ob die scheitelrechte Sonne, deren Strahlen kein Baum unterbricht, den Osterländer zu einer Verzerrung des Gesichtes mit gerunzelten Augenbrauen und heraufgezogenen Backenmuskeln zwingt, oder ob der durch Mangel an ebenem Land beschwerliche Feldbau auf Huaheine den Flitterstaat von rothen Federn und Glaskorallen verachten läßt, gegen welchen der Tahitier begierig seinen Ueberfluß an Lebensmitteln vertauschte.

Aber Reichthum der Anschauung erschließt nicht bloß die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, er ist auch das allmächtige Schutzmittel gegen einseitige Verfolgung von Lieblingsvorstellungen und voreilige Abzirkelung einer auf wenigen Fährten erforschten Gedankenwelt. Darum konnte Forster sich nicht mit Buffon entschließen, den Gemüthscharakter, die Sitten und den Geist der Völker lediglich vom Klima abhängen zu lassen, und gern berichtet er das Mißverhältniß zwischen den Nahrungsmitteln und der Körperkraft der Neu-Caledonier, weil er wohl weiß, daß das Ende der Rechnung nur gewinnt, wenn keine Zahl und kein Werthzeichen der Zahlen bei ihr vernachlässigt worden.

Mit der Schöpferkraft, die seinen Denkbildern Glut und Leben einhauchte, verband er den Sinn für Form und Farbe und die reine Unmittelbarkeit der Naturempfindung, die seine Darstellungen zu dem Rang von Kunstwerken erheben mußte. Seine Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein ächtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile. Man weiß nicht, ob von der Schönheit die Einfalt oder von der Klarheit die Wärme übertroffen wird; man weiß nicht, ist ihm der Mensch und seine Bildung und sein Glück näher, oder die schöne Flur vom heitern Himmel überwölbt. Man möchte immer weiter hören, wenn man begonnen hat seinen Erzählungen zu lauschen, in welchen

jedes Wort ein Pinselstrich ist, fest und rein gestaltend, so daß man zu sehen glaubt, wo man anfangs nur horchte. Schlagen wir seine Beschreibung der Haartracht der Tanneser auf, um nach seinem Beispiel uns hinzugeben an die Naturwahrheit, statt in Bewunderung uns zu verlieren.

„Das Seltsamste", sagt er, „ist ihre Frisur. Diese besteht nämlich aus lauter kleinen Zöpfen, die kaum so dick als die Spule einer Taubenfeder und statt eines Bandes mit dem zähen Stengel einer Glockenwinde dergestalt bewickelt sind, daß am unteren Ende nur ein kleines Büschchen hervorragt. Wer einigermaßen starkes Haar hat, muß wenigstens etliche hundert solcher kleinen, steifen Zöpfchen am Kopfe haben, und da diese mehrentheils nur 3 bis 4 Zoll lang sind, so pflegen sie wie die Borsten eines Stachelschweins gemeiniglich aufrecht und auseinander zu stehen. Ist aber das Haar etwas länger, z. B. zwischen 5 und 9 Zoll, so fallen die Zöpfchen an beiden Seiten des Kopfs gerade herunter, und dann sehen die Leute aus wie die Flußgötter mit ihrem von Nässe triefenden Binsenhaar."

Forster war der Meister in jener Naturschilderung, die den Künstler nicht weniger erwärmt, als sie den Forscher belehrt, die reich an dichterischer Schönheit und frei von jedem bloß malerischen Schmuck, einfach und groß, die Wahrheit erhebt zu einer Herzensfreude. Wir

wollen Tanna mit seinen Augen betrachten. Er war recht tief ins Land gedrungen. „Ueberall mit dichter Waldung umringt, ward er selten etwas von der Gegend gewahr, wenn nicht hie und da eine Lücke zwischen den Bäumen ihm einige Aussicht verschaffte.“

„Dann aber“, fährt er fort, „hatte ich ein desto reizenderes Schauspiel. Ich übersah einen Theil der am Abhange des Hügels befindlichen Pflanzungen, wo die Einwohner in voller Arbeit waren. Sie fällten oder beschnitten Bäume, bestellten ihr Land statt eines Spatens mit einem dürren Ast und setzten Yams oder andere Wurzeln. An einem Orte hörte ich sogar einen Indianer bei seiner Arbeit singen und erkannte bald an der Melodie, daß es eins von den Liedern war, die sie uns bei ihren Wohnhütten mehrmals vorgesungen hatten. Diese Gegend war zum Entzücken schön und selbst Tahiti konnte sich nicht leicht einer schöneren Landschaft rühmen. Dort ist das ebene Land nirgends über zwei englische Meilen breit und mehrentheils mit ungeheuern Felsenmassen begrenzt, deren schroffe Gipfel gleichsam herabzustürzen drohen; hier aber hatte ich eine ungleich größere Strecke Landes voll sanft abhängender Hügel und geräumiger Thäler vor mir, die alle angebaut werden konnten. Auch die Plantagen hemmten die Aussicht nirgends, weil mehrentheils nichts als Pisangs, Yams, Arum und Zuckerrohr darin gezogen werden, welches

lauter niedrige Gewächse sind. Nur hin und wieder streckt ein einzelner Baum den dickbelaubten Wipfel in die Höhe, davon einer immer malerischer geformt ist, als der andere. Hinterwärts war der Gesichtskreis durch eine Anhöhe eingeschlossen, auf deren Rücken überall Gruppen von Bäumen standen und aus diesen ragte die stattliche Krone der Cocospalme in großer Menge hervor."

„Wer es je selbst erfahren hat, welch' einen ganz eigenthümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der, nur der allein kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unnennbare Empfindungen uns beglücken kann. Dergleichen Augenblicke sind es, wo die bloße Ansicht eines frisch umpflügten Ackers uns entzückt, wo wir uns über das sanfte Grün der Wiesen, über die verschiedenen Schattirungen des Laubes, die unsägliche Menge der Blätter und über ihre Mannigfaltigkeit an Größe und Form so herzlich, so innig freuen können. Diese mannigfaltige Schönheit der Natur lag in ihrem ganzen Reichthum vor mir ausgebreitet. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Colorit. Hier glänzt das Laub des Waldes im goldnen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge

wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Pisangwälder, deren goldne, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Ackermanns, welches in diesem Augenblicke ertönte, vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleich zu kommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Plätzchen, aus welchem ich diese Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechend blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinaufrankten. Das Erdreich war außerordentlich fett und dem Wachsthum der Pflanzen so günstig, daß verschiedene Palmen, die vom Winde umgeworfen worden, ihre Gipfel fast durchgehends von der Erde wieder in die Höhe gerichtet und neue, grünende Zweige getrie-

bethört durch vorgefaßte Fragen, deren Beantwortung den suchenden Sinn hätte gefangen nehmen müssen. Vorbereitet und doch mit freiem Urtheil, mit feinem Geschmack und dennoch immer frisch und nie verzärtelt, nach allen Seiten offen, stand Forster Natur und Menschen gegenüber; es war nicht anders möglich, als daß er Wahrheiten fand, mannigfaltig und inhaltsschwer.

Neben der Errungenschaft an neuen Wahrheiten, mit welcher männliches Forschen die menschliche Wißbegierde befriedigt, giebt es eine andere Frucht, die der schöpferischen Kraft, mit welcher jene Errungenschaft gestaltet wird, Saft und Farbe verdankt. Ein reicher Geist, der bei der Arbeit sich von Gedankenfreude getragen fühlt, macht kein Aufhebens von den Dornen des Weges, von den Gefahren und Mühseligkeiten, die seine Forschung erschwerten, bis er sein Ziel erreichte. Forster erzählt vom Kampf mit Sturm und Wogen, von dem Streite mit Wilden, von halsbrechenden Gebirgspfaden, von Krankheit und Hunger, von Kummer und Kälte mit einer so einfachen Ruhe, daß man das alles hinnimmt, als wenn es eben zur Sache mit gehörte, ohne Heldenmuth und Entsagung auf Seiten des Kämpfenden vorauszusetzen. In seiner Darstellung ist das tobende Meer

mit Brandung und Klippen kein Ungeheuer, die aufgebrachten Wilden sind nicht wüthende Riesen, die Müdigkeit ist kein Verdienst und der duldende Muth hat nicht für sich Bedeutung in Anspruch zu nehmen. Gefahr und Noth und Freude sind naturwüchsige Begleiter auf einer Entdeckungsfahrt, die von dem eisigen Pol nach lieblichen Eilanden führte.

Die Fülle der Zeugungskraft fühlt sich stark in dem Bewußtsein redlicher und alle Fasern spannender Arbeit. Sie braucht nicht nach Ergebnissen zu haschen, weil die reife Frucht in ihrem Schooße ruht, der spendenden und genießenden Hände gewärtig. In Forster's Reisebeschreibung wird kein Schluß erzwungen, keine leere Vermuthung zu Hülfe gerufen, weil ursprünglicher Gedankenreichthum die grübelnde Qual eines armseligen Scharfsinns überflüssig macht.

Forster fühlt es, daß er nur aus dem Vollen zu greifen braucht. Drum ist seine Beschreibung nirgends gemacht und seine Schilderung kennt das Gesetz der Sparsamkeit, ohne daß er deshalb die kleinen Züge unterdrückt, die dem Gegenstand ein eigenthümliches Gepräge verleihen. Er, der es unnütz fand, von jedem Sturm zu reden und jede drohende Klippenansicht zu beschreiben, verschmäht es nicht zu erzählen, wie ein Neuseeländischer Knabe, der eben in einem geschenkten Hemde, in dessen weitläuftigen Falten er sich verlor, auf dem Verdeck des

Schiffs herumstolziren wollte, durch seine wohlgefällige Possirlichkeit einen alten Ziegenbock zu ärgern schien und von diesem unbarmherzig umgeworfen wurde, so daß er alle Viere von sich streckte. Niemals verliert er sich in freudiger Selbstbespiegelung, wenn eine reiche Erndte ihn für des Tages Arbeit belohnt; aber an einem Bewohner des Ostereilands geht er nicht vorüber, wenn dieser mit ausgespannten Armen die Länge des fremden, ungeheuerlichen Schiffes von einem Ende bis zum anderen durchmißt. Und er bewundert es ohne Sprödigkeit, daß am Kap und auf St. Helena die Armuth an Brennholz die Köchinnen so sparsam erzogen hat, daß eine Menge von Speisen bei einem Feuer bereitet wird, das eine englische Köchin zum bloßen Kochen eines Theekessels gebrauchen würde.

Wer mit solcher Liebe sieht, dem gleitet die Wahrheit durch das Sinnenthor in die Seele. Ihm zeigt sich überall Zusammenhang, gleichviel ob die scheitelrechte Sonne, deren Strahlen kein Baum unterbricht, den Ostereiländer zu einer Verzerrung des Gesichtes mit gerunzelten Augenbrauen und heraufgezogenen Backenmuskeln zwingt, oder ob der durch Mangel an ebenem Land beschwerliche Feldbau auf Huaheine den Flitterstaat von rothen Federn und Glaskorallen verachten läßt, gegen welchen der Tahitier begierig seinen Ueberfluß an Lebensmitteln vertauschte.

Aber Reichthum der Anschauung erschließt nicht bloß die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, er ist auch das allmächtige Schutzmittel gegen einseitige Verfolgung von Lieblingsvorstellungen und voreilige Abzirkelung einer auf wenigen Fährten erforschten Gedankenwelt. Darum konnte Forster sich nicht mit Buffon entschließen, den Gemüthscharakter, die Sitten und den Geist der Völker lediglich vom Klima abhängen zu lassen, und gern berichtet er das Mißverhältniß zwischen den Nahrungsmitteln und der Körperkraft der Neu-Caledonier, weil er wohl weiß, daß das Ende der Rechnung nur gewinnt, wenn keine Zahl und kein Werthzeichen der Zahlen bei ihr vernachlässigt worden.

Mit der Schöpferkraft, die seinen Denkbildern Glut und Leben einhauchte, verband er den Sinn für Form und Farbe und die reine Unmittelbarkeit der Naturempfindung, die seine Darstellungen zu dem Rang von Kunstwerken erheben mußte. Seine Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein ächtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile. Man weiß nicht, ob von der Schönheit die Einfalt oder von der Klarheit die Wärme übertroffen wird; man weiß nicht, ist ihm der Mensch und seine Bildung und sein Glück näher, oder die schöne Flur vom heitern Himmel überwölbt. Man möchte immer weiter hören, wenn man begonnen hat seinen Erzählungen zu lauschen, in welchen

jedes Wort ein Pinselstrich ist, fest und rein gestaltend, so daß man zu sehen glaubt, wo man anfangs nur horchte. Schlagen wir seine Beschreibung der Haartracht der Tanneser auf, um nach seinem Beispiel uns hinzugeben an die Naturwahrheit, statt in Bewunderung uns zu verlieren.

„Das Seltsamste", sagt er, „ist ihre Frisur. Diese besteht nämlich aus lauter kleinen Zöpfen, die kaum so dick als die Spule einer Taubenfeder und statt eines Bandes mit dem zähen Stengel einer Glockenwinde dergestalt bewickelt sind, daß am unteren Ende nur ein kleines Büschchen hervorragt. Wer einigermaßen starkes Haar hat, muß wenigstens etliche hundert solcher kleinen, steifen Zöpfchen am Kopfe haben, und da diese mehrentheils nur 3 bis 4 Zoll lang sind, so pflegen sie wie die Borsten eines Stachelschweins gemeiniglich aufrecht und auseinander zu stehen. Ist aber das Haar etwas länger, z. B. zwischen 5 und 9 Zoll, so fallen die Zöpfchen an beiden Seiten des Kopfs gerade herunter, und dann sehen die Leute aus wie die Flußgötter mit ihrem von Nässe triefenden Binsenhaar."

Forster war der Meister in jener Naturschilderung, die den Künstler nicht weniger erwärmt, als sie den Forscher belehrt, die reich an dichterischer Schönheit und frei von jedem bloß malerischen Schmuck, einfach und groß, die Wahrheit erhebt zu einer Herzensfreude. Wir

wollen Tanna mit seinen Augen betrachten. Er war recht tief ins Land gedrungen. „Ueberall mit dichter Waldung umringt, ward er selten etwas von der Gegend gewahr, wenn nicht hie und da eine Lücke zwischen den Bäumen ihm einige Aussicht verschaffte."

„Dann aber", fährt er fort, „hatte ich ein desto reizenderes Schauspiel. Ich übersah einen Theil der am Abhange des Hügels befindlichen Pflanzungen, wo die Einwohner in voller Arbeit waren. Sie fällten oder beschnitten Bäume, bestellten ihr Land statt eines Spatens mit einem dürren Ast und setzten Yams oder andere Wurzeln. An einem Orte hörte ich sogar einen Indianer bei seiner Arbeit singen und erkannte bald an der Melodie, daß es eins von den Liedern war, die sie uns bei ihren Wohnhütten mehrmals vorgesungen hatten. Diese Gegend war zum Entzücken schön und selbst Tahiti konnte sich nicht leicht einer schöneren Landschaft rühmen. Dort ist das ebene Land nirgends über zwei englische Meilen breit und mehrentheils mit ungeheuern Felsenmassen begrenzt, deren schroffe Gipfel gleichsam herabzustürzen drohen; hier aber hatte ich eine ungleich größere Strecke Landes voll sanft abhängender Hügel und geräumiger Thäler vor mir, die alle angebaut werden konnten. Auch die Plantagen hemmten die Aussicht nirgends, weil mehrentheils nichts als Pisangs, Yams, Arum und Zuckerrohr darin gezogen werden, welches

lauter niedrige Gewächse sind. Nur hin und wieder streckt ein einzelner Baum den dickbelaubten Wipfel in die Höhe, davon einer immer malerischer geformt ist, als der andere. Hinterwärts war der Gesichtskreis durch eine Anhöhe eingeschlossen, auf deren Rücken überall Gruppen von Bäumen standen und aus diesen ragte die stattliche Krone der Cocospalme in großer Menge hervor."

„Wer es je selbst erfahren hat, welch' einen ganz eigenthümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der, nur der allein kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unnennbare Empfindungen uns beglücken kann. Dergleichen Augenblicke sind es, wo die bloße Ansicht eines frisch umpflügten Ackers uns entzückt, wo wir uns über das sanfte Grün der Wiesen, über die verschiedenen Schattirungen des Laubes, die unsägliche Menge der Blätter und über ihre Mannigfaltigkeit an Größe und Form so herzlich, so innig freuen können. Diese mannigfaltige Schönheit der Natur lag in ihrem ganzen Reichthum vor mir ausgebreitet. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Colorit. Hier glänzt das Laub des Waldes im goldnen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge

wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Pisangwälder, deren goldne, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Ackermanns, welches in diesem Augenblicke ertönte, vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleich zu kommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Plätzchen, aus welchem ich diese Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechend blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinaufrankten. Das Erdreich war außerordentlich fett und dem Wachsthum der Pflanzen so günstig, daß verschiedene Palmen, die vom Winde umgeworfen worden, ihre Gipfel fast durchgehends von der Erde wieder in die Höhe gerichtet und neue, grünende Zweige getrie-

ben hatten. Vögel von allerhand buntem Gefieder beleb=
ten diesen schattenreichen Aufenthalt und ergötzten das
Ohr oft unerwartet mit harmonischen Liedern. Ueber
mir der Himmel heiter, das Säuseln des kühlen
Seewindes um mich her, stand ich da und genoß in
Ruhe des Herzens all das Glück, welches ein solcher
Zusammenfluß von angenehmen Bildern nur gewähren
kann."

Nichts ist natürlicher, als daß ein Jüngling, der so
frisch in die dichterische Stimmung einer schönen Land=
schaft sich versenken und mit so wonniger Wärme dem
Leben und Weben des Menschen sich anschmiegen konnte,
niemals ein liebloses Urtheil über die Lippen brachte,
so wechselvoll auch die Lagen waren, in denen er sich
mit den Völkern der Südsee zusammenfand. Wenn die
Mannschaft von Diebereien jener Inselbewohner zu lei=
den hatte, so verweilt er mit Aufmerksamkeit bei den
offenen Wohnungen, in denen sie für einander nichts zu
verschließen brauchten, und daß sie der ehrlichen Ge=
wohnheit, die aus ihrem Vertrauen so deutlich sprach,
im Verkehre mit Europäern untreu wurden, erklärt er
aus dem ungewohnten Reize, den ganz neue Geräth=
schaften und Zierrathen auf die Unerfahrenen nothwen=
dig ausüben mußten. Und wer dies so begriff, der
konnte nicht umhin, wenn Offiziere und Matrosen mit
einer unverzeihlichen Raschheit zum Mordgewehre griffen,

es herzlich zu bedauern, „daß Europäer sich so oft ein Strafrecht über Leute anmaßen, die mit ihren Gesetzen so ganz unbekannt sind.“ Die musikalische Empfänglichkeit der Neu-Seeländer erfüllte ihn mit der Hoffnung, daß unerachtet ihrer heftigen Leidenschaften ihre Herzen sich guten und milden Empfindungen erschließen würden, da Niemand behaupten könne, „daß heftige Leidenschaften immer nur zu schädlichen oder gar unmenschlichen Ausschweifungen führen.“ Als sie einmal auf Neu-Seeland den gräßlichen Anblick der Menschenfresserei erdulden mußten, verfolgt er unbefangen die sonderbaren und sehr verschiedenen Wirkungen, welche dieses Schauspiel bei der Schiffsgesellschaft hervorrief. „Einige schienen“, so berichtet er, „dem Ekel zum Trotze, der uns durch die Erziehung gegen Menschenfleisch beigebracht worden, fast Lust zu haben, mit anzubeißen, und glaubten etwas sehr Witziges zu sagen, wenn sie die Neu-Seeländischen Kriege für Menschenjagden ausgaben. Andere hingegen waren auf die Menschenfresser unvernünftiger Weise so erbittert, daß sie die Neu-Seeländer alle todt zu schießen wünschten, gerade als ob sie Recht hätten, über das Leben eines Volkes zu gebieten, dessen Handlungen gar nicht einmal vor ihren Richterstuhl gehörten! Einigen war der Anblick so gut als ein Brechpulver. Die Uebrigen begnügten sich, diese Barbarei eine Entehrung der menschlichen Natur zu nennen und

es zu beklagen, daß das edelste der Geschöpfe dem Thiere so ähnlich werden könne. Nur allein Maheine, der junge Mensch von den Societätsinseln, zeigte bei diesem Vorfall mehr wahre Empfindsamkeit, als die andern alle. Geboren und erzogen in einem Lande, dessen Einwohner sich bereits der Barbarei entrissen haben und in gesellschaftliche Verbindungen getreten sind, erregte diese Scene den heftigsten Abscheu bei ihm. Er wandte die Augen von dem gräßlichen Schauspiel weg und floh nach der Kajüte, um seinem Herzen Luft zu machen. Wir fanden ihn daselbst in Thränen, die von seiner inneren Rührung das unverfälschteste Zeugniß ablegten. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß er über die unglückseligen Eltern des armen Schlachtopfers weine! Diese Wendung seiner Betrachtungen machte seinem Herzen Ehre; denn man sah daraus, daß er für die zärtlichsten Pflichten der Gesellschaft ein lebhaftes, inniges Gefühl haben und gegen Nebenmenschen überaus gut gesinnt sein mußte. Er war so schmerzlich gerührt, daß einige Stunden vergingen, ehe er sich wieder beruhigen konnte, und auch in der Folge sprach er von diesem Vorfalle nie ohne heftige Gemüthsbewegung." Auf der ganzen Reise wurde der Menschenfreund nicht müde, sich an dem vortrefflichen Gemüthe dieses Maheine zu erfreuen, und als ein Spiegel für Forster's Menschenherz verdient hier noch seine Mittheilung Platz, „daß Maheine sehr oft die Armselig-

keit der Oster-Eiländer bejammerte und mehr Mitleid mit ihnen zu haben schien, als mit den Neu-Seeländern, weil sie auch wirklich armseliger sind und in manchen Stücken weit größeren Mangel leiden als jene. Er that deshalb zu dem Bündel seines Journals ein zweites Stöckchen und erinnerte sich Oster-Eilands immer mit der Bemerkung: „das Volk sei gut, aber die Insel sehr elend.“ Zu Neu-Seeland standen ihm die Einwohner weniger an als das Land selbst. Sein Gefühl blieb immer das Gefühl eines warmen Herzens, das durch Erziehung mit aufrichtiger Menschenliebe erfüllt war; auch war's gemeiniglich richtig, weil er unverdorben und scharfsinnig und sein Verstand zwar ungebaut, aber doch von vielen Vorurtheilen frei war.“

Bei solcher Theilnahme für die Heilighaltung des edelsten Rechtes, das der Mensch in der Anerkennung seiner Herzensgüte in allen Erdtheilen beansprucht, konnte Forster nie vergessen, Cook's Vorsorge zu rühmen, wenn er Matrosen, die von einer ansteckenden Seuche befallen waren, zu landen verbot. Mit dankbarem Herzen erwähnt er bei jeder Gelegenheit, daß der brave Seemann nirgends Gewalt duldete, um von den Inselbewohnern Lebensmittel zu bekommen, die er nur mit ihrer Einwilligung durch Kauf an sich zu ziehen berechtigt war. Und mit begeistertem Jubel spornt er zur Nachahmung der Wohlthat an, die Cook durch Hin-

terlassung nützlicher Hausthiere den von Säugethieren fast entblößten fernen Inseln zu erzeigen bestrebt war. Nur durch solche Wohlthaten hoffte er das Gleichgewicht hergestellt und erhalten zu sehen, das durch die Einführung fremder Bedürfnisse und unsittlicher Ueppigkeit auf jenen glücklichen Inseln so leicht vernichtet werden könnte. Die Sorge, mit welcher er die aus Entdeckungsreisen erwachsenden Vor- und Nachtheile gegen einander abwog, läßt ihm an manchen Stellen betrübende Zweifel zurück. „Wahrlich!" ruft er aus, „wenn die Wissenschaft und Gelehrsamkeit einzelner Menschen auf Kosten der Glückseligkeit ganzer Nationen erkauft werden muß, so wär' es, für die Entdecker und Entdeckten, besser, daß die Südsee den unruhigen Europäern ewig unbekannt geblieben wäre!"

Mehr als die allseitige Unbefangenheit seines Beobachtungsgeistes, mehr als das schöpferische Gedankenleben und die gestaltende Kraft, die seinen wissenschaftlichen Leistungen ihr künstlerisches Gepräge verleihen, erquickt uns schon in jenem unübertroffenen Reisebericht die vollendete Menschlichkeit, die sein vorzüglichstes Augenmerk auf Menschen und Sitten richtete, die ihn mit weisem Verständniß den Kern des Menschen unter Federn und Tättowirungen erfassen und in jeder Gestalt und unter jeglicher Schminke das Recht der Vernunft aufsuchen und anerkennen ließ.

Von Forster hat die Welt das Reisen gelernt, wenn man das Wort versteht in seinem fruchtbarsten und weitumfassenden Sinne. Unberechenbar ist die Wirkung, die es bereits gehabt hat und in steigender Entwicklung für alle Zukunft haben muß, daß ein Gemüth, das bei seiner Kraft und Treue so viel Biegsamkeit zu bewahren wußte, daß ein Geist, der Gründlichkeit und Tiefe mit unberührter Freiheit von Vorurtheilen verband, uns Kunde brachte von den Gedanken und Trieben, welche die Inselbewohner der Südsee bewegten. Achtung vor der Menschheit, die man bei ihm auf jeder Seite lernen kann, wird dereinst wieder gut machen, was an jenen Völkerschaften verdorben und verbrochen wurde. Wenn Tahitier, Neu-Seeländer und Tanneser sich einst betheiligen werden an der Bildung der Völker, die das ganze Menschengeschlecht der Freiheit der Vernunft entgegenführt, dann wird man die ersten tiefen Spuren der guten Botschaft bei dem Jüngling suchen, der den reichen Lohn für seine That in dem gährenden Bildungsstoff davon trug, der seine Jugend mit kräftiger Anschauung, mit viel bewegten Erlebnissen, mit dem Marke der Erfahrung nährte.

III.

Entwickelung in Kassel.

Die Reise um die Welt war für Forster nicht bloß in geistiger Hinsicht eine Lebensfrage. Sie wurde es, aber in trauriger Weise, auch für sein leibliches Wohlergehen.

Anfangs hatte der Vorstand der Admiralitätsbehörde seinem Vater aufgetragen, mit Benützung der Cook'schen und eigenen Tagebücher, den Reisebericht zu schreiben. Bald darauf wurde dieser Plan aufgegeben. Jeder der beiden Theile sollte selbständig arbeiten und dafür sich mit dem anderen theilen in das Geschenk der Kupferplatten, welche die Admiralitätsbehörde hatte stechen lassen. Der ältere Forster reichte nach beiden Vorschriften rüstig seine Entwürfe ein; seine Arbeit wurde beide Male verworfen. Man sprach ihm das Recht ab, eine zusammenhängende Geschichte der Reise zu schreiben, und gestattete ihm nur die Veröffentlichung seiner naturgeschichtlichen Bemerkungen. Auch hierin fügte er sich. Er mußte aber erfahren, wie jede Nachgiebigkeit, wenn man sein gutes Recht gegen Gewalt vertheidigt, den

Mann als Spielball der Willkür jener Mächtigen Preis giebt. Noch einmal erdreistete man sich, seine Arbeit fehlerhaft zu finden; der glänzende Vortheil jener Platten ward ihm und seiner Familie gänzlich entzogen.

Wir verdanken diesem Umstand die Reisebeschreibung, in der uns der jüngere Forster, statt seines Vaters, ein ewiges Gemälde der Südsee-Inseln zur Bewunderung überlassen hat. Allein die Wohlthat, die der Geist der Menschheit davon trug, vermochte den Unstern der Familie nicht zu bannen, die von jener Zeit an in London mit stofflicher Noth zu kämpfen hatte. Die äußere Bedrängniß wuchs so hoch, daß Reinhold Forster in den Schuldthurm gerieth. Freilich mußte der Sohn selbst eingestehen, daß des Vaters „Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung seiner Meinungen ihm unermeßlichen Schaden zugefügt hätten, so wie es ein Unglück für ihn wäre, daß er die Menschen nicht kannte und nie kennen lernen könnte". „Immer mißtrauisch" schreibt Georg an Jacobi, „und leichtgläubig, wo er es gerade nicht sein sollte. Ich will nicht in Abrede sein, daß diese Eigenschaften etwas beitragen, seine Sache mit dem englischen Ministerio zu verderben; aber grausam und ein Schandfleck für England ist es, einem Manne, der nichts in re, sondern in modo fehlte, seinen verdienten und immer versprochenen Lohn ganz und gar abzusprechen und ihn auf solche Art ins Unglück zu stürzen. Er hatte alle seine Aussichten

aufgeopfert, um sich in Zeit von zehn Tagen mit mir zu einer Reise von so langer Dauer, die von so vielen unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten wimmelte, einzurichten."

Dieses Mißgeschick war folgenschwer für Georg Forster's ganzes Leben. Nach seiner Rückkehr aus der Südsee, war es ihm noch vergönnt gewesen, eine freie Pilgerfahrt nach Frankreich zu unternehmen, wo er im Jahre 1777 Buffon, den glänzenden Künstler in naturgeschichtlicher Darstellung, kennen lernte, und Franklin, „der mit unbestechlicher Vernunft bis an sein Ende Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenseitige Duldung predigte, und in jeder dieser Tugenden mit großem Beispiele vorging." — „Wir kämpfen dreißig Jahre zu früh" sagte ihm Franklin in jenem Jahre zu Passy. Von Franklin hatte er die Lehre, daß „die Freiheit nur der Tugend erreichbar sei, und Tugend nur möglich durch Vernunft; daß sich mit Blut allein die Freiheit nicht erkaufen lasse; was Blut koste, sei kein Blut werth." *)

Schon im nächsten Jahre mußte er hinaus ins feindliche Leben. Man erkennt kaum den kühnen, forschensfreudigen Jüngling aus der Südsee wieder in den Briefen, die er aus Holland an seine hartbedrängten

*) VI. 207.



Aeltern richtet, so hatten ihn Mitleid mit den Seinigen, Nahrungssorgen und der Gedanke, daß er mit Schulden beginnen müsse, mitgenommen. Wir müssen wohl dem trüben Regenwetter eines düsteren Octobers, das die Wege kothig und für Wagen beinah' unzugänglich machte, einen Theil der allzu niedergeschlagenen Stimmung Schuld geben, die ihn aus dem Haag an seine Mutter schreiben ließ: „Ich wünschte, ja ich bete fast darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Gesellschaft zu leisten, und mir selbst in anderer Leute Meinung Schaden thue." Frommen Gemüthes stärkte er sich am Gottvertrauen. „Ich bin gesund und frisch", meldet er kurz nach dem Abschied seinem Vater, den er mit ebenso viel kindlicher Ehrerbietung liebte, als er mit Klarheit seine Fehler durchschaute, „ich bin geduldig und getrost, daß uns Gott nicht verlassen wird. Er hat seine überschwängliche Güte oft an uns bewiesen, und wird uns auch noch unserm jetzigen Unglück und den Mühseligkeiten entreißen, die uns seit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit fester Versicherung, daß sie unser Bestes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des besten Wesens überlasse, nicht ungerecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich es täglich um unser Aller Ruhe und

zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewissen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges Glück besser zu ertragen, welches noch schwerer ist, als Widerwärtigkeit auszustehen."

Allmälig wich diese Zerknirschtheit einer heiteren Hoffnung durch die freundlichen Eindrücke, welche ihm die wohlwollendste Aufnahme im Haag bereitete. Zwar hatte er nicht das Glück, dort den als Naturforscher und Staatsmann gleich viel geltenden Peter Camper anzutreffen, vielmehr den Schmerz, daß er nur all die harten Urtheile zu hören bekam, die sich so leicht in der nächsten Umgebung eines Mannes verknöchern, der durch geistige Größe allzu sehr über den gewöhnlichen Troß von mittelmäßigen Gelehrten hervorragt. Aber Vosmaer, mit dem ihn früher eine gelehrte Streitigkeit entzweit hatte, kam ihm mit höflicher Freimüthigkeit entgegen, und er fand mehrfach Gelegenheit, von dem gründlich unterrichteten Manne zu lernen.

Forster's nächster Zweck auf dieser Reise bestand darin, für seine Familie neue Unterhaltsmittel zu suchen. Er hatte getrocknete Pflanzen nach Holland mitgenommen, die er dort zu verkaufen hoffte, um weiteres Reisegeld zu gewinnen. Allein diese Hoffnung schlug ihm fehl.

So kam er denn „nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch ein sehr wenig angenehmes Land", müde und mit dem Gefühl der Verlassenheit am 21. November 1778 nach Düsseldorf. Hier sollte es ihm besser gehen, als er dachte. Sein Geschmack für Gemälde war bereits so weit entwickelt, daß er in der Gallerie sogleich die Meister der vornehmsten Stücke wiedererkannte. Dies erwarb ihm Theilnahme beim Sohne des Vorstehers der Malerakademie, dem jungen Krahn, an dessen Vater er empfohlen war. Beim Hinausgehen erwähnt Krahn den Forster, der, wie sein neuer Bekannter, dessen Namen er nicht vernommen hatte, gleichfalls die Reise um die Welt gemacht habe. Forster stellt sich vor, und Krahn ist außer sich vor Freude und Verwunderung. Er bringt den schon berühmten Jüngling gleich mit Heinse, dem übermüthigen, von sinnlicher Frische und jugendkräftigem Uebermuth sprudelnden Dichter, zusammen, und dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als die Bekanntschaft Forster's mit seinem trefflichen Jacobi einzuleiten. Noch bevor der Reisende diesen gesehen hatte, wurde er des anderen Morgens in aller Frühe durch ein Briefchen für den ganzen Tag in Jacobi's Behausung eingeladen. Da ergriff es ihn mächtig, mit einem Male in die Kreise versetzt zu werden, die in dem frisch bewegten, strömenden Elemente deutscher Bildung sich um die Schöpfer unserer klassischen Erzeugnisse zogen.

zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewissen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges Glück besser zu ertragen, welches noch schwerer ist, als Widerwärtigkeit auszustehen."

Allmälig wich diese Zerknirschtheit einer heiteren Hoffnung durch die freundlichen Eindrücke, welche ihm die wohlwollendste Aufnahme im Haag bereitete. Zwar hatte er nicht das Glück, dort den als Naturforscher und Staatsmann gleich viel geltenden Peter Camper anzutreffen, vielmehr den Schmerz, daß er nur all die harten Urtheile zu hören bekam, die sich so leicht in der nächsten Umgebung eines Mannes verknöchern, der durch geistige Größe allzu sehr über den gewöhnlichen Troß von mittelmäßigen Gelehrten hervorragt. Aber Vosmaer, mit dem ihn früher eine gelehrte Streitigkeit entzweit hatte, kam ihm mit höflicher Freimüthigkeit entgegen, und er fand mehrfach Gelegenheit, von dem gründlich unterrichteten Manne zu lernen.

Forster's nächster Zweck auf dieser Reise bestand darin, für seine Familie neue Unterhaltsmittel zu suchen. Er hatte getrocknete Pflanzen nach Holland mitgenommen, die er dort zu verkaufen hoffte, um weiteres Reisegeld zu gewinnen. Allein diese Hoffnung schlug ihm fehl.

So kam er denn „nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch ein sehr wenig angenehmes Land", müde und mit dem Gefühl der Verlassenheit am 21. November 1778 nach Düsseldorf. Hier sollte es ihm besser gehen, als er dachte. Sein Geschmack für Gemälde war bereits so weit entwickelt, daß er in der Gallerie sogleich die Meister der vornehmsten Stücke wiedererkannte. Dies erwarb ihm Theilnahme beim Sohne des Vorstehers der Malerakademie, dem jungen Krahn, an dessen Vater er empfohlen war. Beim Hinausgehen erwähnt Krahn den Forster, der, wie sein neuer Bekannter, dessen Namen er nicht vernommen hatte, gleichfalls die Reise um die Welt gemacht habe. Forster stellt sich vor, und Krahn ist außer sich vor Freude und Verwunderung. Er bringt den schon berühmten Jüngling gleich mit Heinse, dem übermüthigen, von sinnlicher Frische und jugendkräftigem Uebermuth sprudelnden Dichter, zusammen, und dieser hat nichts Eiligeres zu thun, als die Bekanntschaft Forster's mit seinem trefflichen Jacobi einzuleiten. Noch bevor der Reisende diesen gesehen hatte, wurde er des anderen Morgens in aller Frühe durch ein Briefchen für den ganzen Tag in Jacobi's Behausung eingeladen. Da ergriff es ihn mächtig, mit einem Male in die Kreise versetzt zu werden, die in dem frisch bewegten, strömenden Elemente deutscher Bildung sich um die Schöpfer unserer klassischen Erzeugnisse zogen.

Jacobi war damals Göthe's Busenfreund, mit Lessing, Wieland, Klopstock bekannt und vertraut. Es wurde Forster wohl am Heerde geistigen und körperlichen Wohllebens. Und gerade in jener Zeit des äußeren Druckes mußte es seiner Strebsamkeit behaglich aufhelfen, unter den Besten zu entdecken, daß er in Deutschland als berühmter Name galt. „Daß ich hier wieder einen schönen Tag genoß", schreibt er an seinen Vater, „von Allen auf den Händen getragen zu sein, auf alle ersinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den schönsten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köstlichem Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigste Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht gewesen wäre, so hätte ich alles vergessen und mich auf eine Zeit lang ganz glücklich gefühlt." Nur mit Heinse konnte er nicht recht fertig werden; dies mochte zum Theil auf einem inneren Gegensatz beruhen, der Forster im Vergleich zu dem für derbere Eindrücke empfänglichen Dichter mehr als den formgestrengen und schönheitssüchtigen erscheinen ließ, wie sich das in Beider Kunsturtheilen später aussprach. Indeß mag auch der erste Eindruck in der entgegengesetzten Stimmung, in der sie hier einander kennen lernten, das Seinige beigetragen haben, daß sie einander weniger verstanden, als es ihre beiderseitige Bedeutsamkeit vermuthen ließe. Forster erkannte zwar in Heinse

den „überaus witzigen, satyrischen Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit“, zugleich aber nennt er ihn „bissig“, und aus Heinse's Briefen kann man erfahren, daß dieser in späteren Jahren den Forster sogar bespöttelte.

In Kassel sollte die erste Stätte für des Jünglings Bleiben und Wirken sein. Eine kleine Rede, die er in der dortigen Gesellschaft der Alterthumsforscher hielt, erwarb ihm den Beifall des Generals von Schlieffen in so hohem Grade, daß alsbald im Namen des Landgrafen mit ihm über die Annahme einer Lehrstelle am Carolinum unterhandelt wurde. Hier bewährte er sich als treuer Sohn, indem er alles aufbot, um das umfassendere Wissen seines Vaters als gerechten Anspruch auf die Stelle, die er selbst zu opfern bereit war, in den Vordergrund zu stellen. Weil aber nur eine Besoldung von 450 Thalern zu erschwingen war, so wollte man das Amt keinem verheiratheten Mann mit großer Familie antragen, und Georg sah sich urplötzlich in eine Professur eingerückt, auf welche er nicht die geringste Absicht gehabt hatte.

Die sittliche Bedeutung des Lehramts, die gerade von den Lehrern höherer Anstalten so selten in ihren Gesichtskreis gezogen wird, wurde tief und heilig von ihm erfaßt. Wohl kannte er „das Vorrecht, alle Kräfte des Geistes, die der Lehrer im Zöglinge wahrnimmt,

nach seinen Begriffen zu entwickeln, ihrer Wirksamkeit Richtung zu geben, sie zu rühmlichen Endzwecken zu befördern oder zu hemmen." Er nannte dies „ein königliches Vorrecht, das dem Lehrer die reinste und vollkommenste Art des Seelengenusses zusichert." „Die Freude, glückliche Menschen und rechtschaffene Bürger gebildet zu haben, übertraf", nach seiner Meinung, „eine jede andere an Süßigkeit und Dauer, so oft sie Sterblichen zu Theil wird." Allein er beklagte tief, die „Unannehmlichkeiten und das Mißliche eines Lehrgeschäftes, wo Kriegsmann und Kaufmann, Künstler und Gelehrter ihre Bestimmung schon erhalten hatten, ehe man noch wissen konnte, ob sie sich dazu schickten." Und die Freude ward ihm schon früh durch den Gedanken verdorben, wie viele Hindernisse noch den Zeitpunkt fern hielten, in welchem „Männer, die mit der Pflugschaar brauchbare Bürger sein könnten, nicht mehr in die überzählige Zunft mechanischer Gelehrten aufgenommen, und Andre, mit Geistesgaben für den ersten Kreis im Staate, nicht mehr im Staube vergessen werden." *)

Bevor nun Forster sein Amt in Kassel wirklich antrat, war es ihm vergönnt, drei Monate zu einer Reise in das nördliche Deutschland zu verwenden. Er kam nach Göttingen, wo ihn Lichtenberg schon im Voraus in

*) *V. 218, 219, 221.*



seine Wohnung eingeladen hatte, und er wurde mit gleichen Ehren wie in Düsseldorf empfangen. Mit Lichtenberg verband ihn jedoch mehr sein Verstand und eine später sich entwickelnde gemeinsame Thätigkeit, als ein inneres Herzensbedürfniß. Was Göttingen damals an bedeutenden Männern in sich vereinigte, Heyne, Blumenbach, Wrisberg, und all die Sterne dritten und vierten Rangs, die an einer blühenden Hochschule zu leuchten pflegen, erweiterten durch nähere oder entferntere Einwirkung seinen Gesichtskreis. Aber nur Heyne scheint ihn näher angezogen zu haben, den er „nicht bloß die Seele und den Verstand, sondern auch das Herz von ganz Göttingen“ nannte.

In Braunschweig wurde er durch den Umgang mit Lessing, den er erst später ganz würdigen lernte, und besonders durch Jerusalem angeregt.

Dagegen machte Berlin einen sehr unbehaglichen Eindruck auf ihn, zunächst schon weil er förmlich „zu Tode gefragt wurde.“ „Während der fünf Wochen,“ berichtet er seinem Jacobi, „habe ich wenigstens in 50 bis 60 verschiedenen Häusern Mittag- und Abendbrod gegessen, und jedesmal dieselbe Geschichte herableiern, dieselben Fragen hören und beantworten, kurz tausend müßigen Leuten die Zeit vertreiben müssen. Eine wahre Freude ist's, sich von denkenden Leuten befragen zu lassen, ihre Fragen, ihre Einfälle sind wichtig und belehrend,

sie klären mir meine eigenen Begriffe auf, setzen Dinge in ein Licht, in dem ich sie zuvor nicht gesehen und in dem ich nun weiter fortsehen kann, nachdem ich den Gesichtspunkt einmal gefaßt habe. Aber die leeren, schalen Köpfe, die Perrückenstöcke, die man zuweilen antrifft, die sich unter ihren Nachbaren ein Ansehen geben wollen, als wüßten sie wunder wie viel, und deswegen zehn Fragen in einem Athem thun, und wieder von neuem anfangen, ehe die erste abgefertigt ist, um nur vom Ueberfluß und der schnellen Folge ihrer Ideen (sie seien so albern wie sie wollen) den Nas' und Maul aufsperrenden Zuhörern das bischen saft- und kraftlose Gehirn einzunehmen, die sind's, die mich fast zu Tode gequält haben, und dergleichen Seccatori hat Berlin vorräthig." Er fand sich aber auch getäuscht in den Erwartungen, die er von den damaligen Berliner Größen hegte. „Ich erwartete Männer", schreibt er, „von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andere; und was das ärgste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Spalding hat mir noch am besten gefallen; Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen. Engel, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, *munter* und dann wieder ganz still, wie alle Hypochon-

driker. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigener Person. Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn, heiter und theilnehmend noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit, — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen." Man sieht, daß er auch auf dem Festland des gebauten und gebildeten Europa zu reisen verstand.

Freilich gerieth er in Berlin auch durch die Verhältnisse, die er selbst mitbrachte, in eine peinliche Lage, indem er sich „in gar zu viele, gar zu sehr verschiedene Leute schicken mußte", um seines Vaters Sache „kein Hinderniß in den Weg zu legen dadurch, daß er bei diesem oder jenem von sich selbst widrige Eindrücke zurückließ." „Ich glaube, man ist ziemlich mit mir zufrieden gewesen", heißt es in demselben Briefe an Jacobi, „aber ich habe mir gar zu oft Gewalt anthun müssen. Das sonderbarste ist, daß die Berliner durchaus diese Biegsamkeit des Charakters (wodurch der Mensch so leicht zum Schurken und Spitzbuben wird) von einem Fremden fordern. Was Wunder also, daß Göthe dort so sehr allgemein mißfallen hat, und seinerseits mit der verdorbenen Brut so unzufrieden gewesen ist!"*)

---

*) VII. 114, 115.

Nach dieser Strenge, die sich übrigens in einem vertrauten Schreiben Luft machte, begegnen wir in Dessau wieder seiner erwärmenden Milde. Mit Freude wird er dort gewahr, „daß Fürsten doch wirklich Menschen sein können, wenn sie nur wollen", und vielleicht ist es den sanften Eindrücken, denen er sich im engsten häuslichen Kreise des Fürsten hingab, zuzuschreiben, daß er sein ganzes Leben lang, trotz dem Hasse, der ihn gegen jeden Mißbrauch der Fürstengewalt beseelte, trotz seiner ächt republikanischen Gesinnung, mit Wärme alles ergriff, was stille und glänzende Tugenden regierender Häupter in ein liebenswürdiges, bewundernswerthes Licht zu stellen vermochte. Er selbst fühlte sich in Dessau nicht in angeregter Stimmung und es verdroß ihn, daß es gerade dort in seinem Kopf so wüst und leer war. „Des Menschen Seele ist ein unbegreifliches Ding! Bald Feuer und Aether, bald betäubt und in sich selbst verschlossen!" *) Der Fürst gab ihm in der allerzartfühlendsten Weise, in der Form einer Belohnung für aufgetragene Arbeit, ein für seine und Forster's Verhältnisse bedeutendes Geldgeschenk. Menschenfeinde, die sich versucht fühlen, dies als vorzügliche Bewegursache in Anschlag zu bringen, weshalb er so günstig vom Fürsten urtheilte, mögen den ganzen schönen Brief lesen, den er

*) VII. 109, 110.

aus Dessau seinem Vater schrieb*), um sich zu überzeugen, wie fremd solche Triebfedern seinem edlen, stolzen Sinn geblieben sind. Auch der rauheste Republikaner wird dem Verkehre zwischen Forster und dem Fürsten seinen Beifall nicht versagen.

Im März 1779 begann seine Wirksamkeit in Kassel. Nach der trübseligen Gemüthsverfassung, die ihn aus England geleitete und in Holland anfangs zu banger, lähmender Hoffnungslosigkeit heranwuchs, war es ein unschätzbares Glück, daß er in Deutschland neben der ermuthigendsten Anerkennung auch so bald einen äußeren Wirkungskreis fand, wenn man nicht mit mehr Weisheit die nothwendige Entwicklung der Keime darin sehen will, die ohne seine Absicht und sogar gegen seinen Wunsch sich nun zur Thatkraft gestaltet hatten und deshalb von der Welt benutzt wurden. Sein heimlicher Wunsch war es eigentlich, ein Paar Jahre an irgend einer Hochschule der Ausbildung seiner Kenntnisse zu leben. Er fühlte nämlich, daß die „Routine, die systematische, einmal angewöhnte Art zu lehren und zu dogmatisiren, die so unentbehrlich ist, und wozu viele theoretische Kenntnisse gehören, ihm völlig ein Geheimniß war.“ Er sollte bald durch Erfahrung inne werden, daß gerade dieses regelmäßige Ausbauen und Gliedern eines wissenschaft-

*) VII. 108 — 111.

lichen Gegenstandes am allerbesten durch's Lehren erlernt wird. Denn die tiefe Wahrheit jenes alltäglichen Satzes, daß wir durch's Lehren lernen, liegt viel mehr in dieser steten Nothwendigkeit, die Summe unserer Einzelkenntnisse lichtvoll und durch vollendete Kunst naturwüchsig zu gestalten, als in dem Vortheil, den die beständige Uebung und Wiederholung mit sich bringen. Forster war jedoch von seiner Weltreise her zu sehr an eine schaffende Beobachtung und selbständiges Forschen gewöhnt, um nicht schmerzlich gewahr zu werden, daß einem gewissenhaften Lehrer in den ersten Jahren seines Amtes zu jener höchsten Lust kaum Zeit gelassen wird. So kommt es, daß er an Jacobi schrieb: „Naturkunde ist eine Wissenschaft, in der man durchaus fortgehen muß, wenn man Vergnügen daran haben will; das kann der Professor eigentlich nicht, ich muß gestehen, daß es mir durchaus nicht im mindesten schmeicheln würde, auf der besten Universität Professor zu werden." Sein Gehalt war überdies in seiner Lage, da er nicht nur für sich, sondern auch für seinen Vater und die zahlreiche Familie zu sorgen hatte, viel zu klein, um seine Mußestunden unverkürzt der förderlichsten Arbeit widmen zu können. Er übersetzte den Buffon und war für Buchhändler mit der Fortsetzung des Martinischen Naturlexikons beschäftigt. Nun bot aber Kassel wenig in seiner öffentlichen *Büchersammlung* und noch weniger in dem landgräflichen

Naturalienkabinet. Und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, strandete bei Jütland das Schiff, das seine nöthigsten Bücher, eine vollständige Kräutersammlung aus den Südseeinseln, gute Vergrößerungsgläser und andere Hülfsmittel an Bord hatte, so daß alles verdorben oder völlig vermodert bei ihm ankam.

So wurde er gleichsam gewaltig in sein Inneres zurückgewiesen. Nachdem er von den zartesten Knabenjahren an in einem großartigen Verkehr mit der Natur gestanden und in einem Alter, in dem so mancher andere erst ängstlich beginnt, die Fühlhörner zur Beobachtung auszustrecken, die ganze Welt gesehen hatte, sah er sich auf einmal an einer kleinen Anstalt, mit dürftigen Hülfsmitteln versehen, von wenig anregenden Männern umringt und beinahe beschränkt auf Mittheilung seiner bisherigen Erfahrungen. Da öffnete sich gewaltsam die Knospe seines Gemüths, der es unter Soldaten und Matrosen auf dem ungeselligen Schiffe, auf welchem strenge Unterordnung und gerade das gezwungene anhaltende Beisamensein vereinsamen, am besten Thau gefehlt hatte. Jacobi rief in seinem Busen das erhebende Bedürfniß nach Freundschaft wach und wußte mit edlem Herzen das Bedürfniß zu befriedigen. Forster's Briefe aus der ersten Kasseler Zeit fließen über von rührender Liebe und der innig erwärmenden Verehrung,

welche der Freundschaft zwischen jüngeren und älteren Männern, zum Beispiel zwischen Heinse und seinem Vater Gleim, in jener Zeit so oft eine fromme Weihe verlieh. Wohl darf man es Jacobi nachrühmen, daß er Vaterstelle an dem anfangs heimathlosen Jüngling vertrat und mit inniger Liebe gleich sehr darauf bedacht war, sein Herz zu erwärmen und sein Selbstvertrauen zu stärken, als seine äußere Lage zu verbessern. Als sich Jacobi und Forster kennen lernten, bestand zwar schon die verschiedene Gemüthsart, die später, als auch der jüngere Freund zum selbstbewußten Manne gereift war, ihre Denkweise in zu schroffe Gegensätze brachte, um die Wege ehrlicher Männer nicht zu trennen; aber damals schrieb Forster: „Unsere Temperamente sind sehr verschieden, unsere Denkungsart nicht ..... Wie sehr stimmen wir Beide nicht in unsern Gedanken von der Seele überein.“ Der Genuß dieser Uebereinstimmung, der, allen grübelnden Gegenreden der Halbheit zum Trotz, der Freundschaft beste Würze bleibt, wurde erhöht durch die Erinnerung an den sanften Frieden und das würdevolle Glück, das er bei seinem theuren Jacobi, den eine liebenswürdige Gattin, treffliche Schwestern und gute Kinder um die Wette erheiterten, eigentlich zuerst kennen gelernt hatte. Wer den Zauber kennt, der in solch reinem, anspruchslos gesättigtem und doch reich gebildetem Familienwesen lebt, der fühlt gern Forster's Worten

nach, wenn er aus Kassel einsam schreibt: „Ich vergehe vor Wonne und Wehmuth, wenn ich mich jener glücklichen Stunden erinnere."

Denn namentlich die ersten Monde seines Aufenthalts in Kassel sollte er den Umgang gleichgestimmter Freunde bei seiner Sorge um die eigene Familie schmerzlich entbehren. Dies mochte wohl neben dem Bedürfniß nach den öffentlichen Büchersälen dazu mitwirken, ihn öfters nach Göttingen zu treiben, wo er doch immer Lichtenberg fand, jene unter Professoren beinah' unbegreifliche Erscheinung. Gleich bei der ersten Berührung setzte ihn Lichtenberg's Gedankenreichthum in Verwunderung, der ihn besonders dadurch wohlthätig berührte, daß Lichtenberg bei seinem aufgehellten Verstande und seiner lebhaften Ursprünglichkeit doch gar nichts von überspannter „Genieschaft" an sich hatte. „Die thätigste, lebendigste Seele im krüppelhaften Körper." „Er ist aus Muthwillen und Leichtsinn zusammengesetzt," heißt es in einem an Jacobi gerichteten Schreiben. „Ich ehre seine Talente, seine mathematische Wissenschaft, seine Schreibart, seinen Witz und seine muntere Laune, seinen oft philosophischen Blick." Mit diesem Manne, dem es kein anderer Deutscher in Verbindung von Gelehrsamkeit mit vernichtender Lauge eines überlegenen Witzes gleich gethan, unternahm er die Herausgabe des „Göttingenschen Magazins", dessen Stimmung etwas ernsthafter war, als

die des „Deutschen Merkurs“ und des „Deutschen Museums“, „und mehr die Wissenschaften als die gaukelnde Litteratur des Jahrzehends in sich fassen und befördern sollte.“

Lichtenberg gab ihm indeß nur zu ausschließlich Nahrung für den Verstand, ähnlich wie Merk, mit dessen verneinender Natur er sich nur langsam vertragen lernte. „Warum giebt es Menschen in der Welt, wie Merk?“ ruft er einmal aus; „ich kann sagen mir schaudert. Oder sollte mir nicht mehr vor unserm Jahrhundert schaudern, das nur solche Seelen bildet und sich wünscht, das nur für den Kopf sorgt und das Herz vernachlässigt oder gar verachtet? Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, einer, der seine Feder und seine Sprache in der Gewalt hat, den nennen wir groß und vortrefflich, wenn's auch ein Kerl von Leder ist.“ Später sah er freilich ein, daß Merk nicht von Leder war, sondern vielmehr wie ein läuterndes Feuer, das den Dunstkreis der gegenseitigen Vergötterung, der damals manches Auge umnebelte, hier und da auf's heilsamste verjagte. Aber an Merk fehlte ihm immerhin zu viel zum ganzen Menschen. Und ähnlich ging es ihm mit Lichtenberg, „der mit dem äußerst feinen Takte einen förmlichen Abscheu gegen die neuere Empfindsamkeit verband, die eigentlich dem guten Lessing'schen Worte einen bösen Stempel aufgedrückt und dessen Cours im Lande der wirklich Empfindenden verboten hatte.“ „Mit einem Worte“, sagt er, „Lichtenberg

schwärmt gar nicht. Soll ich treuherzig sagen, was ich davon denke, auf die Gefahr ausgelacht zu werden? Ich wollte lieber, er schwärmte ein klein wenig. Ich weiß, ich schwärme selbst so wenig als ein Mensch auf Erden (freilich aus einer andern Ursache), allein ich finde es so liebenswürdig, besonders so lange man sich selber bewußt ist, daß man schwärmt. Wenn es diese Grenzen übersteigt, so phantasirt man im hitzigen Fieber.“ Und an einer andern Stelle: „Ich finde schlechthin nichts für mein Herz bei ihm, und unsere Freundschaft, die, ich weiß nicht wie (durch eine gewisse Wärme, womit er sich meiner bei meiner ersten Ankunft in Göttingen annahm) entstand, kriecht jetzt wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntschaft zurück, weil ich nicht scheinen mag, was ich nicht bin.“

Kam er deshalb von Göttingen nach Kassel zurück, so fühlte er sich ganz wohl in seinem „Schneckenhäuschen“ und hatte bei Lust und Drang zur Arbeit nur über zu häufige Störung zu klagen. Es kam ihm vor, daß er „den ganzen Tag mit Leuten verschleudern mußte, die ihm so fremd waren, als Perser und Elamiter oder als Gog und Magog.“ „Er werde es bald wie andere Schnecken machen müssen,“ meint er, „die sich nur desto fester verschließen, je mehr man sie heraushaben will.“ Seine äußere Stellung führte manche unvermeidliche Abhaltung herbei. In der Gesellschaft für Alterthums-

forscher mußte er öfters Vorträge halten, zu denen er allerdings die Stoffe, die seiner Beschäftigung am günstigsten waren, ausfindig zu machen wußte, wie über den Phönix oder die Pygmäen, aber er sprach auch über den Tempel der Diana zu Ephesus, wofür er dann wieder ein ander Mal eine Aufgabe behandeln durfte, die mit Alterthümern nichts gemein hatte, als das graue Alter der Gattungen auf Erden. Dann bekam er eine Zulage von hundert Thalern, wofür er die Aufsicht über die Naturaliensammlung führen, aber zugleich bereit sein mußte, dem Landgrafen, der das Kabinet täglich besuchte, durch Unterhaltung die Langeweile vertreiben zu helfen. Die Sammlung war in großer Unordnung, als er sie übernahm, so daß er, um Zeit zu gewinnen, dem Buchhändler die Fortsetzung des Martinischen Lexikons aufkündigte. Nichtsdestoweniger war seine Feder sehr thätig, und wir verdanken ihr aus jener, wie aus späterer Zeit, eine Menge von Beurtheilungen neu erschienener Schriften, die in jeder Weise als mustergültig mit Nachdruck empfohlen zu werden verdienen. Die meisten dieser Beurtheilungen wurden in den Göttingenschen gelehrten Zeitungen abgedruckt, für welche Heyne die besten Kräfte nicht nur anzuwerben, sondern auch warm zu halten verstand.

Es war das noch jene gute, klassische Zeit, in welcher *der Regel* nach die urtheilende Feder weder von denen ge-

führt wurde, deren allzu jugendliche Kenntniß noch eingeengt ist durch den Gesichtskreis eines vielleicht selbst nicht weit sehenden Lehrers, noch von solchen, die in dem Richteramt Ersatz suchen für den Mangel an selbstschaffender Thätigkeit. Die Urtheile der gelehrten Zeitungen hatten Werth und für die Fortgeschrittenen, wie für die Anfänger, unter den Lernenden die Kraft einer Richtschnur, nicht bloß weil die besten Männer mit Sorgfalt ihre Stimmen abgaben, sondern auch weil es unerhört gewesen wäre, daß irgend ein unbekannter Herausgeber sich zum Mittelpunkt einer Menge von Orakelsprüchen auserwählt hätte, denen sowohl die Kraft der Gründe, wie die Farbe von Namen und Ansichten fehlt. Selbstverständlich kann ein Richterspruch, der seine Beweggründe verschweigt, nur dann für die wissenschaftliche Welt einen Schein von Geltung beanspruchen, wenn der Name des Richters genannt wird, nicht sowohl um das Ansehen von dessen Person, das man für gleichgültig halten mag, sondern um seine Richtung und seinen Standpunkt zu kennen. Und umgekehrt, will man letztere verborgen halten, so kann kein anmaßendes Orakel wirken, sondern nur eine auf Erörterung von Gründen eingehende Beurtheilung. Forster wollte vor allen Dingen, daß „der Referent außer seinem Privaturtheil den Inhalt des vor ihm liegenden Werks genau anzeigte.“ Dann, „sei es ihm immerhin erlaubt zu sagen: „„ich gähnte bei diesem Buche, ich fand (für mich) nichts

Neues darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;"" wenn diese Erklärung nur nicht statt eines Verbots gelten soll, wodurch Andere abgehalten werden, für sich zu urtheilen, ob auch für sie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen sei, ob es auch ihren Verstand und ihr Gefühl nicht in Anspruch nehmen werde." „Meine Art zu recensiren," schreibt er im Jahre 1792 an Heyne, „war immer, daß ich mich bemühte, den Geist des Autors darzustellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber sowohl in der Allgemeinen Litteraturzeitung, als in besseren gelehrten Zeitungen schleicht sich immer mehr der pedantische Ton ein. Man glaubt, man müsse im Tadeln seine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; beides ist freilich leichter als gewissenhaft recensiren und darlegen." Wer Forster's Beurtheilungen von Reisebeschreibungen gelesen hat, der weiß, daß man nie eine aus der Hand legt, ohne etwas Wirkliches gelernt zu haben, und der räumt ihm das Recht ein, über den Schaden zu klagen, den manche, die sich als Richter aufwerfen, verursachen, indem „sie ihre engbrüstige Empfänglichkeit zum Maaßstab für das Publikum machen."

„Wem ist es nicht, wie mir, aufgefallen", heißt es in seiner Vorrede zu Rochon's Reise nach Madagaskar, „daß manches Buch und insbesondere manche Reisenachricht, welche nicht bloß im großen Publikum Beifall *fand, sondern* auch dem gebildeten Ausschuß desselben

und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrieen ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser von Geschmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantische Belesenheit sich so viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit besserer Wahl und größerer Bescheidenheit schöpfte, von selbstzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieses oder jenes Factum in einem neuen Schriftsteller ihnen bereits anderwärts her bekannt gewesen, ohne nur einen Augenblick sich träumen zu lassen, daß die neue Verbindung, in welcher dieses Factum erzählt wird, auch etwas werth sein, und, was immer bei jeder Lectüre die Hauptsache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken ist nun freilich unglücklicher Weise das Letzte, was man bei diesem eifrigen Spüren nach Thatsachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf." *) Noch eindringlicher hat er diese Gedanken an einer Stelle seiner Geschichte der englischen Litteratur im Jahr 1791 aus-

---

*) IV. 275, 276.

gesprochen. „Unsere Recensenten", sagt er, „pflegen den Schriftstellern unaufhörlich vorzuwerfen, daß sie ihnen nichts Neues erzählen, und gegen die meisten deutschen Schriftsteller, deren einziges Verdienst in noch nicht gesagten Factis besteht, mag der Vorwurf nicht ganz unbillig sein. In anderen Ländern hingegen sieht man mehr darauf, wie ein Schriftsteller denkt, wie er das Bekannte, durch neue Verknüpfungen seines denkenden Geistes, zu etwas ihm eigenthümlichen Neuen umbildet und dem gegenwärtigen, immer neue Darstellung erheischenden Zeitpunkte anpaßt. Unsere Bücher sind daher zum Nachschlagen, die englischen und französischen allein zum Lesen gemacht; wir stoppeln, sie schreiben und schaffen Ideen. Ein gebildetes Publikum will Gedanken, Reflexionen, Anregungen eines eigenthümlichen Ideenganges, zarte Berührungen, leichte Uebergänge, umfassende Blicke, mit Einem Worte, Geist und Gefühl, wo dem roheren, langsameren, durch Lage und Regierungsdruck gefesselten und verkümmerten nur grobe Speise, unmittelbar zu benützender und zum nothdürftigen Unterhalt anwendbarer Unterricht, oder auch derbe Erschütterungen nöthig sind." *) Ihm schien es die Aufgabe der schriftstellerischen Beurtheilung, „den Ton der Litteratur zu stimmen, über die Richtung, welche die Schriftstellerei im Ganzen nimmt,

*) VI. 125, 126.

mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjective vom Materiellen, den Geist vom todten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen."

In diesem Sinne war er thätig von dem ersten Augenblicke, daß er Sitz genommen hatte in jenem vollkommen befugten Gerichte, in dem ein Sömmerring sein Amtsbruder war. Um aber zu sehen, wie fein und streng die Ansprüche waren, die er an die Form der Bücher stellte, lese man den Anfang seiner Anzeige von Le Vaillant's Afrikanischer Reisebeschreibung. „Dies ist wieder eines von den Produkten des Auslandes", heißt es da, „bei denen man wünschen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieser Sinn, der vorzüglich in Frankreich so allgemein ist, sich doch einer gewissen zahlreichen Klasse von einheimischen Schriftstellern einimpfen ließe. Wenn man diese Reisebeschreibungen einmal in die Hand genommen hat, kann man sie nicht ungelesen wieder weglegen; und indem man liest, läuft der Faden der Erzählung so ohne allen Anstoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorstellung eines unzertrennlichen, gleichsam beseelten, Ganzen dem Leser von Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt, da hingegen die Werke des geschmacklosen Fleißes von diesem schöpferischen Gepräge

nicht die geringste Spur verrathen, sondern todte Zusammensetzungen sind, deren Fugen oft bis zum Uebelstand in's Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verlust bemerklich zu machen. Erzwingen läßt sich freilich auch vom Schriftsteller nicht die ästhetische Vollkommenheit; sie muß, wie alles Schöne, aus der inneren Energie des Geistes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß sich ein enthusiastischer Mittheilungstrieb gesellen." *)

So ersprießlich eine solche richtende Thätigkeit für die Mitwelt auch war, indem sie fruchtbar anregte, so war sie doch, selbst im Verein mit dem Lehramt, nicht im Stande, Forster's Sehnsucht nach einer gesunden, das Maaß seiner Kräfte ganz ausfüllenden Leistung zu beschwichtigen. Und hier liegt ein Grund für die Verstimmung, die sich namentlich im Jahre 1783 seiner bemeisterte. Er war „entblößt von Hülfsmitteln, Büchern, Naturalien, Instrumenten und Muße." Er sah die Zeit, „wo er pflügen und säen sollte, ungenützt vorbeigehen." „Ihn drückte das größte aller Leiden, deutlich den Weg zu sehen, den man nehmen sollte, und doch Augenblicke, Stunden und beinahe ganze Tage zu haben, wo man eine völlige Trägheit und Unfähigkeit fühlt, ihn zu verfolgen, und die Seele mit Wünschen nährt, die nie er-

*) V. 362.

füllt werden können." Er sah es ein, „daß er der Welt weit nützlicher sein würde, wenn er noch eine große Reise thun, unbefangen sehen, und das Gesehene ehrlich aufzeichnen könnte, allein", fügt er hinzu, „das sind Träume aus einer besseren Welt."

Er war zu reich, um sich, nachdem er Jahre lang die größten Bildungsstoffe in sich aufgenommen und schöpferisch aus sich herausgestaltet hatte, mit der nachträglichen Gährung und Aufräumung dieses Bildungsstoffs zufrieden zu stellen. Die Nachwirkung der Reise blitzte zwar in einzelnen künstlerischen Darstellungen hervor, wie denn eine seiner schönsten kleineren Schriften, die über den Brodbaum, im Jahre 1784 in Kassel entstand. Auch ließ er keine Gelegenheit zu forschen ungenützt vorübergehen. Er stellte allerlei Versuche an mit dem damals entdeckten Luftballon, mit dem Sauerstoff, und wechselte darüber brieflich und mündlich mit Lichtenberg und Sömmerring. Aber es fehlte ihm z. B. jede elektrische Vorrichtung, und er fühlte sich bei jedem größeren Beginnen beschränkt und gehemmt. Kurz, er sehnte sich nach gewaltigeren Stoffen, die ihm der Mangel an Muße gefährlicher noch als die Armuth an Hülfsmitteln vorenthielt.

Je mehr ihm nun die Verhältnisse eine gegenständliche Naturbetrachtung erschwerten, um desto inniger schmiegte er sich persönlich den Menschen an, die ihm

Nahrung für Herz und Geist zu bieten vermochten. Er stillte dabei mehr einen brennenden Durst seines Gemüthes, als daß er es mit forschendem Bewußtsein auf Menschenkenntniß abgesehen hatte. In den ersten Jünglingsjahren, in denen die zarteren Saiten des Herzens so gern unter weiblicher Hand erklingen, in denen sich die junge Brust, des Anlehnens bedürftig, im Vertrauen bei einer Freundin ausruht von den stürmisch heranwogenden Eindrücken der Außenwelt, war er, von Mutter und Schwestern weit getrennt, auf den Anblick der Südländerinnen angewiesen und wurde vorzugsweise mit denjenigen Aeußerungen der Weiblichkeit bekannt, die in jener Zeit so heilsam in ein süßes Geheimniß gehüllt bleiben. Seine von Haus aus weiche Empfindung war in Folge jenes Mangels nicht etwa abgestumpft, sondern nur reizbarer geworden. Ueberhaupt war Forster in der edelsten, gesundesten Bedeutung eine sinnliche Natur. Obgleich er häufig von körperlichen Leiden heimgesucht war, gab es doch Zeiten, in denen er „über gar nichts klagen konnte, als über zu viel Gesundheit, die mit seiner Einsamkeit sich übel vertrug.“*) Deshalb ließ er sich selbst von Lichtenberg so leicht erwärmen, wenn dieser eine herzlichere Seite herauskehrte. Aber ebenso schroff wurde er im Anfang von Johannes von

*) VII. 181.

Müller, dem berühmten Schweizer Geschichtsschreiber, zurückgestoßen, so lange er weiter nichts an ihm bemerkt hatte, als daß „er den Mantel nach dem Winde hing und auf beiden Schultern tragen wollte.“ Nachher verband ihn mit Müller ein gemeinschaftlicher Hang zur Schwärmerei, und er fand bei ihm „wahres Talent, Liebe zur Wahrheit, Selbstverläugnung und Demuth in hohem Grade.“

Zu den Eigenthümlichkeiten der damaligen Zeit gehörte es, daß die bedeutenden Männer einander mit größerer Hingebung aufsuchten, als das in unsern Tagen gebräuchlich ist, in denen das rastlose Jagen der Arbeit und Strebungen die Einzelnen pfeilschnell an einander vorbeiführt. Forster lernte fast alle Größen seiner Zeit persönlich kennen. So machte er auch während der Kasseler Zeit ein Erndtefest bei Bürger mit. Man erfährt indeß nicht, ob sie einander tiefer angezogen haben, und man darf es wohl bezweifeln, ob Forster bei seiner Sehnsucht nach der reinsten Schönheit, die sich wohl hier und da in das allzu Feine und in Weichmüthigkeit verlor, für Bürger's überströmende Frische und derbe, unübertroffene Volksthümlichkeit den rechten Sinn gehabt habe, zumal da ihm später Schiller's schnöde Beurtheilung aus der Seele geschrieben war.

Unter den kurzen Begegnungen war natürlich die mit Göthe, der 1779 mit dem Herzog Kassel besuchte, die aufregendste, leider aber zum Theil deshalb, weil sie

mehr eine flüchtig anknüpfende, als eine ruhig erfüllende war. Der Herzog hatte auf Forster einen guten Eindruck gemacht. „Er frug sehr viel", schreibt Forster, „und doch kein Mal albern; gewiß das heißt alles mögliche prästiren", ein Lob, welches man ganz versteht, wenn man sich seiner Klagen über Berlin erinnert. In einem Brief an seinen Vater versucht er den damals dreißigjährigen Göthe zu beschreiben. „Göthe", heißt es, „ist ein gescheidter, vernünftiger, schnell blickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. Pah! Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen, sind nicht zu beschreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann." Wärmer, wenn gleich mit wenigen Worten, schreibt er seinem Jacobi: „Sie kennen ihn und wissen, was es für ein Gefühl sein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehen, nur ein Paar Minuten lang allein zu sprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt sich das nicht."

Solche Lichtstrahlen erhellten die Nacht der Sorge, in welcher er während des ersten Jahres in Kassel um seine Familie lebte. Zwar wurde durch wiederholte fürstliche Geschenke für die Nothdurft seines Vaters gesorgt, der übrigens mehrfach genöthigt wurde, Bücher um den

dritten Theil ihres Werthes zu verkaufen, um sich vor seinen Gläubigern Ruhe zu verschaffen. Aber Reinhold Forster war tief gekränkt, weil er nicht Wohlthaten, sondern sein gutes Recht, den wohlverdienten Lohn für seine Arbeiten verlangte. Er wurde durch das Gefühl, daß er Unrecht litt, immer härter und bitterer, und sein Gemüth legte sich in menschenfeindliche Falten, welche die im Jahre 1780 erfolgende Anstellung in Halle nicht wieder zu glätten vermochte. Georg, dessen Liebe nicht dadurch litt, daß der heftige Vater auch gegen ihn nicht immer billig war, hatte mit jener unglückseligen Stimmung um so mehr zu thun, je wärmer sein Herz den innigsten Beziehungen des Familienlebens nachhing. Sonntags hatte er „seinen trüben Tag, weil er dann am schmerzlichsten die Trennung von den Seinigen empfand", und als im October 1779 Hausmann aus London ihm Nachrichten vom älterlichen Hause brachte, wollte er „von dessen Gesicht und ganzer Figur die Blicke der Seinigen zusammenfassen, wie Werther am Rocke seines Jungen that, der von Lotte zurückkam." Aus dieser Innigkeit und jenen Drangsalen erklärt sich's zur Genüge, daß Forster sein eigenes Geschick fast nur auf den Vater bezog. Nur um seinem Vater zu helfen, wünschte er eine Verbesserung seiner äußeren Lage, als ihm Jacobi Aussichten nach Düsseldorf, Vosmaer nach dem Haag und ein glänzender Ruf nach Mitau in Kur-

land eröffnete. Er nahm den letzteren nicht an, weil er in Kassel eine neue Zulage und vom Landgrafen einen Vorschuß ohne Zinsen bekam, mit welchem er zwar seine lästigen Schulden, nicht aber das Darlehen Jacobi's abtragen konnte. Von 1000 Thalern, die er anderen schuldig war, hatte er früher nur 600 auf Einen Mann übertragen können, während die übrigen 400 auf lauter kleine Posten vertheilt waren. Von dieser Plage war er jetzt befreit, aber immer nicht von der Sorge, sich drükkender Verbindlichkeiten zu entledigen. Wie schwer er dies nahm, ersieht man aus einem Brief an seine Schwester, wo er sich „den ernsten Vorwurf macht, daß er gegen sich selbst nicht streng genug war, daß er der Mode, der Gewohnheit, dem äußerlichen Schein und zuweilen auch der Lüsternheit etwas aufgeopfert habe, welches er besser hätte anwenden können." Und doch hatte er so wenig Bedürfnisse, daß er von sich sagen konnte: „Bei den Südländern wäre ich allenfalls noch zu gebrauchen, wo Brodfrucht und Baumrinde alle Sorgen des Lebens in sich fassen." „Er schränkte sich immer mehr ein, und fand darin eine Beruhigung mehr, daß er dies und jenes entbehren konnte." Aber er fügt in seinem Briefe an Jacobi, in dem die letzten Worte stehen, die sehnsüchtige Klage bei: „Könnte der Mensch durch Entsagung seiner Ansprüche auf gewisse Arten des irdischen Genusses das sittliche Vergnügen allemal erhö-

hen, und sich selbst mehr fühlen, was und wozu er ist, wie glücklich, dünkt mich, würde er sein."

Die Lüsternheit konnte und durfte er streng bekämpfen, seine geistigen Anlagen durfte er nicht veröden lassen. Von Anfang an bestand in seiner Laufbahn ein großes Mißverhältniß zwischen dem Zehrpfennig und den Zielen, die sein Geist erreichen mußte. Die Schande der Noth, mit der er deshalb kämpfte, fällt auf ihre Urheber zurück, auf die russische und englische Regierungen, die seinem Vater den Lohn für treue Dienste vorenthielten, auf die Behörden in Kassel, in Polen und Mainz, die nicht wußten, was solch' ein Kopf werth war. Daß er nur auf die Ziele sah, und sich um die Unzulänglichkeit des Zehrpfennigs bei ihrer Verfolgung nicht bekümmerte, das ehrt eine dankbare Nachwelt, für die er tausendmal mehr als genug gedarbt und gelitten hat.

An geistiger Freude hat es ihm in Kassel nicht gefehlt, wenn gleich die geistige Nahrung für seinen Kraftumsatz nicht ausreichend war. Bereits in London hatte er im Jahre 1778 mit Sömmerring Freundschaft geschlossen. Es gelang seiner Fürsprache bei Schlieffen, diesen ausgezeichneten Zergliederer, der, als er die Hochschule verließ, bereits sein Meisterstück geliefert hatte, nach Kassel zu ziehen. Im Juni 1779 erfolgte die Wiedervereinigung. Forster und Sömmerring waren damals beide vierundzwanzig Jahre alt, der erstere nur

wenig Wochen älter als der zweite. Beide hatten Proben ihres fruchtbaren Geistes abgelegt, beide waren in einer Stellung, in der sie als junge Männer einen edlen Ehrgeiz befriedigt fühlen konnten. Forster übertraf den Freund durch die Allgemeinheit seiner Bildung, Sömmerring war jenem durch die Kraft, die er seinem engeren Fache widmete, überlegen. Ihre Forschungen ergänzten einander, und ohne daß sie jemals in ihrer Beschäftigung genau zusammentrafen, war Jeder hinlänglich eingeweiht in des Anderen Thun, um die wärmste Theilnahme und ein berechtigtes Urtheil mitzubringen. Sie hatten dieselben Freunde, dieselben Gönner, in Wissenschaft und Kunst denselben Eifer und in verschiedener Färbung dieselbe Fruchtbarkeit, über göttliche und menschliche Dinge dieselben Ansichten. Sömmerring war heftig, aber dennoch vorsichtiger als Forster, wenn es sich um Lebensklugheit handelte, er wollte z. B. Lebendige bloß gelobt wissen; Forster war besonnener, fester im Charakter und konnte die Wahrheit viel weniger verschweigen. So hatten sie genug an einander zu erziehen. „Strenger Wahrheitssinn gesellte sich zur Schonung, und da, wo die gemeine Erziehung aufhört, bildeten sie einander fort zu dem hohen Bewußtsein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, zu diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft." *)

---

*) VII. 230.

„Die wenigen Menschen", sagt Forster, „die gleichförmig mit uns denken, sind uns mehr werth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen."*) Dieser geistige Samen zur Freundschaft war in dem Verhältniß zwischen ihm und Sömmerring reichlich ausgestreut. Daß er aufging und blühend die schönsten Jahre des jugendkräftigen Mannesalters umrankte, bewirkte die Wärme des Gefühls, die innige Frömmigkeit des Gemüths, die Heilighaltung des inneren Menschen, die für beide die Treue gegen sich selbst zur Treue gegen den Freund verklärte, aber auch, wie das spätere Leben bewies, diese von jener abhängig machte.

Innere Wahrheit und ein erschöpfendes Verständniß, von gleicher Stimmung edeler Herzen erwärmt, brachten die Freunde täglich zusammen, verbanden sie in Muße und Arbeit. Ihre Arbeit floß durch dieselben Kanäle in's Leben über, und was dem Einen wichtig war in kleinen und großen Dingen, das hatte von vorn herein schon den Andern beschäftigt. Wer die Sicherheit kennt, die aus all dieser Uebereinstimmung für die vertrauteste Mittheilung erwächst, der kennt auch die Erquickung, die es gewährt, in schwachen Stunden mit Zuverlässigkeit zu wissen, daß man beim Freunde eine Zuflucht, Trost und

*) VII. 121.

wenig Wochen älter als der zweite. Beide hatten Proben ihres fruchtbaren Geistes abgelegt, beide waren in einer Stellung, in der sie als junge Männer einen edlen Ehrgeiz befriedigt fühlen konnten. Forster übertraf den Freund durch die Allgemeinheit seiner Bildung, Sömmerring war jenem durch die Kraft, die er seinem engeren Fache widmete, überlegen. Ihre Forschungen ergänzten einander, und ohne daß sie jemals in ihrer Beschäftigung genau zusammentrafen, war Jeder hinlänglich eingeweiht in des Anderen Thun, um die wärmste Theilnahme und ein berechtigtes Urtheil mitzubringen. Sie hatten dieselben Freunde, dieselben Gönner, in Wissenschaft und Kunst denselben Eifer und in verschiedener Färbung dieselbe Fruchtbarkeit, über göttliche und menschliche Dinge dieselben Ansichten. Sömmerring war heftig, aber dennoch vorsichtiger als Forster, wenn es sich um Lebensklugheit handelte, er wollte z. B. Lebendige bloß gelobt wissen; Forster war besonnener, fester im Charakter und konnte die Wahrheit viel weniger verschweigen. So hatten sie genug an einander zu erziehen. „Strenger Wahrheitssinn gesellte sich zur Schonung, und da, wo die gemeine Erziehung aufhört, bildeten sie einander fort zu dem hohen Bewußtsein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, zu diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft." *)

---

*) VII. 230.

„Die wenigen Menschen", sagt Forster, „die gleichförmig mit uns denken, sind uns mehr werth als das ganze übrige Menschengeschlecht; sie stärken und befestigen uns in unsern eigenen Grundsätzen." *) Dieser geistige Samen zur Freundschaft war in dem Verhältniß zwischen ihm und Sömmerring reichlich ausgestreut. Daß er aufging und blühend die schönsten Jahre des jugendkräftigen Mannesalters umrankte, bewirkte die Wärme des Gefühls, die innige Frömmigkeit des Gemüths, die Heilighaltung des inneren Menschen, die für beide die Treue gegen sich selbst zur Treue gegen den Freund verklärte, aber auch, wie das spätere Leben bewies, diese von jener abhängig machte.

Innere Wahrheit und ein erschöpfendes Verständniß, von gleicher Stimmung edeler Herzen erwärmt, brachten die Freunde täglich zusammen, verbanden sie in Muße und Arbeit. Ihre Arbeit floß durch dieselben Kanäle in's Leben über, und was dem Einen wichtig war in kleinen und großen Dingen, das hatte von vorn herein schon den Andern beschäftigt. Wer die Sicherheit kennt, die aus all dieser Uebereinstimmung für die vertrauteste Mittheilung erwächst, der kennt auch die Erquickung, die es gewährt, in schwachen Stunden mit Zuverlässigkeit zu wissen, daß man beim Freunde eine Zuflucht, Trost und

*) VII. 121.

stärkende Erbauung findet, — der kennt die Ruhe, mit der in starker Stunde die überströmende Begeisterung sich in den Busen des Freundes entleert, so daß sie in der natürlichsten Weise, ohne Stoß und Erschütterung, in das Geleise des alltäglichen Treibens hinübergeleitet wird. An der Seite eines solchen Freundes bleibt man von der Gemeinheit unberührt, und man strebt in höhere Gefilde, ohne die Spur des Lebens und den Muth für dessen kleine Kämpfe zu verlieren.

Forster war dieses Anlehnens während der Kasseler Zeit in hohem Grade bedürftig. Das Gefühl, das in seiner allseitigen Natur in reichster Anlage mitlebte, war auf der Reise um die Welt zu gewaltsam zurückgedrängt gewesen, um nicht nachträglich mit Macht seine Rechte geltend zu machen. Während des Schiffslebens war seine Anschauung göttlicher Dinge die natürlich verständige, aber dennoch gläubige, wie sie in jener Zeit unter aufgeklärten Leuten herrschte. In der Natur bewundert er die Allmacht des Schöpfers; in den Regungen und Leidenschaften der Menschenbrust die weise Absicht, die darauf den Trieb zur Selbsterhaltung gründete; im Sturm, wie in den kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens, die Hand der Vorsehung, die über unser Schicksal wacht. Aber das Wachsthum der Gotteserkenntniß hing nach seiner Ansicht „von dem Fortschritte der Ei-

vilisation ab"*), und er haßte den pfäffischen Mißbrauch des Gottesdienstes, wo dieser „zum Deckmantel der Ueppigkeit und des Wohllebens eines trägen, wollüstigen Pfaffen diente, der das Volk seiner Bequemlichkeit zinsbar zu machen" sich bemühte.**) Diese Anschauung war aber, wie es scheint, mehr überkommen, als erlebt.

Der Umweg, durch viele Glaubenssätze hindurch zum Wissen zu gelangen, sollte ihm nicht erspart bleiben. Eine Natur, wie die seinige, war unter allen Umständen fromm, auf der lichten Höhe des Schauens sowohl, als wenn er in finsteren Ahnungen befangen war. Wenn aber ein frommes Gemüth sich Ahnungen hingiebt, dann führen alle Wege zur Schwärmerei. Forster und Sömmerring wurden in diesem Drange das Opfer der Gaukeleien der Rosenkreuzer, deren Bund in Kassel sein arges Spiel getrieben zu haben scheint. In der geheimthuenden Gemeinschaft mit Anderen suchte das Gefühl einen Ausweg; allein es fing sich in das Netz einer sinnbildlichen Scheinthätigkeit. Genaue Nachrichten über jenen Orden sind nicht bekannt geworden, aber auch für Forster's Entwicklung gewiß von unerheblichem Werth, da ein Mann von seiner Wahrheitsliebe innerhalb des Bundes kein anderer sein konnte, als draußen in der Welt. Forster war damals

---

*) II. 280.

**) I. 371.

bisweilen in Stimmungen, in denen er sich mit Inbrunst den Offenbarungslehren hingab. Er glaubte, „daß ein Fünklein des Glaubens an Gott, welches er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm dem Vollkommensten, dem Urquell unendlicher Kräfte und Seligkeiten, uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen sei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch uns offen stehe, daß er sich uns aus unbedingter, unvergoltener Liebe nähern wolle und werde." Er hielt es für etwas Großes, zu „erkennen, daß nichts Geschaffenes unserem Geist Genüge leisten könne; Beruhigung und Sättigung der Seele mit einer ihr homogenen Nahrung, mit geistigen Lichtkräften da zu suchen, von wannen sie uns allein kommen kann; im Glauben so weit gekommen zu sein, daß uns die Gewißheit eines geoffenbarten Mittlers, durch welchen unser in Sinnlichkeit gefesselter Geist wiederum in Gemeinschaft treten mit seinem Urquell, und wieder das Geistige zu empfinden fähig werden möge, — daß uns diese Gewißheit als eine nothwendige Folge der großen Barmherzigkeit Gottes einleuchtet." *) Seinem Glauben entsprach die Innigkeit seiner Vorstellung vom Gebet. In dem Briefe an Johannes von Müller, dem die obige Stelle entnommen ist, finden sich die Worte: „Da das Gebet des Menschen,

*) VII. 212, 213.

meiner geringen Meinung nach, nichts Anderes sein kann, als eine aus der Vorstellung der Allgegenwart Gottes fließende Ergebung in und Vereinigung unseres Willens mit dem seinen, so ist auch Erhörung unseres Gebets, wie ich mir's vorstelle, nicht eine Folge einer activen Wirkung unseres Geistes, sondern vielmehr Annahme des zuvor bestimmten Willens Gottes." *)

Viel heller, aber doch voll unsicheren Zweifels ist das Glaubensbekenntniß, das er seinem Jacobi ablegt. „Ich gehöre nicht zu Ihren Ungläubigen", schreibt er im November 1782, „die alle unsichtbaren Kräfte wegläugnen. Ich müßte nicht Naturforscher sein, wenn ich das thäte. Ich gehe wohl noch weiter und glaube: was der Mensch sucht, das findet er, was er will, das kann er, was er sich erbittet, das erlangt er; — nur muß er nicht incompatible Dinge verlangen, nicht zugleich nach Norden und nach Süden segeln wollen. Wenn ich mir denke, was ist Gott? was ist Zeit? was ist Raum? was ist die Seele des Menschen? was die Materie? was ist Liebe zum vollkommensten Wesen? — dann ist mir als ob alles möglich sein müßte, was man sonst rund wegläugnet und für unmöglich hält. Wer Gott liebt, der — so scheint es mir wenigstens — muß ihm nahe sein, und zwar in dem Grade näher, wie er ihn in allem

*) VII. 213, 214.

liebt, seine Kraft in allem fühlt, und sich selbst von allem anderen unabhängig erhält. Wo der Geist ist, da ist Freiheit, sagt Paulus" *). Zur sicheren Deutung kann man die an Müller ergangene Ermahnung lesen: „Das ist gewiß die höchste Weisheit, immer die Gegenwart des lieben Schöpfers vor Augen zu haben! Lassen Sie, mein Bester, sich immer dies und die Liebe des Gekreuzigten genügen, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen" **). „Laßt uns mit der Demuth beginnen", schreibt er an seine Schwestern, „die aus wahrer Selbsterkenntniß entspringt, und unsere Fähigkeiten und das wenige Gute, was wir in uns selbst bemerken mögen, Ihm zuschreiben, der dessen Urheber ist, von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir sind nicht unser eigen, wir sind sein Eigenthum, und sind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben sind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er seinen heiligen Willen vollbringt. Diese Gesinnung, indem sie uns von Eigenliebe frei macht, muß zugleich unsere Liebe für unsere Mitgeschöpfe erhöhen" ***).

Bei dieser schwärmerischen Ergebenheit war er frei von einem engherzigen Verkehr mit seinem höchsten Wesen. Denn er fand es „entsetzlich und ein Gräuel über alle Gräuel, daß damals Religion nichts weiter heißen sollte,

*) VII. 175, 176. — **) VII. 210, 211. — ***) VII. 167.

als Fürbitte um Regen und Sonnenschein, um Brod und Wein und Kleidung und Obdach und was der Armseligkeiten mehr sind, die unser himmlischer Vater auch den Thieren giebt, die ihn nicht darum bitten, wie viel mehr uns, die er gelehrt hat, um ganz was Anderes vertraulich ihn anzugehen" *)?

Aber der Mensch ist nicht aus Einem Gusse, und während die fortschreitende Gährung die Hefe absetzt und manche eitle Luftblase entweichen läßt, entwickelt sich auch der Geist zu Kraft und Klarheit. Forster stimmte mit Jacobi nicht überein, als dieser Unglauben für gefährlicher hielt als Aberglauben. „Aberglaube", sagt Forster, „ist unmöglich der Weg zur Wahrheit, und führt auch nicht näher dazu als Unglaube. Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als die Autorität eines Menschen, der in einer näheren Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will (und gleichwohl nicht steht), und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will" **).

Dunkele Gefühlsahnung und klares Urtheil wogten auf und ab, und es ist bei dem innigen Verkehr, der Forster mit Sömmerring verband, ein sehr bezeichnender Zug, daß der letztere seinem Vater beruhigend versicherte, er werde kein Freigeist werden, während Forster seinem

*) VII. 195.
**) VII. 174, 175.

Vater die Sorge nehmen mußte, daß er katholisch werden könnte. Er hatte sich noch in Kassel von allen kirchlichen Schranken befreit und sich aus den Fesseln jener finsteren Schwärmerei herausgewunden.

Forster selbst hatte eine ganz klare Einsicht in die seltsame Umkehr seiner Entwicklungsstufen, die sich durch die ungewöhnlichen Verhältnisse der ersten Jugendzeit und die Gefühlsverirrung unter Rosenkreuzern kund gegeben hatte. „Sie wissen," schreibt er an Heyne's Tochter, „daß ich von Jugend auf Vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die ich in dem Alter, wo man sich dem lachenden, einladenden Ruf der Natur sonst überläßt, wo man ganz Gefühl zu sein, und kein Geschäft, als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu diesem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geisteskräfte erschlaffendes Leben geführt, so zum einzigen, was mir übrig blieb, zur religiösen Schwärmerei hinüber getrieben, und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar schädlich, anzusehen" *).

Ein Ruf nach Wilna in Litthauen traf ihn zu Ende des Jahres 1783 mitten in der Umwälzung, die nach

---

*) VII. 234, 235.

der letzten Schwärmerei der Jugend die Klarheit des reifenden Mannesalters herbeiführen sollte, mitten in der Ueberzeugung, daß sein Wirkungskreis in Kassel von dem Umfang seiner Kräfte weit überspannt wurde. Aus der Ferne wurden ihm die Polnischen Pläne mit jener Hochschule so verlockend, als sicher ausgemalt. Er konnte deshalb nicht zögern, dem Ruf zu folgen, so klar er auch wußte, was er an Kassel und Göttingen aufgab, was er in seinem Sömmerring verlor. Er wollte wirken. „Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet," so schrieb er an Sömmerring kurz nach dem Abschied, „indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft, und auffordert für Andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unseres Daseins, wobei wir nur das Zusehen haben, indeß der Zweck unserer Handlungen dazu nur Mittel ist. Ich ringe acht oder zehn Jahre mit neuen Verhältnissen, sammle neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbst, die mir jetzt noch unbekannt sein mögen, Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: so geht ein vollkommneres Wesen hervor, mit erhöhtem Bewußtsein, mit anderen Quellen des Genusses, mit einem umfassenderen Sinne, zu erleseneren Freuden und Leiden gebildet!"

Nicht nur diese Hoffnung, fortzuschreiten und zu wachsen an innerer Kraft, erleichterte ihm die Trennung von Kassel, sondern auch das Bewußtsein, daß er eine schwere Umgestaltung seines Wesens glücklich vollendet habe. Der Ort, an dem der innere Mensch mit Noth und Mühe, in trüber Erfahrung und gedrückter Stimmung sich gehäutet hat, bekommt leicht einen düsteren Widerschein von den geistigen Schlacken, die dort zurückblieben, und macht den äußeren Wechsel erwünscht. Es ist, als wenn man dem alten Selbst zu begegnen fürchtete, und diese Furcht ist um so größer, je reizbarer die Kraft der Jugend sich erhielt.

Forster beschreibt dies, bevor er Kassel verließ, in einem Briefe an Jacobi's Schwester: „In meinem Denken ist noch ganz kürzlich eine Revolution vorgegangen, die, wie ich hoffe, sehr zu meiner Zufriedenheit in Zukunft beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei noch fahren lassen, und danke Gott, daß diese Entladung noch vor meinem zurückgelegten 30. Jahre geschah. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, um wie Vieles ich mich dadurch in meinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten gestärkt fühle, — denn aller falschen Schwärmerei Wirkung ist es, Menschen von Menschen zu entfernen, und wo so viele äußerliche Ursachen meiner besonderen individuellen Lage mitwirkten, ist es mir räthselhaft, daß ich nicht noch weiter mich verirrte

und noch zurückzukehren fähig gewesen bin. Nun hoffe ich erst, in Grundsätzen ein Mann, und in ihrer Befolgung ein Mensch zu werden; und auch dazu wird mir Veränderung des Ortes heilsam sein."

IV.

Reisen in Wilna.

Seitdem Forster in Kassel den Lehrstuhl erstiegen hatte, war der Vater des menschlichen Reisens außer dem häufigen Ritt nach Göttingen, der nur ein Ausflug war, und einem Besuch, den er den Seinigen in Halle im Jahre 1781 abstattete, zu keiner Reise mehr gekommen. Als er Kassel im April 1784 verließ, war sein Herz mit Wehmuth erfüllt um den Abschied von Sömmerring, den er seinen lieben einzigen Bruder nannte, aber sein Blick war vorwärts gerichtet, und er, der für seine innere Umbildung ein äußeres abschließendes Zeichen in der Uebersiedelung nach fernen Lander gefunden hatte, sprach seinem Freunde, der viel verlassener zurückblieb, aufmunternd zu. Dies muß auf den kräftigen, thätigen Sömmerring gewirkt haben, weil die Kraftworte aus dem weichsten, wärmsten Herzen kamen.

Forster's reine, unmittelbare Empfindung war ohne alles Weitere dichterische Verklärung des Abschiedswehs.

„Auf den gestrigen ungewöhnlich lauen Abend“, schreibt er, „wo uns der Mond so freundlich leuchtete, als wüßte er nichts von unsrem Abschiede, folgte spät in der Nacht ein Gewitter. Der Morgen war gelind und lachend; Alles lebte im Felde; die Anhöhen und Aecker glänzten in freundlichem Grün; die Lerche stieg und sang, und selbst die melancholische Leine, die sich durch das lange Thal hinschlängelte, hatte ihren Reiz. Doch dies Alles war die täuschende Erscheinung eines Sonnenblicks. Bald schwärzte sich der Himmel, und ich hörte das Rauschen des Wolkensammlers über mir. Hinter Durste stieg ich aus, weil der Weg sehr schlecht war, und ging zu Fuß durch den Wald. Auf der einen Seite standen dürre Birken; auf der anderen hing am Berge ein finstrer, naher Tannenwald, dessen dunkles Grün mir jetzt in der Nähe lieber ward, als es aus der Ferne war; der Wind spielte unsanft in den hangenden Zweigen. Dieser Sturm in der Natur erregte einen anderen in meinem Herzen; ich thue ihm gewiß nicht zu viel, daß ich ihm die Schuld beimesse, wenn gleich die finstre Luft und das trauernde Tannengrün ihr Theil mit beitrugen, die gestrige Stimmung in mir zu nähren und schwermüthige Bilder hervorzurufen.“

Wer von solcher Empfindung durchbebt war, der durfte in demselben Briefe schreiben: „Vorwärts den Blick zu richten, ist jetzt beides Pflicht und Gewinn;

nicht länger darüber zu brüten, daß jeder von uns hinfort allein steht, allein schwimmt durch das Meer der Mühseligkeiten, Hamlets sea of troubles, und allein kämpft und — siegt oder fällt."

Von Kassel ging die Reise über Göttingen, Leipzig, Dresden, Freiberg, Prag und Wien. Sie sollte gleich mit einem Ereigniß für's Leben beginnen.

Noch in Kassel hatte Forster den Tod von Jacobi's Frau erfahren. Trotz der Bewegung, die sein veränderter Lebensplan innerlich und äußerlich mit sich brachte, hatte ihn die Nachricht tief ergriffen. Sie brachte die Einsamkeit, über die er früher schon klagte, zu erhöhtem Bewußtsein; er mochte sie in der Zukunft doppelt fürchten, da er wohl ahnte, daß er in Wilna von halber Barbarei umgeben sein würde. Es herrscht darum eine verhängnißvolle Deutlichkeit in den Worten, die in dem Briefe an Jacobi's Schwester stehen:

„Ich fühle, daß wir Mannspersonen selten zum Wirthschaften Anlage haben, zumal ist dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müssen; wundern Sie sich also nicht, wenn diese Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einsamen Lebensart nach sich ziehen sollte. Ich habe bis jetzt noch keinen Gegenstand, allein bisher habe ich nicht gesucht; wenn es mit dem Suchen Ernst zu werden an-

fängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden.“ *)

Er suchte und fand Therese Heyne, die Tochter jenes geschmackvollen Gelehrten, den er als das Herz und die Seele von ganz Göttingen verehrte. Das war nicht etwa ein Bund, nur von berechnender Vernunft geschlossen. Aber es war auch nicht das süße Finden, das unbewußte Ineinanderweben zweier Herzen, die sich mit überraschter Sicherheit besitzen, noch ehe die Vernunft ihr Losungswort gesprochen. Forster und die reich begabte Therese wären solchen Findens werth gewesen.

„Mit meinem Herzen ist's nicht richtig“, schreibt Forster aus Zellerfeld seinem brüderlichen Freunde. „Alles Liebe und Gute was mir widerfährt, nud aller Antheil, den ich an Sachen und neuen Begriffen nehme, ist nicht hinreichend, mich innerlich zu befriedigen. Ich kann dir nicht sagen, was ich empfand, wie ich unter Heynen's Fenster um 10 Uhr Abends vorbeifuhr! Ich sah sein Licht, und konnt' ihn mir vorstellen, wie er saß und arbeitete! Der gute Mann! Fünf Schritte von mir, und doch so fern und so getrennt; und dann die liebe Therese! Kaum war der Schmerz auszuhalten. Ich werde jetzt eilen, mir Gewißheit zu verschaffen, und habe schon einen Brief an die gute Hofräthin angefan-

*) VII. 226.

Liebe war, erklärt sich die bei einem vertrauenden Bräutigam sonst unbegreifliche Furcht, daß sich Therese, wenn sie ihn täglich um sich habe, von seinen Fehlern zurückgestoßen fühlen könnte. Es mußte ihn wohl oft ein Unbehagen beschleichen, daß ihnen weder vor, noch während des Brautstandes das Ineinanderstimmen der Gemüthsart gestattet war, bei dem die Eigenheiten, die, wenn die Leidenschaft erregt ist, die Gestalt von eckigen Fehlern annehmen, sich gegenseitig abrunden. Denn offenbar thut sich Forster Unrecht, wenn er, um Therese auf die Schwankungen vorzubereiten, von denen auch der beste Mensch sein Betragen gegen die liebsten Wesen nicht frei halten kann, seine Sinnlichkeit als häßliche Leidenschaft und seine Eitelkeit als beweinenswerthen Fehler hinstellt.*) Seine Sinnlichkeit äußerte sich auf geistigen Wegen und was er seine Eitelkeit nannte, war das redliche Streben, das Lob der Guten und die Anerkennung der Weisen zu verdienen.

Der polnische Erziehungsrath hatte es bei der Ernennung Forster's vorzüglich darauf abgesehen, daß er die Anwendung der inländischen Erzeugnisse bekannter und allgemeiner machen sollte. Er sah sich deshalb noch in Kassel nach den Hülfsmitteln um, durch welche er die Verwerthung der natürlichen Gegenstände des Landes

*) VII. 257, 258.

für Landwirthschaft und Arzneikunde, für Kunst, Gewerbe und Handel so viel als möglich bethätigen könnte. Bei seinem gelehrten Vater erkundigte er sich nach den besten Schriften über Ackerbau und Bienenzucht, über die Behandlung des Rindviehs und der Schafe, kurz über alle Zweige der landwirthschaftlichen Naturgeschichte. Ganz besonders hoffte man von ihm, daß er durch Auffindung von Salzlagern den Bergbau des Landes heben sollte. In Folge dessen war auf der Reise sein Augenmerk vorzüglich auf das Steinreich und den Bergbau gerichtet. Werner in Freiberg, an dem er einen guten, vortrefflichen Kopf fand, war ihm besonders wichtig. Er rühmte die Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit seines Wissens und seine Kenntnisse in der Bergwerkskunde; er nannte ihn den größten seines Fachs. In früheren Jahren hatten die Pflanzen Forster mehr als die Steine beschäftigt, wiewohl er die Tage, die in Plymouth für die Ausrüstung der Schiffe nöthig waren, mit dem stetigen Eifer, dem keine Gelegenheit zur Belehrung entschlüpft, zu einem Besuch der Zinnbergwerke in Cornwall benützte und auch auf der großen Reise in dieser Richtung nicht unthätig war. Um so aufmerksamer suchte er in der Kunde von Erz und Stein seine Lücken auszufüllen, und er ließ sich deshalb von Born in Wien um so mehr anziehen, weil er bei ihm zugleich Sinn für schöne Wissenschaften, ein edeles, aufopferndes Herz

und liebenswürdige Sitten vorfand. Mit Born's Empfehlung versehen, besuchte er später Wieliczka, wo er jedoch keine Salzarten sammeln durfte.

Sömmerring's Schicksal beschäftigte Forster vielfach, und es war wohl der Anregung dieses Freundes zuzuschreiben, daß er sich unterwegs mit Männern, die den Bau des menschlichen Körpers untersuchten, und deren Sammlungen näher bekannt zu machen strebte, wie mit Prochaska in Prag. Im October erfuhr er die Anstellung Sömmerring's in Mainz, der also bald genug nach der Trennung von Kassel's Erinnerungen erlöst wurde. Die Wiener Aerzte, Stoll, Quarin, Brambilla, zogen Forster zum Theil durch ihre wissenschaftliche Bedeutung, zum Theil dadurch an, daß der junge Arzt Heyne, ein Bruder der Therese, diesen Männern näher zu treten wünschte. Die Naturforscher Jacquin und Ingenhouß, der Dichter Blumauer, Fürst Kaunitz und der Kaiser, alle wußten durch Unterhaltung und Hoffnungen, die sie für eine dereinstige Anstellung in östreichischen Landen, wohl auch in Wien, bei ihm erweckten, Forster's Wohlgefallen an der behäbigen Kaiserstadt zu steigern.

Alles was er in verschiedenen Briefen von seinen Reiseerlebnissen mittheilt, verräth den alten gegenständlichen Forster aus der Südsee. Er ging mit dem Gedanken um, ein kleines Bändchen aus seinem Tagebuch zu liefern. „Ich werde gewiß nichts sagen", schreibt er

an Sömmerring, „wo ich nichts weiß, und halte Auszüge aus anderen Büchern für keine Reisebeschreibung, welche sich eigentlich nur auf Dinge, die man gesehen, und dann nur auf das, wie man sie als Individuum in der besonderen Lage, in der man sich befand, gesehen hat, einschränken müßte." Eben diese Anforderungen sind in seinen Briefen erfüllt und machen sie so anziehend und lehrreich, unerachtet keine großen Begebenheiten zu berichten waren. Prag erfreute ihn, weil dort, wie in katholischen Ländern gewöhnlich, bei den besseren Köpfen so viel guter Wille zur Aufklärung zu finden war. Die Wiener nimmt er in Schutz gegen den Vorwurf der Unmäßigkeit. „Es werde entweder gar nicht, oder äußerst wenig zu Abend gegessen. Da kann man sich schon eine gute Mittagsmahlzeit erlauben", meint er. „Auch wird wenig getrunken, im Gegentheil ist es Ton, wenig zu trinken, und das nicht etwa seit Nicolai's Zeit" — der vorzugsweise die Wiener der Ueppigkeit beschuldigt hatte. — „Wenn sie von den Bemerkungen der Reisenden über ihr Fressen sprechen, werden sie nie eifrig, sondern sagen bloß: Es sei wahr, daß sie gern was Gutes äßen, weil sie es hätten, und man hätte ihnen gesagt, die Berliner äßen auch gern was Gutes, wenn sie es nur hätten. Sie wollten ja gern die Leute an ihrem Ueberflusse Theil nehmen lassen, wenn man nur zu ihnen käme."*)

*) VII. 267, 268.

Gewiß muß man selbst liebenswürdig sein, um liebenswürdige Aeußerungen so wiederzugeben. Indem er die Sittsamkeit des schönen Geschlechts vertheidigt, erinnert er daran, daß „der Mensch, der an's Kleinstädtische gewöhnt ist, freien Ton oft für Ausschweifung nimmt, und es ist nichts weniger als das. Wenn ein hübsches Mädchen sich die Hand, zuweilen gar den Mund küssen läßt, wenn es keinen Skrupel hat, Jedem, der es schätzt, auch zu sagen, es sei ihm gut, so ist das keine Todsünde, und wehe dem Menschen, der davon Mißbrauch macht." Das Haus der Gräfin Thun bot die feinste und gemüthlichste Geselligkeit. „Die Mutter", schreibt er seiner Therese, „ist eine der vortrefflichsten Mütter, die ich kenne; die Kinder — drei Grazien von Töchtern — sind lauter unbefangene Unschuld, heiter wie die Morgensonne, und voll natürlichen Verstandes und Witzes, den ich so mit Stillschweigen bewundere, wie den Verstand und Witz eines gewissen lieben Mädchens an der Leine. Die feinste Unterredung, die größte Delicatesse, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lectüre, wohl verdaut und ganz durchdacht, eine so reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines sanften, schuldlosen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens."

Er nahm nach alter Gewohnheit die Menschen, wie sie sind, und er konnte sich deshalb leicht in die vom

übrigen Deutschland abweichende Mittheilungsweise der östreichischen Gelehrten finden, die durch ein anders vorbereitetes Volk bedingt war. „Mich dünkt es just nicht nöthig", sagt er, „Alles über einen Leisten zu schlagen und die Arbeit der hiesigen Schriftsteller zu verdammen, weil sie nicht den Schnitt der protestantischen hat."

Lernbegierig, anspruchslos anerkennend, lebhaft und fein, mußte Forster, von Ruhm und Erfahrung begünstigt, in der schönen Kaiserstadt viele Freunde gewinnen, und sein gefühlvolles Herz überlieferte sich um so williger der Freude darüber, als er für die Zukunft gern einen guten Grund in Wien legen mochte, in den der Kaiser selbst begehrende Hoffnung zu säen nicht verschmähte. Denn Joseph II., der sich leutselig mit Forster unterhielt, nannte die Polen eigensinnig und dumm. „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie es dort nicht lange aushalten", hieß es. „Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen ist. Ich denke, ich sehe Sie bald einmal wieder hier."*) Männer, wie Forster, wären allerdings geeignet gewesen, um Joseph's rasches Streben durch weise Mäßigung zu fördern. — Es war, als sollte Forster noch einmal mit allen Vorzügen der Bildung und Anregung, mit den

*) VII. 272.

Gewiß muß man selbst liebenswürdig sein, um liebenswürdige Aeußerungen so wiederzugeben. Indem er die Sittsamkeit des schönen Geschlechts vertheidigt, erinnert er daran, daß „der Mensch, der an's Kleinstädtische gewöhnt ist, freien Ton oft für Ausschweifung nimmt, und es ist nichts weniger als das. Wenn ein hübsches Mädchen sich die Hand, zuweilen gar den Mund küssen läßt, wenn es keinen Skrupel hat, Jedem, der es schätzt, auch zu sagen, es sei ihm gut, so ist das keine Todsünde, und wehe dem Menschen, der davon Mißbrauch macht." Das Haus der Gräfin Thun bot die feinste und gemüthlichste Geselligkeit. „Die Mutter", schreibt er seiner Therese, „ist eine der vortrefflichsten Mütter, die ich kenne; die Kinder — drei Grazien von Töchtern — sind lauter unbefangene Unschuld, heiter wie die Morgensonne, und voll natürlichen Verstandes und Witzes, den ich so mit Stillschweigen bewundere, wie den Verstand und Witz eines gewissen lieben Mädchens an der Leine. Die feinste Unterredung, die größte Delicatesse, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lectüre, wohl verdaut und ganz durchdacht, eine so reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines sanften, schuldlosen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens."

Er nahm nach alter Gewohnheit die Menschen, wie sie sind, und er konnte sich deshalb leicht in die vom

übrigen Deutschland abweichende Mittheilungsweise der östreichischen Gelehrten finden, die durch ein anders vorbereitetes Volk bedingt war. „Mich dünkt es just nicht nöthig", sagt er, „Alles über einen Leisten zu schlagen und die Arbeit der hiesigen Schriftsteller zu verdammen, weil sie nicht den Schnitt der protestantischen hat."

Lernbegierig, anspruchslos anerkennend, lebhaft und fein, mußte Forster, von Ruhm und Erfahrung begünstigt, in der schönen Kaiserstadt viele Freunde gewinnen, und sein gefühlvolles Herz überlieferte sich um so williger der Freude darüber, als er füt die Zukunft gern einen guten Grund in Wien legen mochte, in den der Kaiser selbst begehrende Hoffnung zu säen nicht verschmähte. Denn Joseph II., der sich leutselig mit Forster unterhielt, nannte die Polen eigensinnig und dumm. „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie es dort nicht lange aushalten", hieß es. „Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen ist. Ich denke, ich sehe Sie bald einmal wieder hier." *) Männer, wie Forster, wären allerdings geeignet gewesen, um Joseph's rasches Streben durch weise Mäßigung zu fördern. — Es war, als sollte Forster noch einmal mit allen Vorzügen der Bildung und Anregung, mit den

*) VII. 272.

schönsten Hoffnungen auf einen seiner edelen Kraft entsprechenden Wirkungskreis geneckt werden, bevor er seinen verlorenen Posten in Wilna bezog.

Dies geschah am 18. November, wenige Tage bevor er sein dreißigstes Jahr vollendet hatte, um in das fruchtbarste Jahrzehnt des Lebens einzutreten. Wilna war damals von einer Stadt mit hunderttausend Einwohnern auf kaum zwanzigtausend herabgesunken und verrieth durch Schutt und leere Häuser den kläglichen Zustand einer heruntergekommenen Stadt um so trauriger, da es sich aus der Ferne durch viele schöne Kirchthürme ansehnlich ausnahm. Die Gegend zeichnete sich vor dem übrigen Polen durch Hügel aus, aber sie war sandig, die Wälder waren lauter Fichten, und es bedurfte einer kleinen Stunde, um in eine Gegend zu kommen, wo Buschwerk und Schatten in der Natur die reinste Lebensfreude genießbar machten.

Forster fand es, als er sich Wilna näherte, „ziemlich gleichgültig wo er wäre, wenn er nur in der That nützlich sein und vor allen Dingen Mittel finden könnte, in seinem Fache seine Kenntnisse zu erweitern.“ Die Anlage zu einer Büchersammlung war in Wilna vorhanden, indeß klein, und nur die Pflanzenkunde war durch gute Werke vertreten. Das Naturalienkabinet war „ein Kind in der Wiege, und nicht einmal ein schönes Kind.“ Es fehlte der Sammlung besonders an Erzen und Ge-

steinen. Ein Plätzchen hinter dem Hause, vierzig Schritt in's Geviert, „kaum groß genug um Kohl darauf zu pflanzen", und noch dazu in einem elenden Zustande der Verwahrlosung, hieß der Kräutergarten. Diese Mängel wurden nur dürftig ausgeglichen durch einen großen Vorrath getrockneter Pflanzen, die Forster's Vorgänger hinterlassen hatte. Zwar an glänzenden Versprechungen, diese Hülfsmittel zu erweitern, hatte es nicht gefehlt; allein die Erziehungsbehörde war karg, die Hälfte des für Wilna bestimmten Geldes wurde aus einer besonderen Vorliebe des Fürsten Primas für Krakau verwendet, und was nun übrig blieb, wurde in sehr ungenügender Weise in Bausch und Bogen verrechnet. Die Täuschung, die Forster hierdurch erlebte, war sehr bitter, und er wurde bald gewahr, daß es weit mehr an Redlichkeit und gutem Willen, als an Geldmitteln, welche die Anstalten hätten fördern können, fehlte. Kaiser Joseph hatte ihm schon gesagt: „ich kenne die Polen, sie werden viel Worte machen, aber vom Halten ist nicht die Rede." Und in der That er hatte lange zu seufzen, bevor etwas geschah, um seine gerechten Ansprüche zu beschwichtigen; von einer Befriedigung oder auch nur dürftiger Herstellung des Nothwendigen, um den Unterricht durch Anschauung fruchtbar zu machen, war niemals die Rede. Auf der Reise hatte er wieder Unglück mit seinen Sachen, einige Bücher nahmen Schaden, ein englischer Wärme=

messer zerbrach und viele Pflanzen vom Kap der guten Hoffnung wurden durch Feuchtigkeit verdorben. In ganz Wilna war kein Buchhändler aufzutreiben, seine Freunde in Deutschland versorgten ihn, wie das immer geht, unregelmäßig mit wissenschaftlichen Neuigkeiten, deutsche Buchhändler, denen er Aufträge gegeben, ließen ihn gleichfalls im Stich. Die Verbindung war so schlecht, daß ein für Forster bestimmtes Packet aus London einmal bis nach Liebau, fünfzig Meilen von Wilna, kam, dann aber wegen der Umständlichkeit, welche die Weiterbeförderung durch einen Fuhrmann mit sich gebracht hätte, wieder nach London zurückkehrte und erst nach Jahresfrist in seine Hände gelangte. Erst nachdem Forster zwei Jahre in der Verbannung gelebt hatte, wurde der Verkehr mit den Buchhändlern geordnet.

Nehmen wir dazu, daß die Umgegend Wilna's arm an Pflanzen war und daß größere Ausflüge sich mit Forster's Mitteln kaum ausführen ließen, weil man nicht nur Lebensmittel, sondern auch sein Bett zu den Bauern mitnehmen mußte, bei denen nichts zu finden war, so haben wir ein vollständiges Bild von einer Lage, in der es an allen Hülfsmitteln für einen Lehrer der Naturgeschichte gebrach. Die Zuhörer waren zum Theil Mönche, zum Theil Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren, im Ganzen so beschaffen, daß unter dreißig bis vierzig nicht mehr als drei im Stande waren, die Vorträge im

allergewöhnlichsten Wortsinn zu verstehen. Forster, der immer nur sehr schüchtern und unsicher auf dem Lehrstuhl sprach, mußte seinen Unterricht in lateinischer Sprache ertheilen. Während er aber zu allen neueren Sprachen gleichsam geboren war und selbst für das Polnische Geschick hatte, machte ihm der lateinische Ausdruck erstaunliche Mühe; er war genöthigt, jedes Wort aufzuschreiben und hielt also wirklich Vorlesungen statt freier Vorträge. Alle diese Hindernisse verleideten ihm vollends einen Beruf, zu dem er niemals rechte Neigung hatte. Schon in Kassel „glaubte er sich genug zu kennen, um sagen zu dürfen, daß er sich für's Lehramt gar nicht schicke.“ Trotzdem daß er selbst Johannes Müller den weisen Rath zu ertheilen wußte, „ja nur Milch den Schwachen zu geben“, „konnte er unmöglich das Zutrauen zu sich selbst fassen, als Lehrer in vielen Worten sehr wenig zu sagen.“ Ein Kopf von seiner Klarheit, von seinem Gedankenreichthum, mußte bei der Gewandtheit, die seine fließende Unterhaltung im Leben auszeichnete, in jenen Fesseln eines geschriebenen Worts um so unangenehmer beengt sein, da es ihm unmöglich entgehen konnte, daß „das Wort nur dann allmächtig ist, wenn die Entstehung des Gedankens sichtbar wird.“ *)

*) Armand Carrel über Paul Louis Courier.

Es war wohl die natürlichste Folge dieses Mißverhältnisses, daß sich Forster aus seinem Berufskreise in das Heiligthum der Wissenschaft flüchtete. Dies brauchte nicht durch einen Sprung zu geschehen. Das Ordnen der Sammlungen, die Einrichtung des Kräutergartens; kurz und richtig gesagt, die Nothwendigkeit, aus Nichts etwas Zweckmäßiges zu schaffen, übten die Kräfte eines Mannes, der, frei von Selbstsucht, vor allen Dingen nützlich sein wollte. Und wenn ja der Gedanke, daß in Wilna nicht ein „einziger war, der ihn faßte", so wie es dort „keinen Schädel gab, der dem seinigen hätte Nahrung geben können", über den bescheidenen Forster mächtig zu werden drohte, dann sah er Wilna als „einen Raupenstand an, in welchem er unbemerkt fehlen und durch Fehlen klug werden könnte." Er rüstete sich mit männlicher Kraft, um diese Vorbereitungszeit so auszubeuten, daß er dereinst in einer besseren Lage größeren Leistungen nachwandern dürfte. Der Gedanke, in der Stille zu lernen und „mit Begriffen, die ihm fehlten, bekannt zu werden", bekam ordentlich etwas Reizendes für seinen Geist, der dem Gewichte seiner Fesseln die Schwungkraft des Strebens entgegensetzte. Er beschäftigte sich in der ersten Zeit vorzugsweise mit Scheidekunst und Steinkunde, und als er fühlte, daß er in diesen Fächern offenbare Fortschritte gemacht hatte, war er vom Juli 1786 an wieder um so eifriger bedacht,

in seinen Hauptfächern, in der Naturgeschichte von Pflanzen und Thieren seine Kenntnisse zu erweitern. Ein Dollond'sches Vergrößerungsglas wurde bestellt, um die Gewebe der Pflanzen und Aufgußthierchen zu untersuchen.

Naturgeschichte des Menschen blieb aber nach wie vor der Lieblingszweig seines Forschens. Er wurde in Wilna doppelt hierzu angeregt, durch Sömmerring's berühmte Schrift „über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer", die ihm gewidmet war, und durch einen seltsamen Mißgriff Kant's, der die Menschenrassen für erbliche Unterschiede bei Menschen Eines Stammes erklärte. Forster machte hiergegen einfach geltend, daß „man niemals beweisen kann, daß Menschen, die erbliche und zwar unveränderliche Unterschiede haben, von einerlei Stamm sein sollten." „Wenn es auf die erwiesene Abstammung aller Varietäten von einem ursprünglichen gemeinschaftlichen Aelternpaare ankommt", heißt es in seinem Aufsatz über Menschenrassen*), „die außer unbezweifelten historischen Belegen nicht dargethan werden kann, so findet keine bestimmte Auflösung statt; denn solche Belege finden sich nirgends." Und nach der anderen Seite

*) IV. 296.

Es war wohl die natürlichste Folge dieses Mißverhältnisses, daß sich Forster aus seinem Berufskreise in das Heiligthum der Wissenschaft flüchtete. Dies brauchte nicht durch einen Sprung zu geschehen. Das Ordnen der Sammlungen, die Einrichtung des Kräutergartens; kurz und richtig gesagt, die Nothwendigkeit, aus Nichts etwas Zweckmäßiges zu schaffen, übten die Kräfte eines Mannes, der, frei von Selbstsucht, vor allen Dingen nützlich sein wollte. Und wenn ja der Gedanke, daß in Wilna nicht ein „einziger war, der ihn faßte", so wie es dort „keinen Schädel gab, der dem seinigen hätte Nahrung geben können", über den bescheidenen Forster mächtig zu werden drohte, dann sah er Wilna als „einen Raupenstand an, in welchem er unbemerkt fehlen und durch Fehlen klug werden könnte." Er rüstete sich mit männlicher Kraft, um diese Vorbereitungszeit so auszubeuten, daß er dereinst in einer besseren Lage größeren Leistungen nachwandern dürfte. Der Gedanke, in der Stille zu lernen und „mit Begriffen, die ihm fehlten, bekannt zu werden", bekam ordentlich etwas Reizendes für seinen Geist, der dem Gewichte seiner Fesseln die Schwungkraft des Strebens entgegensetzte. Er beschäftigte sich in der ersten Zeit vorzugsweise mit Scheidekunst und Steinkunde, und als er fühlte, daß er in diesen Fächern offenbare Fortschritte gemacht hatte, war er vom Juli 1786 an wieder um so eifriger bedacht,

in seinen Hauptfächern, in der Naturgeschichte von Pflanzen und Thieren seine Kenntnisse zu erweitern. Ein Dollond'sches Vergrößerungsglas wurde bestellt, um die Gewebe der Pflanzen und Aufgußthierchen zu untersuchen.

Naturgeschichte des Menschen blieb aber nach wie vor der Lieblingszweig seines Forschens. Er wurde in Wilna doppelt hierzu angeregt, durch Sömmerring's berühmte Schrift „über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer", die ihm gewidmet war, und durch einen seltsamen Mißgriff Kant's, der die Menschenrassen für erbliche Unterschiede bei Menschen Eines Stammes erklärte. Forster machte hiergegen einfach geltend, daß „man niemals beweisen kann, daß Menschen, die erbliche und zwar unveränderliche Unterschiede haben, von einerlei Stamm sein sollten." „Wenn es auf die erwiesene Abstammung aller Varietäten von einem ursprünglichen gemeinschaftlichen Aelternpaare ankommt", heißt es in seinem Aufsatz über Menschenrassen*), „die außer unbezweifelten historischen Belegen nicht dargethan werden kann, so findet keine bestimmte Auflösung statt; denn solche Belege finden sich nirgends." Und nach der anderen Seite

*) IV. 296.

schien ihm Kant's Bestimmung „um so weniger annehmlich, je ungewisser und unwahrscheinlicher es ist, daß es unter Thieren eines und desselben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterschied geben könne" *)? „Daß die Menschen Einer Gattung sind", meint Forster, „ist wohl ausgemacht, sobald man den Begriff von Gattung so bestimmt, daß es sich ausmachen läßt. Ob sie alle aber Eines Stammes sind, folgt daraus noch lange nicht" **). Blumenbach hatte mit ächtem Professorendünkel diejenigen, die es „sich beikommen ließen", mehr als Einen Menschenstamm anzunehmen, der Böswilligkeit, Nachlässigkeit und Neuerungssucht beschuldigt. Er bekam dafür von Forster am Schlusse jener Abhandlung die Worte zu lesen: „Ich gebe keinen geringen Beweis von dem Durste nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich meine Gedanken bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die es sich beikommen lassen (diesen Ausdruck hatte Blumenbach in der Beurtheilung von Sömmerring's Schrift gebraucht), in diesem Punkte vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, ist schon gesprochen. Obgleich ein gewisses altes Buch mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obgleich der große Mann, der angebliche Verfasser desselben,

---

*) IV. 303.

**) VII. 364.

vermuthlich keinen Neger je gesehen hat, so ist es doch ein Angriff auf dieses alte Buch, wenn man von mehr als einem Menschenstamme sich eine Möglichkeit vorstellt, und dieser Streich, der Niemanden verwundet, heißt eine Ketzerei. Die Ketzer aber sind boshafte Leute; sie treibt die Neuerungssucht, sie führt die blinde Unwissenheit. Wenn Sie mich aber auch (er schreibt an Biester) nicht immer von dem Verdacht einer solchen Begleiterin befreien können, so wird wenigstens eine ächte philosophische Jury mich, in Ansehung der beiden anderen Punkte, nicht für schuldig erkennen."

Hören wir aus Forster's Munde das Losungswort, welches als Wegweiser der zwei Hauptbahnen betrachtet werden kann, auf welchen das Menschengeschlecht wandert. Er hat es in dem Aufsatz über Menschenrassen mit Forster'scher Klarheit, mit seiner unsterblichen Ruhe ausgesprochen: „Eins der zuverlässigsten Mittel, in einer glückseligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, sich in demüthiger Geistesarmuth unter das Joch der thörichtsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnen, ist dieses: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieser unmännlichen Furcht! Statt derselben nachzugeben, untersuche man nochmals sorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe

jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Ist alles sicher, nirgends ein Sprung geschehen, nirgends auf betrüglichen Triebsand gefußt worden: so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demselben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verschwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß sich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum ersten Mal behauptet, oder man höre dessen zehntausendste Wiederkäuung. Denn wahr kann dem Selbstdenker doch nur dasjenige sein, wovon seine Vernunft, nicht die Vernunft aller anderen Menschen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt." *)

Noch immer bot die Reise um die Welt reichlichen Stoff, an dem sich das gelehrte Handwerk üben konnte. Weil man in Schweden anfing, Pflanzen, die Forster aus der Südsee mitgetheilt hatte, ohne nur seinen Namen zu nennen, zu veröffentlichen, so gab er ein Verzeichniß aller von ihm untersuchten, bekannten und neuen Pflanzen heraus, mit kurzen Arterklärungen versehen, als Vorläufer eines beabsichtigten großen Werks über das gesammte Pflanzengebiet der Südseeinseln. Eine zweite Abhandlung über die eßbaren Pflanzen jener Inselwelt verschaffte ihm in Halle die höchsten Ehren in der Arzneikunde, die er in Wilna unter Anleitung des ihm befreundeten Langmaier

*) IV. 290, 291.

auszuüben gedachte, wozu es aber bei einem gut gemeinten Anfang blieb. Den Schriften der Göttinger gelehrten Gesellschaft ließ er seine Beschreibung der Magellanischen Pflanzen einverleiben. Endlich sammelte er viele Lichtstrahlen aus seiner Reisebeschreibung zu einem vortrefflich ausgeführten Bilde von „Cook, dem Entdecker", aus welchem das Verdienst des unsterblichen Seemanns in ebenso klaren Zügen hervorleuchtet, wie der tiefere Sinn einer Entdeckungsreise und der Kern der dazu erforderlichen Maaßregeln, beide von Niemandem lebhafter und wahrer, als von Forster, erfaßt.

Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß er die Aufgabe des Lehrers irgendwie lässig betrieben hätte, weil er seine persönliche Befähigung dem freien mündlichen Vortrage nicht entsprechend fand. Wie die lateinischen Vorlesungen für seine männlichen Zuhörer, so brachte er französische Vorträge, die er für Damen über Pflanzenkunde hielt, Wort für Wort auf das Papier. Mit noch größerer Wärme verfolgte er den Plan zu einem Handbuch der Naturgeschichte, welches Campe in Salzdahlum, der Braunschweigische Rath, von ihm für Schulen zu haben wünschte. Forster glaubte diese Aufgabe am besten durch zwei Bücher zu lösen, deren eines für Schüler, das andere für Lehrer bestimmt wäre. Als erster Theil des Buchs sollte eine „Unterscheidungslehre" zur eigentlichen Naturbeschreibung an-

leiten. Im zweiten Theil wollte er die Geschichte der einzelnen Arten abhandeln, mit Inbegriff von Lebenslauf und Lebensweise, Verwandlung, Trieben, Kräften und Nutzen. Der Zusammenhang des Weltalls war für den dritten Theil bestimmt, in welchem die Lehre von den Naturerscheinungen, Naturkräften, Naturgesetzen unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebracht werden mußte. Dem vierten Theil wurde die Lehre von den Endursachen vorbehalten. Während dem Schüler dieser Grundriß in die Hand zu geben wäre, sollte dann der Lehrer reichlich mit Kupfern versehen werden, die selbst wiederum durch die lebendige Natur Unterstützung und Ergänzung bekämen. Denn Gesteine ließen sich z. B. gar nicht durch Abbildungen veranschaulichen, während auch behufs der Naturlehre von Menschen und Thieren Gerippe und eine Sammlung der wichtigsten Werkzeuge in Weingeist durchaus nicht entbehrt werden könnten. Wenn irgend Jemand in damaliger Zeit, so war Forster der Mann, der Jugend wie dem Lehrerstande mit solchem Werke vorzuleuchten. Sein Plan beweist, daß er Naturkenntnisse nicht von Naturwissenschaft zu trennen vermochte, daß er so wenig wie Richtschnur und Hülfsmittel das höchste Ergebniß, den Gedankenkern, vergaß. Leider ist jener Plan nicht ausgeführt worden, und das Heft seiner pflanzenkundigen Vorlesungen für Damen ging verloren.

Wir besitzen indeß von Forster, unter der vielverheißenden Aufschrift; „Ein Blick in das Ganze der Natur“, eine ebenso viel erfüllende „Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.“ In dieser Arbeit finden sich die Grundsätze, die in jeder Zeit und in jedem Zweige der Naturkunde den wissenschaftlichen Forscher vom Handlanger unterscheiden. Forster kannte nur Eine Naturwissenschaft, die er gegliedert zu gestalten strebte, deren Zerstückelung ihm ein Gräuel war. Denn die Natur selbst war ihm eine Einheit, in welcher gerade der innere Zusammenhang der einzelnen Erzeugnisse die größte Mannigfaltigkeit der Körperwelt und ihrer Beziehungen ohne gegenseitige Zerstörung möglich macht.*) Die Natur bestand ihm nicht sowohl aus über einander liegenden Stufen, als aus Gliedern, die, überall mit einander verwachsen, Stoffe und Kräfte gegenseitig austauschen, so daß Ein ununterbrochener Strom von Bewegung, Umgestaltung und Leben in ihnen kreist. Darum eiferte er gegen die Fachgelehrsamkeit, die da alle Schwierigkeiten besiegt zu haben glaubte, wenn sie die Wissenschaft in unzählige Unterabtheilungen spaltete und auf das Ganze Verzicht that, um sich dem Theile zu widmen. Nach seiner Ansicht „entwich dadurch dem schönen Körper die schönere Seele, und jedes erstarrte abgeschnit-

*) VII. 383.

tene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder schätzte nur die Wissenschaft, die er gewählt, und schien zu vergessen, daß sie nur in Verbindung mit den anderen das Glück der Menschheit befördert. So ergötzt sich das Kind noch an den Trümmern seiner künstlichen Spielsachen, die es muthwillig zerschlug *)."

Forster hatte ein für allemal das Gebiet der Geschichte in den Bereich der Naturwissenschaften gezogen, weil ihm der Zusammenhang zwischen sittlichen und natürlichen Bedingungen zu Einem beseelten Ganzen verkörpert war. „Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens", heißt es in seiner Schrift über den Brodbaum, „ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur grenzt mit dem Bezirk einer jeden Wissenschaft, und es ist unmöglich jenes zu übersehen, ohne zugleich in diese hinüber zu blicken. Auch sind es nur diese Beziehungen der Dinge außer uns auf unser eigenes Selbst, die einer jeden Wissenschaft ein allgemeines Interesse geben; so wie von einer anderen Seite die Gemeinnützigkeit wissenschaftlicher Wahrheiten und ihr Einfluß auf das Glück der Menschheit, lediglich von ihrer allgemeinen und voll-

*) IV. 308.

kommenen Ausbreitung abhängt. Wer diesen einfachen Grundbegriffen widersprechen wollte, den müßte man befragen, ob nicht bittrer Spott einen Künstler treffen würde, der die lachendste Landschaft verstümmelt hätte, um nichts als seines Herrn Gebiet auf seiner Leinwand abzuzirkeln? Oder sollte es nur den Priestern der Natur verboten sein, jede Aussicht so treu und wahr versinnlicht darzustellen, wie sie verschränkt mit nachbarlichen Gefilden vor ihren Augen schwebt?"

„Dein kühner Genius, unnachahmlicher Büffon! entschwang sich zuerst den Fesseln dieses Vorurtheils. Er fand die Naturwissenschaft wie ein bloßes Gerippe, das den Anbeter im Halbdunkel eines Götzentempels mit heiligem Grausen erfüllt und schnell vorüberzueilen zwingt. Gefürchtet stand sie da und nicht geliebt. Aber er umzog die Gebeine mit dem wallenden Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte die Tochter Jupiter's, die einst Pygmalion's Bild beseelte, dem neuen Meisterstück das Leben ein, und alle Charitinnen beschenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und Macht über Menschen und Götter*)."

Man sieht, man liest es aus jeder Zeile seiner Schriften, die Naturwissenschaft stand wie ein Kunstwerk vor ihm, weil er sie mit lebendiger Wahrheit, in der pulsi=

*) IV. 347, 348.

renden Unmittelbarkeit von Fleisch und Blut, in der Einheit einer gegliederten Gestalt erfaßte. Seine Abneigung gegen die ängstlich abgegrenzten Hirngespinste und fachmäßigen Eintheilungen der Gelehrten, welche „die Welt bloß im todten Buchstaben, und nicht in dem Geiste, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Beobachters studiren", erklärt sich hiermit von selbst. „Man begreift zwar den Reiz", sagt er, „womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Causalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der Arachne sich von irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn *)."

Darin liegt eine der Zauberformeln, die Georg Forster vor allen anderen zum Naturforscher des Volkes weihen: seine Darstellung der Natur ist überall dichterisch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimnisse zu versinnlichen sucht, deren Schleier selbst an den Stellen, wo der Drang der Thatsachen am stärksten war, wohl verdünnt, aber nicht zerrissen

*) IV. 274.

und noch viel weniger gehoben wurde. Wir wollen nicht müde werden, uns an der frischen Urquelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen. Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Besprechung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um immer wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums (von unserm Welttheil) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken

wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem anderen Orte leben können."

„Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die

organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „„Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art;““ — und weiter: — „„es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!““

„Wenn nun in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen*), die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün**) zwischen

*) „Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica gale.“

**) Pyrola.

der [illegible] der Sonnenblumen oder der Zwergpalme
und deren dieselbe Kraft zu geben, als wie es zu
[illegible] unter den gemeinen Kräutern und [illegible]
und deren dieselbe Kraft zu geben, [illegible] [illegible]
konnte. Wie die Natur es vermochte, den Cylinder zur
[illegible] Sonnenblumen, [illegible] Zwergpalmen
zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich
andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer
völligen [illegible] der Umstände, auch zu unserer
[illegible] entstanden. Die scholastische Grübelei, die in
einem dunklen Zeitalter aus Unkunde der im äußern
Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beob-
achtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte,
hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem
man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann,
die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie
die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt
werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht
verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit.
Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen über-
schüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht
ansetzen kann, wird der noch an dem üppigen Ueberflusse
zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres
Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewunderns-
werth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten
anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe

der Natur zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum ersten Mal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einem Mal erfüllten." *)

Forster's Naturweisheit war von der Freude der Anschauung erwärmt. Die Gesetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebnisse, und jede Wahrheit fand in seiner baukundigen Hand allsogleich ihre körperliche Gestalt. Kaum war die Thatsache, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Kohlensäure der Luft schöpfen, indem sie diese im Licht zersetzen und Sauerstoff aushauchen, bekannt, als er sie in eine Form zu kleiden wußte, welche sie für immer Jedem zu eigen macht, dessen Denken zugänglich ist für künstlerische

*) IV. 154 — 156.

Formen. „Indeß das Thier", sagt Forster, „schon aus gebildeten Körpern sich sättigt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebäude die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, labt unsern Blick das sanfte Grün der Wälder und Fluren; und selbst im menschlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der lebendige Sonnenstrahl, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel."

Er hatte eine vollkommen klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welcher der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieses von jenem abhängig macht*). Mit deutlichen Worten hat er die Grundwahrheit ausgesprochen, die wie das Herz in der Menschenbrust, den unversiegten Puls regiert, der alle Bewegung und alles Streben in der Welt belebt. „In einem System wo alles wechselweise anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen", heißt es in seinem Blick in das Ganze der Natur; „die Menge des vorhandenen Stoffs bleibt immer dieselbe." „Doch ist beständig keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst.

*) IV. 323.

beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung." „In der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer anderen Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe." „Unaufhörlich vererben die Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels!" „Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müssen

vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor." *)

Die Lebenswärme seiner Anschauung ergab die schöne Gestalt, die Vielseitigkeit seiner Naturkenntniß führte zu dem tiefsten Verständniß allgemeiner Gesetze, wie die Blüthe zur Frucht. Das eben ist der Grund, warum man Forster immer lesen kann, weil er uns jederzeit über die Schranken einer augenblicklichen Beschäftigung auf einen weithin blickenden Standpunkt in der allumfassenden Natur zu heben weiß. Bald meldet er, daß die Zahl der Thiergattungen auf dem Lande, wie im Meere, die Zahl der Pflanzengattungen übertrifft. Bald lehrt er uns, daß mit der Höhe der Entwickelung die Anzahl der verschiedenen Arten in einer Gattung abnehmen. Ein ander' Mal weist er darauf hin, daß „es bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen giebt. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Katze und die anderen kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines Gleichen, an der Spitze von allen einhertritt."

---

*) IV. 314, 317, 318.

Seine Erklärung von dem Begriff der Gattung ist gleichsam für das Volk geschrieben, in eisenfester Sprache, jedes Wort mit Nothwendigkeit eingefügt, und doch so klar ausgeführt, daß sie jedem andächtigen Leser für immer einleuchtet. „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen", heißt es. „Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann." „Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Das Dasein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer und ihre Verschiedenheit, ihre Anzahl aus." *) Die Handlanger der Philosophie werden meinen, das sei zu einfach klar, als daß es wahr sein könnte.

*) IV. 319.

renden Unmittelbarkeit von Fleisch und Blut, in der Einheit einer gegliederten Gestalt erfaßte. Seine Abneigung gegen die ängstlich abgegrenzten Hirngespinste und fachmäßigen Eintheilungen der Gelehrten, welche „die Welt bloß im todten Buchstaben, und nicht in dem Geiste, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Beobachters studiren“, erklärt sich hiermit von selbst. „Man begreift zwar den Reiz“, sagt er, „womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Causalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der Arachne sich von irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn *).“

Darin liegt eine der Zauberformeln, die Georg Forster vor allen anderen zum Naturforscher des Volkes weihen: seine Darstellung der Natur ist überall dichterisch und wahr. Sie bleibt dies auch dann, wenn er die Geheimnisse zu versinnlichen sucht, deren Schleier selbst an den Stellen, wo der Drang der Thatsachen am stärksten war, wohl verdünnt, aber nicht zerrissen

---

*) IV. 274.

und noch viel weniger gehoben wurde. Wir wollen nicht müde werden, uns an der frischen Urquelle dieses Geistes zu laben und zu kräftigen. Die Schilderung des Nordens von Amerika führt ihn zur Besprechung der Pflanzenwelt und von dieser kommt er zu Betrachtungen über Schöpfungsgeschichte. Lesen wir, um immer wieder zu lesen:

„Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums (von unserm Welttheil) gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken

wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem anderen Orte leben können."

„Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die

organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „„Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art;““ — und weiter: — „„es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!““

„Wenn nun in den Wäldern von Canada, im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen*), die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün**) zwischen

*) „Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica gale.“

**) Pyrola.

den Wurzeln der Weymouthskiefer oder der Sproßtanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouthskiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann, wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe

der Natur zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum ersten Mal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einem Mal erfüllten." *)

Forster's Naturweisheit war von der Freude der Anschauung erwärmt. Die Gesetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebnisse, und jede Wahrheit fand in seiner baukundigen Hand allsogleich ihre körperliche Gestalt. Kaum war die Thatsache, daß die Pflanzen ihre Hauptnahrung aus der Kohlensäure der Luft schöpfen, indem sie diese im Licht zersetzen und Sauerstoff aushauchen, bekannt, als er sie in eine Form zu kleiden wußte, welche sie für immer Jedem zu eigen macht, dessen Denken zugänglich ist für künstlerische

---

*) IV. 154 — 156.

Formen. „Indeß das Thier“, sagt Forster, „schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der siebenfache Lichtstrahl, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!“

Er hatte eine vollkommen klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welcher der Thiere Leben von dem Wachsthum der Pflanzen und dieses von jenem abhängig macht.*) Mit deutlichen Worten hat er die Grundwahrheit ausgesprochen, die, wie das Herz in der Menschenbrust, den unbewußten Puls regiert, der alle Bewegung und alles Forschen in der Welt belebt. „In einem System wo alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen“, heißt es in seinem Blick in das Ganze der Natur; „die Menge des vorhandenen Stoffs bleibt immer dieselbe.“ „Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst,

*) IV. 323.

beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung." „In der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer anderen Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe." „Unaufhörlich vererben die Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels!" „Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müssen

vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor." *)

Die Lebenswärme seiner Anschauung ergab die schöne Gestalt, die Vielseitigkeit seiner Naturkenntniß führte zu dem tiefsten Verständniß allgemeiner Gesetze, wie die Blüthe zur Frucht. Das eben ist der Grund, warum man Forster immer lesen kann, weil er uns jederzeit über die Schranken einer augenblicklichen Beschäftigung auf einen weithin blickenden Standpunkt in der allumfassenden Natur zu heben weiß. Bald meldet er, daß die Zahl der Thiergattungen auf dem Lande, wie im Meere, die Zahl der Pflanzengattungen übertrifft. Bald lehrt er uns, daß mit der Höhe der Entwickelung die Anzahl der verschiedenen Arten in einer Gattung abnehmen. Ein ander' Mal weist er darauf hin, daß „es bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen giebt. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Katze und die anderen kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines Gleichen, an der Spitze von allen einhertritt."

*) IV. 314, 317, 318.

Seine Erklärung von dem Begriff der Gattung ist gleichsam für das Volk geschrieben, in eisenfester Sprache, jedes Wort mit Nothwendigkeit eingefügt, und doch so klar ausgeführt, daß sie jedem andächtigen Leser für immer einleuchtet. „Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen", heißt es. „Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann." „Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Das Dasein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer und ihre Verschiedenheit, ihre Anzahl aus." *) Die Handlanger der Philosophie werden meinen, das sei zu einfach klar, als daß es wahr sein könnte.

*) IV. 319.

Er [illegible] den Forscher über [illegible] eigenen Weg, daß er sich niemals zum [illegible] der [illegible] wurde. Alle seine [illegible] Aussprüche. Der [illegible] Zeichen von der immer neuen Jugend seiner Entwicklung [illegible]. [illegible] und [illegible]. Das ist das eigentlichste Merkmal seiner Freiheit. Der Schwung, den wir an ihm [illegible], ist reich und immer zu finden, weil seine Entwicklungsgeschichte reicht vom kindlichen Glauben bis zur bewußtesten Freiheit. Seine Briefe reichen zurück bis in die Zeit einer befangenen Schwärmerei, die lebendig auf- und abwogt in den aus Kassel an Lichtenberg und Jacobi gerichteten Erörterungen und Bekenntnissen. Während er in Wilna weilt, sind Sömmerring und in dem ersten Jahre seine Braut die Menschen, die alle Befähigung in sich tragen, um seine Gedanken mitbefruchtend zu empfangen.

Rasch war der Flug, mit dem er sich zu einer freien Weltanschauung erhob, so daß ihm selbst zu Muthe war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Wir brauchen nur zusammenzustellen, was er über die Quellen der Erkenntniß und über das Verhältniß des Stoffs zum Geiste [illegible]rschrieb, um dies ohne alle Erläuterung zu beweisen.

„Nur wirkliche Sinnesempfindung ist Wahrheit, und was unmittelbar aus Empfindung fließt." *) „Wahrheit ist das Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns." **) „Wir können ja, vermöge unserer Natur, keine anderen Begriffe von irgend einem Dinge (Wesen, Körper oder Materie) haben, als die Veränderungen, die es in uns hervorbringt." ***) „Der Ursprung aller unserer Begriffe ist sinnlich." ****) „Mag die Welt glauben, was sie will, wenn ich nur wissen darf, was ich will und nichts glauben darf; von nun an heißt bei mir nach dem treuherzigen englischen Sprichwort: seeing is believing." †) „Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf." ††)

Daß diese Anschauung nicht urplötzlich in seinem Gehirn entsprang, beweisen die Zeilen, die er schon aus Kassel an Jacobi schrieb: „Freund! demonstriren und empfinden sind zweierlei, und eine Empfindung ist, trotz allem, was die Charitin Amalia †††) dawider sagen mag, zehntausend Demonstrationen werth. Was würde aus

*) VII. 328. — **) V. 68. — ***) VII. 361. — ****) An Sömmerring bei Wagner, 165.

†) Ebendaselbst 200. — ††) VIII. 102. — †††) Die Fürstin Gallizin.

allen Zahlen werden, wenn nicht Dinge existirten, die ihnen Realität geben?“*) Und noch früher: „Philosophen und kein Ende! Mich dünkt, die Herren schwächen ihr Empfindungsvermögen, indem sie ihre Vorstellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen sie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreschen ewig Stroh. Sie lernen immerdar und können nimmer zu Erkenntniß der Wahrheit kommen, sagt der göttliche Paulus,“ — den er an einer anderen Stelle „den ächten und wahrhaften Jacobiner des Christenthums“ nennt.**) — „Sie verkaufen uns Ideen für Gegenstände. Sie können auch keinen Gedanken weniger dulden, als den des Passivverhaltens. Noch ehe sie einmal einen Eindruck ganz weg haben, erhebt sich schon in ihnen die Frage, wem ist er gleich?“***)

So kam er folgerecht dazu, die Metaphysik für bloßes Wähnen zu halten. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich,“ schreibt er an Sömmerring,†) „daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes

*) VII. 181.

**) VI. 134.

***) VII. 157.

†) Bei Wagner, S. 262.

dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben, wissen, man komme immer mehr auf diesem Wege weiter, werfen die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank, und halten uns an das für uns Reelle sinnliche."

„Ich verstehe nichts von Dingen, die über die Materie hinaus sind." „Ja, die Kraft, die den Körper belebte, dauert fort, ist unzerstörbar. Sehr gut. Jedes Atom des Körpers dauert aber auch fort, ist auch unzerstörbar. Kann man beweisen, daß die Kraft, vom Organ gesondert, Besinnung, Gedächtniß, Bewußtsein, Gefühl, Vernunft habe? Nein."*)

Kurzum, Geist und Materie sind ihm Ein Ding.**) Er spricht nicht von „Operationen in seinem Gehirn", sondern „seines Gehirns."***) „Denn alles Moralische hat bei uns wohl irgendwo seinen sicheren Grund im Physischen".†)

Forster hat für sich die höchste Stufe einer klaren Ueberzeugung erstiegen. Aber mild und frei, wie er war, ist er nie dazu gekommen, seine Anschauung zu einem herrschsüchtigen Losungswort zu machen. Er war ja ohnedies im Besitz des beglückenden Vorrechts, das der

*) Bei Rudolph Wagner, 178, 179.

**) VII. 361.

***) VIII. 61.

†) VII. 324.

Freiere genießt und dessen er sich durch die aufrichtigste Duldsamkeit, durch die geduldigste Hochachtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung würdig machen muß: er konnte die weniger freie Auffassung verstehen, während der Gläubige ihn nicht versteht. Forster kommt daher oft und nachdrücklich auf eine ruhige Nebeneinanderstellung der beiden sich bekämpfenden Ansichten, deren Vor- und Nachtheile er mit einander verglich.

„Unter allem, was die Vernunft gebären konnte", schrieb er in späteren Jahren an Jacobi, „mußte auch der Atheismus möglich sein; er ist wenigstens ebenso consequent als der Spinozismus, der Deismus und der bloß vernünftige Theismus. Eine Vernunft, welche sich fest an sinnliche Erscheinung hält, und nach der Einschränkung ihres Wesens, oder nach ihrer Natur, die Succession vom Dasein nicht trennen kann, ist in ihrer Art berechtigt, grenzenlose Ausdehnung für Unendlichkeit, und Folge der Momente ohne Anfang und Ende für Ewigkeit anzunehmen. Es giebt schlechterdings nichts, was sie zwingen kann, aus diesen Schranken herauszutreten, wenn sie sich einmal darin festgesetzt hat, und wenn das Gefühl der eigenen Schwäche nicht ein Bedürfniß des Glaubens erzeugt. Kann der Materialist sich über die Schwierigkeit wegsetzen, auf einem Stäubchen im Weltall, zum lebendigen Spiegel dieses Alls organisirt zu sein, ohne Aufschluß über seine Harmonie zu ver-

langen, so würde er inconsequent sein, diesen Aufschluß sich auch nur als möglich zu denken, und so bleiben die Grenzen der Sinnlichkeit für ihn auch die Grenzen alles Daseins. Kann der Idealist stolz genug sein, um consequent zu bleiben, so muß die transscendente Unwissenheit seines Egoismus für die Idee einer Gottheit ebenfalls unzugänglich bleiben." *)

„In der That", schreibt er an einer anderen Stelle, „wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unserer bedingten Existenz gehören, und an sich nichts sind, so kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unsterblichkeit der Seele auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Die Folge (Reihe) ist nur Schein, scheint nur etwas Reelles für den, der in der Einschränkung begriffen ist; diese hinweggenommen, und es bleibt vollkommen Freiheit, Unbeschränktheit, vollkommneres Dasein und Gemeinschaft, ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Zeit und Raum, d. i. also ohne die Möglichkeit eines Begriffs (nach menschlicher Art) überhaupt. Hier versinkt alles, Ursach' und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Personalität und Denken, in einen Abgrund des unendlichen Daseins. Fühlen wir dies, so sind es Worte ohne Begriff, aber das ist es auch Alles, was wir von jenen Dingen, die außer unserer Vor-

*) VIII. 49, 50.

Es verleiht den Forster'schen Schriften einen eigenen Reiz, daß er sich niemals zum Botschafter der Wahrheit aufwirft. Alle seine Sätze sind ruhige Aussprüche, die sich als reife Früchte von den immer neuen Zweigen seiner Entwickelung ablösen. Ruhig und reif, das ist das eigentlichste Merkmal seiner Weisheit. Der Schatz, den wir von ihm besitzen, ist reich und schwer an Zinsen, weil seine Entwickelungsgeschichte vorliegt vom kindlichsten Glauben bis zur bewußtesten Freiheit. Seine Briefe reichen zurück bis in die Zeit einer befangenen Schwärmerei, die lebendig auf- und abwogt in den aus Kassel an Lichtenberg und Jacobi gerichteten Erörterungen und Bekenntnissen. Während er in Wilna weilt, sind Sömmerring und in dem ersten Jahre seine Braut die Menschen, die alle Befähigung in sich tragen, um seine Gedanken mitbefruchtend zu empfangen.

Rasch war der Flug, mit dem er sich zu einer freien Weltanschauung erhob, so daß ihm selbst zu Muthe war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Wir brauchen nur zusammenzustellen, was er über die Quellen der Erkenntniß und über das Verhältniß des Stoffs zum Geiste niederschrieb, um dies ohne alle Erläuterung zu beweisen.

„Nur wirkliche Sinnesempfindung ist Wahrheit, und was unmittelbar aus Empfindung fließt.“ *) „Wahrheit ist das Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns.“ **) „Wir können ja, vermöge unserer Natur, keine anderen Begriffe von irgend einem Dinge (Wesen, Körper oder Materie) haben, als die Veränderungen, die es in uns hervorbringt.“ ***) „Der Ursprung aller unserer Begriffe ist sinnlich.“ ****) „Mag die Welt glauben, was sie will, wenn ich nur wissen darf, was ich will und nichts glauben darf; von nun an heißt bei mir nach dem treuherzigen englischen Sprichwort: seeing is believing.“ †) „Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf.“ ††)

Daß diese Anschauung nicht urplötzlich in seinem Gehirn entsprang, beweisen die Zeilen, die er schon aus Kassel an Jacobi schrieb: „Freund! demonstriren und empfinden sind zweierlei, und eine Empfindung ist, trotz allem, was die Charitin Amalia †††) dawider sagen mag, zehntausend Demonstrationen werth. Was würde aus

---

*) VII. 328. — **) V. 68. — ***) VII. 361. — ****) An Sömmerring bei Wagner, 165.

†) Ebendaselbst 200. — ††) VIII. 102. — †††) Die Fürstin Gallizin.

allen Zahlen werden, wenn nicht Dinge existirten, die ihnen Realität geben?"*) Und noch früher; „Philosophen und kein Ende! Mich dünkt, die Herren schwächen ihr Empfindungsvermögen, indem sie ihre Vorstellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen sie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreschen ewig Stroh. Sie lernen immerdar und können nimmer zu Erkenntniß der Wahrheit kommen, sagt der göttliche Paulus," — den er an einer anderen Stelle „den ächten und wahrhaften Jacobiner des Christenthums" nennt.**) — „Sie verkaufen uns Ideen für Gegenstände. Sie können auch keinen Gedanken weniger dulden, als den des Passivverhaltens. Noch ehe sie einmal einen Eindruck ganz weg haben, erhebt sich schon in ihnen die Frage, wem ist er gleich?"***)

So kam er folgerecht dazu, die Metaphysik für bloßes Wähnen zu halten. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich," schreibt er an Sömmerring,†) „daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes

*) VII. 181.
**) VI. 134.
***) VII. 157.
†) Bei Wagner, S. 262.

dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust in's Reine haben, wissen, man komme immer mehr auf diesem Wege weiter, werfen die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank, und halten uns an das für uns Reelle sinnliche."

„Ich verstehe nichts von Dingen, die über die Materie hinaus sind." „Ja, die Kraft, die den Körper belebte, dauert fort, ist unzerstörbar. Sehr gut. Jedes Atom des Körpers dauert aber auch fort, ist auch unzerstörbar. Kann man beweisen, daß die Kraft, vom Organ gesondert, Besinnung, Gedächtniß, Bewußtsein, Gefühl, Vernunft habe? Nein."*)

Kurzum, Geist und Materie sind ihm Ein Ding.**) Er spricht nicht von „Operationen in seinem Gehirn", sondern „seines Gehirns."***) „Denn alles Moralische hat bei uns wohl irgendwo seinen sicheren Grund im Physischen".†)

Forster hat für sich die höchste Stufe einer klaren Ueberzeugung erstiegen. Aber mild und frei, wie er war, ist er nie dazu gekommen, seine Anschauung zu einem herrschsüchtigen Losungswort zu machen. Er war ja ohnedies im Besitz des beglückenden Vorrechts, das der

*) Bei Rudolph Wagner, 178, 179.

**) VII. 361.

***) VIII. 61.

†) VII. 324.

Freiere genießt und dessen er sich durch die aufrichtigste Duldsamkeit, durch die geduldigste Hochachtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung würdig machen muß: er konnte die weniger freie Auffassung verstehen, während der Gläubige ihn nicht versteht. Forster kommt daher oft und nachdrücklich auf eine ruhige Nebeneinanderstellung der beiden sich bekämpfenden Ansichten, deren Vor- und Nachtheile er mit einander verglich.

„Unter allem, was die Vernunft gebären konnte", schrieb er in späteren Jahren an Jacobi, „mußte auch der Atheismus möglich sein; er ist wenigstens ebenso consequent als der Spinozismus, der Deismus und der bloß vernünftige Theismus. Eine Vernunft, welche sich fest an sinnliche Erscheinung hält, und nach der Einschränkung ihres Wesens, oder nach ihrer Natur, die Succession vom Dasein nicht trennen kann, ist in ihrer Art berechtigt, grenzenlose Ausdehnung für Unendlichkeit, und Folge der Momente ohne Anfang und Ende für Ewigkeit anzunehmen. Es giebt schlechterdings nichts, was sie zwingen kann, aus diesen Schranken herauszutreten, wenn sie sich einmal darin festgesetzt hat, und wenn das Gefühl der eigenen Schwäche nicht ein Bedürfniß des Glaubens erzeugt. Kann der Materialist sich über die Schwierigkeit wegsetzen, auf einem Stäubchen im Weltall, zum lebendigen Spiegel dieses Alls organisirt zu sein, ohne Aufschluß über seine Harmonie zu ver-

langen, so würde er inconsequent sein, diesen Aufschluß sich auch nur als möglich zu denken, und so bleiben die Grenzen der Sinnlichkeit für ihn auch die Grenzen alles Daseins. Kann der Idealist stolz genug sein, um consequent zu bleiben, so muß die transscendente Unwissenheit seines Egoismus für die Idee einer Gottheit ebenfalls unzugänglich bleiben."*)

„In der That", schreibt er an einer anderen Stelle, „wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unserer bedingten Existenz gehören, und an sich nichts sind, so kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unsterblichkeit der Seele auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Die Folge (Reihe) ist nur Schein, scheint nur etwas Reelles für den, der in der Einschränkung begriffen ist; diese hinweggenommen, und es bleibt vollkommen Freiheit, Unbeschränktheit, vollkommneres Dasein und Gemeinschaft, ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Zeit und Raum, d. i. also ohne die Möglichkeit eines Begriffs (nach menschlicher Art) überhaupt. Hier versinkt alles, Ursach' und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Personalität und Denken, in einen Abgrund des unendlichen Daseins. Fühlen wir dies, so sind es Worte ohne Begriff, aber das ist es auch Alles, was wir von jenen Dingen, die außer unserer Vor-

---

*) VIII. 49, 50.

stellungsart liegen, je erlangen können; Schatten statt des Wesens. Drum wollen wir nicht aufhören zu schreien: Freiheit, Freiheit, grenzenlose Freiheit in Allem, was über das in empirischer Anschauung des Objectiven Gegebene hinausgeht. Jeder wähle sich seinen Weg, ohne daß es auf seine politischen Verhältnisse Einfluß habe. Jeder glaube so wenig oder so viel als er kann, Jeder sage frei und ohne Furcht was er glaubt, Keiner erfreue sich bloß der Duldung, sondern Jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was sein ganzes Wesen mit sich bringt; nur der sei ausgeschlossen von unserm Bunde, der auf dem allein seligmachenden Wege zu gehen und das Compelle intrare zu mißbrauchen sich untersteht, denn er ist der Feind Aller, und deswegen sei Jedermanns Hand wider ihn."*)

Nach dieser Vorbereitung mögen denn auch Forster's eigene Worte darlegen, wie er sich bei seiner wissenschaftlichen Entwickelung zu Glaubenssätzen verhielt. Ueberraschendes kann uns nach dem Obigen nichts mehr begegnen.

„Meines Bedünkens", sagt Forster, „hat mein Freund, der Düsseldorfer Jacobi, mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle gespielt, indem kein Mensch den Schluß einzusehen vermag, der ihn zu dieser Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines

*) VIII. 65.

theologischen Glaubens, weil ein physischer Glaube nothwendig ist, scheint ein sehr schwacher, sophistischer Grund; denn ein anderes ist doch, an dasjenige glauben, was alle Erscheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menschenorgane gleich darstellen, und dagegen das, was keines Menschen Organ sich je darstellen kann, und folglich nie einem Menschen Beweis oder Empfindung seines Daseins giebt. Aber freilich berufen sich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein gesunder Mensch je hatte. — Ich könnte indessen gar gern dem guten Jacobi sein Raisonnement, so wie sein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphysischer Purzelbaum ist, ungeahndet hingehen lassen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewissens- und Moralitätssache daraus gemacht, und mit so viel pastorischer Declamation und so viel Salbung behauptet hätte, man müsse ein Schurke sein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte, und dann überlaut schriee, man sehe ein helles Licht!" *)

An Sömmerring schrieb er im December 1785: „Ich bin Dir jetzt so ruhig, so zufrieden, so vergnügt, ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengstlichkeit des Glaubens nie sein konnte. Wenn es ein Wesen giebt, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe

*) VII. 361.

ihm angenehmer ist, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtschaffen, gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Möglichkeiten und höchstens Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, viel weniger aber Absurditäten und Lügen zu glauben, und ihnen den gesunden schlichten Menschenverstand zu opfern. Dies ist freilich ein Punkt der Deutlichkeit und Unbefangenheit im Denken, wohin nur wenige kommen; allein weil er für wenige ist, und weil, wenn ich mich sein bewußt bin, ich mich zu den Wenigen zählen muß, — sehe ich nicht ab, daß ich mich darum weniger überzeugt halte, und in meine Vernunft Mißtrauen setzen solle.“ *)

Man sieht, daß Forster's Ansichten aus einem Gusse waren, wie das von jedem ganzen Menschen, der rücksichtslos die Wahrheit sucht, nicht anders zu erwarten ist. Wenn er sich troß dem bisher Mitgetheilten darüber wundert, daß Meiners ihn zu den Atheisten zählte, so können wir bloß daraus schließen, daß in diesen Dingen eine friedfertige Unbefangenheit zu seiner Zeit noch ziemlich verbreitet war. „Meiners sagte mir geradezu“, heißt es in einem Brief an Sömmerring, „wer von Gott nicht glaube, er habe Vernunft, handle nach Absicht und mit Bewußtsein (offenbar lauter anthropomorphistische Vorstellung!), der sei ein Atheist!“ **)

---

*) Bei Wagner, 186. — **) Ebendaselbst, 262.

Sehr nachdrücklich muß hier hervorgehoben werden, daß Forster noch in Wilna den Glauben an **persönliche** Unsterblichkeit festhielt, und daß selbst in seinen reifsten Schriften, wie in seinen jüngsten Briefen, sehr häufig vom Schöpfer, von der Vorsehung die Rede ist. Allein im Jahre 1789, nachdem er Wilna verlassen hatte, schrieb er an Jacobi: „Die Personalität, offenbar das Resultat der Einschränkung, oder eigentlich diese Einschränkung selbst, ist das Ungöttliche an uns; und eben daß wir mit oder durch Personalität genießen, halte ich für eine Unvollkommenheit mehr. Das Ergötzen an unserer Individualität ist mir eine Art geistiger Onanie, wenn sie gleich von unserer Existenz unzertrennlich und oft ihre einzige Ressource bleibt"*). Und wer Forster wegen der genannten Redewendungen in seiner späteren Entwicklung vorsehungsgläubig nennt, der muß den Naturforschern, die, wenn von gemüthlicher Erregung die Rede ist, ihr Herz als Werkzeug der Empfindung bezeichnen, die Ansicht zuschreiben, daß die bewußte Empfindung im Herzen und nicht im Hirn zu Stande komme. Forster sagte: Gott, wie wir vom Himmel sprechen, wenn wir Wolken und Sterne sehen. Wer den Buchstaben sucht, um vor dem Geist zu fliehen, der sehe auch, wie Forster schreibt: „Wenn ich nicht ganz

*) VIII. 64.

von Gott verlassen bin, das ist, wenn mir meine eigenen Geisteskräfte nicht fehlen"*), und wie er an anderen Stellen die Vorsehung dem Schicksal**), das heißt der Nothwendigkeit, gleich setzt.

Forster war ehrlich. Er hat es deshalb nicht verläugnet, daß ihm das Christenthum als Lehre von den höchsten Dingen, — die nicht mit der Quelle sittlicher Vorschriften verwechselt werden darf, — nur geschichtliche Bedeutung hatte. Nicht nur die Schöpfungsgeschichte des alten Testaments hat er als Mythologie bezeichnet***), auch von der Mythologie des Christenthums †) ist mehrfach die Rede. „Ein sogenanntes vernünftiges Christenthum" war ihm „eine contradictio in adjectum" ††). An Lichtenberg schrieb er einmal aus Wilna: „Wie klein kommen einem da die Menschen vor, die auf ihrem atome de boue, wie Voltaire es nannte, sich einbilden, der allmächtige Gott sei ein Jude geworden" †††). Ueberhaupt sind die Briefe, die an Lichtenberg gerichtet wurden, gleich denen an Sömmerring, diejenigen, die man vorzugsweise zu Rathe ziehen muß, um die Entfaltung seiner Freiheit kennen zu lernen. Im

*) Bei Rudolph Wagner, 192.

**) VI. 227.

***) IV. 304, vgl. IV. 169.

†) III. 291.

††) Bei Rudolph Wagner, 255.

†††) VII. 362.

Jahre 1792 gestand er Lichtenberg, daß „seine Vernunft noch nicht gesund — oder krank — genug sei, um jene Fortdauer, welcher die jetzige Existenz mit ihrer Erfahrung zu statten kommen könnte, für wahrscheinlich oder nur möglich zu halten“ *).

Der ruhige und stetig fortschreitende Entwicklungsgang, den seine Ueberzeugung nahm, erklärt sich einfach daraus, daß er die richtige Einsicht hatte in die Entstehung des Glaubens und der Gottesverehrung. Er wußte, „daß die Anerkennung des objectiven Daseins, welche im Bewußtsein mitgegeben wird, in Anbetung übergeht, sobald der rohe Mensch sich gegen das unaufhaltsam Wirkende nicht nur leidend verhalten, sondern auch sich dadurch eingeschränkt und überwältigt fühlen muß. — Die Tahitier glauben, die Gottheit sei im Wirbelwind, und komme mit Getöse“ **). „Der Mensch hatte für alles nur eine Ursache des unbekannten Vermögens“, sagt er an einer anderen Stelle, „und dieses nannte er Gott. Ein Gott donnerte ihm in den Wolken, fuhr auf dem Wirbelwinde, blendete ihn im Sonnenlicht, versenkte ihn in Meereswogen; im Löwen wüthete, in der Eiche grünte, in der Blume duftete ihm ein Gott. Allmälig aber reinigte sich der Begriff der

*) VIII. 184.

**) IV. 240

Gottheit von seinen Schlacken, und man scheuete sich vor der grellen Behauptung: das Gute sei Ursache des Bösen" *). „Die Religion führt über das Irdische hinaus. Zu dem Gedanken an Gott gesellt sich die frohe Hoffnung eines Daseyns nach dem Tode. So wie jener vom reinen Dienste des höchsten Wesens zum Polytheismus ausarten oder umgekehrt vom rohesten Gefühl zum abstractesten Begriff aufsteigen konnte, so ward diese oft eine Quelle der seltsamsten Einfälle oder der wichtigsten Erscheinungen" **). Wer sagt sich nicht, daß Forster unserem Ludwig Feuerbach vorgedacht hat, und wer freut sich nicht der Uebereinstimmung zwischen jenem klaren Vertreter der Menschenkunde und diesem größten Denker Deutschlands, der die Weltweisheit zuerst in ihrem ganzen Umfang auf menschliche Grundlagen zurückgeführt?

Für Forster, wie für Feuerbach, bildeten die verschiedenen Formen der Gottesverehrung einen lehrreichen Zweig der Menschenkunde. Wie sollte er nicht mit milder Liebe forschen und alles, was er fand, mit anerkennender Duldsamkeit für berechtigt halten?

Hier muß ein Wort seine Stelle finden, das zugleich als der liebenswürdigste und kräftigste Ausdruck der Duldsamkeit für alle Zeiten gelten kann. Kurz nachdem

---

*) VI. 177.

**) IV. 241.

Forster nach Wilna gekommen war, schreibt er an Jacobi: „Wie wünschte ich, mein Bester, nun einmal mit meiner reiferen Ueberlegung und Erfahrung vor Ihren Richterstuhl treten und erfahren zu dürfen — nicht welcher Ring der echte, oder ob ein echter überhaupt vorhanden ist, — sondern ob es nicht Finger geben kann, auf welche der Ring, welcher es auch sei, nicht paßt, und ob der Finger darum nicht auch ein guter brauchbarer Finger sein könne“ *).

Nicht andere Meinungen, nur Unduldsamkeit brachte ihn in den Harnisch. Darum empörte ihn das Treiben der „kölnischen Klerisei“, die bewirken wollte, daß dem Professor der Philosophie in Bonn das Feder'sche Handbuch verboten würde“ **). Und andererseits vertheidigte er den Hofgerichtsrath Bender zu Eltville im Rheingau, der in frommer Absicht bemüht war, die Kinder der katholischen Wittwe eines Protestanten für den katholischen Glauben zu gewinnen ***). „Denn seiner Meinung die Beistimmung Anderer verschaffen“, sagt er, „ist im Erkenntnißtriebe gegründet, und an sich tadelfrei. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholischen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer sogar eine Pflicht scheinen.“

---

*) VII. 290.

**) III. 35.

***) V. 191.

Forster verlangte, daß die Nichtanerkennung der Wahrheit keinem Menschen Schande bringen sollte, sondern nur die Nichtbefolgung der anerkannten Wahrheit. „Wer sich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik absprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematischer Axiomen verbunden: wie wäre es billig, sie an speculative Sätze oder gar an Glaubenssachen, deren Evidenz schlechterdings nur subjectiv ist, zu knüpfen? *)

Den gerechten Grundsätzen der Duldsamkeit widersprach es nicht, es war vielmehr eine nothwendige Folge derselben, daß er die Gebiete des Glaubens und des Wissens strenge aus einander halten wollte. „Die Philosophie", meint er, „muß sich schlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einschränken; da hingegen die Theologie unbegreifliche Mysterien lehrt, welche nicht demonstrirt, sondern geglaubt werden müssen, vermittelst eines Glaubens, der die unbedingte Gabe der Gottheit ist. Soll man nun doch das Unbegreifliche demonstriren, das heißt begreiflich machen? Einen platteren Widerspruch giebt es nicht." **) Er wollte „durch keine

---

*) V. 211. — **) III. 36.

Vernunft das Uebernatürliche gerichtet wissen", und hielt es „folglich für ein überflüssiges und widersinniges Beginnen, Dinge bei ihr rechtfertigen zu wollen, welche nur durch die Gabe des Glaubens erkannt werden können."*) Wie viele Leiden, wie viel Haß und Verfolgung würden aus der Welt verschwinden, wenn man durch nie ermüdende Wiederholung solcher Worte es dahin bringen könnte, daß diejenigen, die das Bedürfniß des Glaubens haben, und die vom Wissensdrang Erfüllten über den Einen Punkt nur sich verständigten, daß ihre Wege sich durchaus trennen und ein Zusammenstoß daher nicht statthaft ist.

„Wann wird es doch einmal dahin kommen", ruft Forster aus, „daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten, erhabensten Handlungen, deren wir fähig sein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott und von dem Leben nach dem Tode, und von dem Geisterreiche machen?"**)

Nicht sowohl weil diese Duldsamkeit als ein besonderes Verdienst in Anschlag zu bringen wäre, — denn sie kostet dem Weisen kein Opfer, — als um zu zeigen, wie Sanftmuth und Liebe sich mit dem Wissen nicht minder gut vertragen als mit dem Glauben, wurde Forster über

---

*) III. 163.

**) VII. 361, 362.

diese Frage, die so viel Menschenglück beherrscht, selbstredend eingeführt. —

Jetzt, wo der Mann in der Kraftfülle seiner Geistesreife vor uns steht, braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß er das Gesetz der Nothwendigkeit in der Natur erkannte. War er gleich in seiner Jugend gar arg in Zweckmäßigkeitsvorstellungen befangen, in seinen reiferen Leistungen kann er durch Wort und That als Muster gelten für die Ergebnisse erzwingende Forschung nach nothwendigen Ursachen. Er hat es nachdrücklich verlangt, daß der „alte Sauerteig jener Zweckmäßigkeitsträume vertrieben werden müsse", wenn wir nicht fort und fort scheitern sollen an der Neigung des Menschen, „überall Absichten anzunehmen, wo er Beziehungen bemerkt."*)

So wie er auf dem Gebiet der Ansichten und Meinungen die Ueberzeugung hegte, daß der Glaube vom Willen des Menschen unabhängig ist,**) so war er auch auf dem sittlichen Gebiet des Handelns darüber klar, daß „alles von unserer Organisation abhängt."***) „Die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, sind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung",†)

*) V. 63, 373.
**) V. 198.
***) VII. 311.
†) VII. 231.

sagt er. „Alles an uns Menschen ist erzwungen, ist nothwendige Folge der Einrichtung, die nicht von uns abhing; der Freie ist also nicht derjenige, der von allem Zwang befreit ist, denn das ist kein Geschöpf, sondern der dem wenigsten Zwang, dem natürlichsten (wenn ich so sagen darf), allein gehorcht." *) „So irrig ist es, die Selbstbestimmung für eine menschliche Vollkommenheit zu halten! Die Weisesten merken höchstens nur, wie das Schicksal sie leitet, und sind es zufrieden." **)

„Organisation, Erziehung, Localumstände (um nicht Klima zu sagen), wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorstellungsart, zur Wirksamkeit, links, rechts, gerade aus, aufwärts oder abwärts? Gott! und da geht's dann mit der ganzen vielrädrigen Maschine der Welt gerade so und nicht anders, als es getrieben wird. Da hat man gerade so viel Gefühl und so viel Verstandeskräfte; bald schlägt jene Waagschale, bald diese an den Balken; der arme Mensch thut, was er thun mußte, und will, was er vermöge jenes ursprünglich festgesetzten Verhältnisses zwischen seiner Einsicht und seinen Trieben wollen mußte, nicht, was das Beste an sich ist, nicht, was zu seinem Frieden dient; ja er denkt nicht anders, als wie er, vermöge seiner Verbindung mit dem Ganzen denken lernte." †)

*) VII. 242.
**) VII. 229.
†) VII. 196.

„Es hing nicht von mir ab, das zu werden, was ich wollte, mir die Verhältnisse zu wählen, unter denen ich in der Welt erschien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart ward eine Falte geschlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne mein Zuthun, und siehe! nun dachte ich so und nicht anders. Ich mußte endlich in die Welt unter Umständen, die wiederum aus meiner nicht erwählten Lage flossen, ich konnte und sollte diese Verhältnisse nicht durchbrechen, und beugte also meinen Nacken dem Schicksal.“ *)

Und dies sind nicht etwa Aussprüche, die aus vereinzelten, vergleichsweise zu reden, zufälligen Stimmungen hervorgingen. Forster hat in dieser Ueberzeugung gelebt, er hat sie mit all' ihren nothwendigen Folgerungen durchgedacht und durchempfunden.

„Wie das Unendliche an's Endliche“, sagt er, „so ist, über alle Grenzen menschlicher Begriffe hinaus, Freiheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiermit zwischen dem innigen Bewußtsein des kühnsten Denkers, daß seinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus nichts entstehen kann, ein ewiger Kampf erregt“, **) der aber in einem Hirn wie Forster's ausgefochten ist.

---

*) VII. 198.
**) V. 62.

Eben deshalb wollte er von Zurechnung nichts wissen. Er hielt es für offenbar, „daß eine verdienstliche Zurechnung nirgends stattfinden kann, die Tugend mag das stille Resultat einer glücklichen Harmonie der Kräfte, oder das gewaltsam erkämpfte eines mächtig wollenden Verstandes sein. Die Eitelkeit, die noch mit dem Bewußtsein eines Verdienstes befriedigt sein wollte, schmälerte den Werth der Tugend, die heroisch oder liebenswürdig, oder unter jeder Gestalt, welche sie nach der persönlichen Verschiedenheit jedes Menschen und seiner Verhältnisse annehmen mag, stets ihr eigener und alleiniger Lohn bleiben muß. Wer eine solche Zurechnung dem Philosophen beimessen kann, möchte wohl an den ächten nicht gerathen sein. Selbstkenntniß und richtige Selbstbeurtheilung, ohne welche man diesen Namen nicht mit Recht tragen darf, sind Bedingnisse, wobei sowohl pharisäischer Stolz als falsche Demuth wegfallen müssen. Wohl dem, der ohne sich mit Anderen zu vergleichen, den Genuß hinnehmen kann, den die Natur mit der Selbstgemäßheit unzertrennlich verbunden hat!“*)

Aus dem Inneren der Menschennatur, aus dem nothwendigen Bau unserer Sinne und der unveräußerlichen Beschaffenheit unserer Empfindung hat er die Begriffe von Gut und Böse hergeleitet, die von Zurechnung und

*) VI. 294.

Glauben ein für allemal unabhängig sind. „Die Uebereinkunft unserer Sinne", lehrt er, „ist der Grund einer gewissen Gleichförmigkeit unserer Vorstellungen; sind wir aber einverstanden über Schmerz und Vergnügen, so folgen alsbald daraus die Begriffe von Bösem und Gutem, von Recht und Unrecht, und es hängt nicht länger von uns ab, diese Grundbegriffe und ihr Verhältniß zu unserem Bewußtsein zu ändern. Würden wir nun nicht lächeln, wenn Jemand die angenehmen Empfindungen verachten wollte, bloß weil wir von Natur gewohnt sind, sie angenehm zu finden? Ist also der Mensch einmal so geschaffen, daß, sobald sich seine Geisteskräfte regen und moralische Begriffe zeugen, eben diese Begriffe von dem Augenblick ihrer Entstehung an, die höchste Gerichtsbarkeit über seine Handlungen, trotz aller Widerrede einzelner Vorstellungen oder Empfindungen, in ihm behaupten; so können wir keine Ehre, kein Verdienst, keinen Genuß darin suchen, diesem inneren Gesetzgeber zu widerstreben, unter dem Vorwande, daß wir nur auf diese Art eine freie, eigenmächtige Wirksamkeit äußerten. — Ist es also wahr, daß die Richtung, nach welcher sich unsere ganze Gattung bewegen soll, in der allgemeinen sittlichen Anlage des Menschen schon voraus bestimmt ist, — und bei aller Mannigfaltigkeit, welche die menschliche Natur durch alle Glieder ihrer Kette darbietet, ist dies der große Durchklang, in welchem

alle einzelnen Accorde verhallen: — so können nur die Grade und die Art der Entwicklung unserer Geistesanlagen den äußeren Verhältnissen, worin wir uns befinden, unterworfen sein." *)

„Was auch morgen geschehen könne, wir handeln heute, nach heutigem Gefühl und heutiger Ueberzeugung, und in uns spricht die untrügliche Richterstimme des Gewissens, ob unser Thun uns dem Glück und dem Genuß, deren wir fähig waren, näher brachte oder nicht. Schon dies allein ist hinlänglich, zu beweisen, daß es eine falsche, zum Zurückscheuchen von aller Nachforschung erdachte Lehre sei, daß dem, der keine Wiedervergeltung nach dem Tode glaubt (unerwiesen annimmt), nichts als Befriedigung jeder Leidenschaft übrig bleibe, ja, zur Pflicht werden müsse. O, nichts weniger als das; unsere bürgerlichen Verhältnisse, und mehr als Alles, unser inneres Gefühl steht nicht mit diesem oder jenem Lehrsatz in so enger Verbindung; aber freilich ist jene sophistische Lehre mit der verrätherischen Philosophie verschwistert, die uns das Gegenwärtige um einer ungewissen, unerwiesenen Zukunft willen ganz verstoßen lehrt! Der Moment, in dem wir leben, ist unser, das Vergangene ist ein Traum, und das Zukünftige existirt erst, wenn es nicht mehr zukünftig ist. An Leib und an Seele sind

*) VI. 293-

wir heute nicht mehr, was wir gestern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles ist Kreislauf, alles Veränderung, und doch gründet sich das Angenehme, das Einschmeichelnde der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Identität. Diese weggenommen, so kann es gleich viel sein, ob der Lichtfunke, der mich heute beseelt, über ein Kleines im Aether der Milchstraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst — oder ob er sich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß sich bilden und in neuen Verhältnissen schweben kann*)."

Seltsam genug, der Mensch will ewigen Lohn und ewige Strafe abhängig machen von Tugenden und Sünden, die er selbst vergißt, und er wünscht sich persönliche Unsterblichkeit, während er überwundene Entwickelungszustände wie Schlacken von sich wirft, in deren beschränkende Behausung er kaum mit seiner Vorstellung zurückkehren kann. Wohl möchte man da mit Forster sagen: „Irrthum und Wahrheit sind für uns fast so unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Daseins**)."

*) VII. 263.
**) III. 447.

Während Forster so in der Stille Ansichten in sich zur Reife brachte, an denen man noch wird halten können, nachdem die spitzfindigen Grübeleien und schulmäßigen Aufstellungen so mancher Lehrgebäude im Bücherstaube bereits vermodert sein werden, trieben die Wellen des Lebens den Kahn seines Geschicks über Freude und Leid. Der Briefwechsel mit Therese war eifrig und inhaltsreich. Man erfährt daraus, daß Therese von einiger Ueberspanntheit nicht freizusprechen war. „Sie sollen nicht in nassen Schuhen sitzen bleiben und heftige Trauerspiele declamiren", schreibt ihr Forster, „nicht mit dem Kopf im Feuer und mit den Füßen im Eise stecken." So fand er sie auch „enthusiastisch in der Liebe und desto furchtsamer war er wegen der Dauer." Wie wenig süßer Liebesverkehr vor der Verlobung zwischen beiden stattgefunden hatte, sieht man daraus, daß der Bräutigam an Sömmerring schreiben konnte: „Selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet." In früheren Jahren hatte er einmal an Jacobi geschrieben, er würde nicht so wählen, wie er nachher es that. Man weiß indeß, daß solche Aussprüche nicht nothwendig von übler Vorbedeutung sind. In der That wurden Forster's Briefe auch wärmer und zärtlicher, ob es zwar beinahe scheint, als wäre Hochschätzung das erste Gefühl, das sie an einander knüpft. „Sie sind mir", schreibt er, „das edeldenkendste, beste Mädchen, das ich

je sah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nach einigen allgemeinen Grundsätzen nicht an eine sklavische Tugend glaubt, sondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beste zu wählen wünscht und strebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menschen heut zu Tage eben nicht allgemein ist, wir fühlen uns dadurch einander näher, verstehen uns, und haben durch Selbstprüfung und Selbstverläugnung gelernt, mit der menschlichen Natur nachsichtsvoll zu sein, nicht zu viel von ihr zu fordern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt; wir wissen, daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilungen besteht, in Liebe, die sich selbst in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum ihrigen macht." Er ordnete seinen Geist ihren Meinungen mit der milden Nachgiebigkeit unter, die aus der weichen Stimmung der Liebe geboren wird. Ihre Meinung war ihm Gesetz, und er war sogar bereit, ihrem Beifall seine Gründe zu opfern. Seine Sehnsucht nach der Vereinigung steigt mehr und mehr, allein die Freude über die endlich festgesetzte Hochzeit ist von der bangen Sorge gedrückt, ob es Therese auch in Wilna heimisch werden wird. „Therese, die mit inniger Liebe an mir hängt und mir die zärtlichsten Briefe schreibt", klagt

er seinem Sömmerring, „kann mich nicht mehr aufmuntern; ich fühle bei jedem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, daß ich sehr unglücklich bin, einer Seele, wie die ihrige, ein so elendes Loos, wie das hiesige, bereitet zu haben. Gott! wie ist es möglich, daß sie einen freudigen Augenblick in diesem traurigen abscheulichen Nest, in dieser baufälligen Hütte, unter diesen Thieren in Menschengestalt wird erleben können. O, daß ich es allein auszudulden hätte! All' mein Schmerz ist der, daß ich sie mit in's Unglück ziehe, mit in mein Schicksal das edelste Geschöpf verwebt habe! Ich weiß, mir zu Gefallen thut sie, leidet sie alles; sieht nur mich, wo wir auch hinkommen. Aber ist es erlaubt, daß ich darauf Rechnung mache? Ein Mädchen folgt ihrem Mann, weil's der Mann ist; aber soll der Mann sie darum in Wildnisse und in's Elend führen?" Die Freude siegte dennoch ob.

Endlich setzte er sich in den Reisewagen, „mit keiner anderen Absicht, als zu ihr zu eilen!" Die Ehe wurde im September 1785 zu Göttingen geschlossen. Auf der Hochzeitsreise, in Posen, schrieb Forster an Jacobi: „Meine Therese ist anmuthig und interessant, ohne schön zu sein; sie hat das seltene Glück gehabt, bei einem emporstrebenden Geiste, ganz durch sich selbst gebildet zu werden, ist daher frei im edelsten Wortverstande und ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen;

ihr Herz ist jedem Eindruck des Guten und Schönen offen; ihre Lectüre ist ausgebreitet und von der größten Mannigfaltigkeit, ihre Kenntnisse aber, von dieser Lectüre abstrahirt, sind mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgesondert, gesunder Nahrungssaft durch starke Werkzeuge bereitet; ihr Geist wird lebhaft in Gesellschaft und gedeiht zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes; ihre Schätzung der Welt, der Menschen, des Lebens ist richtig, ist mit meinem Gefühl übereinstimmend, flößt ihr Muth und Entschlossenheit ein, alles Mühselige zu überstehen, um der Freude willen, einen Glücklichen gemacht — oder besser — einem Unglücklichen seine Leiden erleichtert zu haben, und Verachtung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, gegen die Freuden des Umgangs, gegen die Vorzüge der schönen Natur, oder des besseren Klimas, woran so Viele hangen; sie erkennt den Werth aller dieser Dinge, weiß sie zu genießen, kann sie aber ohne einen Wunsch entbehren, sobald es darauf ankommt, durch diese Verläugnung einem Herzen, welchem sie Alles ist, Glück und Ruhe zu gewähren." In einem Brief an Lichtenberg nennt er sie „ein vernünftiges Weib, das über dem Vernünftigsein ihr Gefühl nicht eingebüßt hat."

In Wilna begann ein geistig' Liebeleben. Wenn Forster zeigte, daß er in der That den Werth der Frau

kannte, indem er sie in seinen geistigen Bestrebungen mit sich nahm und für ihre Fortbildung sorgte: sie hat sich ihrerseits das schöne Verdienst erworben, daß sie ihm die Verbannung erleichterte. Sie lasen zusammen den Herder, Archenholz und andere geschichtliche Schriftsteller, und was er schrieb, das las er seiner geschmackvollen Therese zur Beurtheilung vor.

Rührend ist es zu sehen, wie ihre Liebe sich groß zog an der Wärme ihrer Herzen, an der Feinheit und Bildung ihres Geistes.

„Ich sterbe nachgerade der Welt ab, und lebe nur noch meinem Weibe", vertraut Forster seinem Sömmerring. „Sie ist mir alles und ersetzt mir alles. Ich entdecke täglich Seiten an ihr, die unschätzbar sind; und so lange wir verheirathet sind, habe ich oft zwar mit mir selbst, aber nie einen Augenblick mit ihr mißvergnügt zu sein Gelegenheit gehabt. Mein bester Bruder! ich wünsche Dir ein solches Weib. Wir leben mit einander wie die Kinder, und freuen uns wie Kinder; wir genießen unserer Liebe und wissen, daß alles übrige nichts werth ist — und hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lange gelebt hätten, wo wir fühlen müßten, daß wir unseren Genuß überlebt hätten."

Eine spätere Stelle in diesem Briefe ist schön, selbst wenn wir sie vergleichen mit der herrlichen Schilderung vom Wechselleben der Ehe, die uns Immermann in

Lisbeth und Oswald gegeben hat. „Daß die Ehe der glücklichste Zustand auf der Erde sei", sagt er, „davon bin ich überzeugt. Man sorgt für einander, man ist einer dem anderen Hülfe und Erleichterung; die Haushaltsgeschäfte (versteht sich von rechtschaffenen Weibern) gehen ordentlicher, besser, man fühlt sich so ruhig, so glücklich zu Hause, man bedarf außerhalb so wenig mehr; und genießt nur dann vollkommen, wenn man seinen Genuß theilen kann; nur muß man bedenken, daß man in jeder Lage immer Mensch bleibt, daß es keine Glückseligkeit wie die erträumte der Engel im Himmel und der Heiligen giebt, die so in eins fort ununterbrochen dauerte; ein solcher Zustand müßte ohne Bewußtsein sein, und sodann hörte er ja auf, ein Glück zu sein. Nein, alles geht ruckweise und stoßweise und mit Zwischenzeiten im menschlichen Leben; und von einem Ruck zum andern muß man aushalten können, muß man die Zwischenräume nützen, um desto inniger zu genießen."

Die schönste Wonne dieses Glückes blieb nicht aus, eine Wonne mehr als jede andere geeignet, um solche Zwischenräume heiter auszufüllen. Im Sommer 1786 wurde dem Ehepaar ein Töchterchen geboren, und wir sehen Forster nun an dem geliebten Einzelwesen die Beobachtungen über unentwickelte Menschennatur fortsetzen, die er vor Jahren so glücklich an ganzen Völkern in der Südsee verfolgt hatte. Schon vor der Heirath hatte

er an Sömmerring geschrieben: „was ist mehr Thier als das Kind, eh' es spricht?" Aber gleichwohl fand auch er, wie jeder junge Vater, „erstaunend, wie Vieles, das nicht bloß vegetirende Entwickelung ist, sich schon in der allerersten Zeit nach und nach gezeigt hatte. Das Lächeln zum Beispiel; davon sagen die hochweisen Herren, daß es allemal einen Vergleich voraussetze, und gründen darauf einen vermeintlichen Unterschied des Menschen von den Thieren. Ich kann versichern, daß ich sorgfältig Acht gegeben, und keine Spur von Wahrscheinlichkeit gefunden habe, daß das Lächeln beim Kinde einen Vergleich voraussetzt, sondern es gehört so zur Natur des Menschen, Wohlbehagen durch dieses kindische Lächeln auszudrücken, wie es dem Hunde eigen ist, bei derselben Gelegenheit mit dem Schwanze zu wedeln, oder der Katze, zu purren." Seine unbefangene Beobachtung stimmt mit dem glücklichen Sehen der Alten überein, die recht gut wußten, daß zu Ende der sechsten Woche dieses behagliche Lächeln sich als eine gesetzliche Nothwendigkeit der gesunden Kindesnatur geltend zu machen beginnt.

Forster war von Anfang an bereit, seine Ansichten auch in der Erziehung zu vertreten. Wie sollte auch er sich der niedrigsten Feigheit haben schuldig machen können, die einen Vater abhält, seinem Kinde die Wahrheit zu sagen? an jener Herzlosigkeit, die dem eigenen verjüngten Leben den Schatz vergräbt, der durch Geistes-

arbeit errungen wurde und der allein von Glücksfällen unabhängig ist? Nein, „er hielt es für sein Glück, seine für wahr gehaltenen Gedanken frei äußern zu dürfen", und er war gesonnen, „fortzufahren, sich vor keinem Popanz und vor keiner Orthodoxie zu fürchten."*) „Weil es getauft sein muß", schrieb er an Sömmerring, „so soll reformirt getauft werden, und alsdann bin ich sicher, daß ich schalten und walten kann wie ich will, und ehe das Kind groß genug ist, um Unterricht zu bekommen, bin ich nicht mehr hier. Aber bei Jesuiten wäre das nicht der Fall; die würden von Jesus und Maria bei einem lallenden Kinde sprechen." Und später: „Wenn über 14 Jahre die Umstände es erfordern, daß mein Kind confirmirt sein muß, so werd' ich es confirmiren lassen; ist es dumm, so mag es tout de bon sich confirmiren lassen; ist es gescheidt, so kann ich ihm alsdann von der Saloppe nach der Mode, wie Du es ausdrückst, etwas sagen. Jetzt bilde und erziehe ich es erst so gut ich kann zum guten, tauglichen und folglich glücklichen Menschen."**) Er hatte an sich selbst erfahren, daß man auch ohne Confirmation zum guten, tauglichen Menschen werden kann.

All' sein häusliches Glück war jedoch nicht im Stande, ihn Wilna mit anderen Augen als die eines Verbannten

---

*) Bei Rudolph Wagner, 224. — **) Ebendaselbst, 208, 218.

ansehen zu lassen. Für eine gedeihliche Erfüllung seiner Berufspflichten fehlten die Hülfsmittel, seine Zuhörer verstanden ihn nicht, und seine Amtsgenossen vermochten ihn weder anzuregen, noch von ihm angeregt zu werden. Zwar Langmaier war ein verständiger Arzt, und Sartoris verstand etwas von Chemie, allein jener war, wenngleich „ein sehr guter Kopf, in der methodischsten Mühle eingewöhnt, ging seinen gleichen Gang fort und sprach so wenig von anderen Sachen wie Richter"; und Sartoris fühlte, so wenig wie einer der anderen, „den Trieb, sein sogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen." „Kein Mensch war da, der sich an Forster anschloß, der ihn verstand, keiner, der mit den Worten dieselben Begriffe verband."

Die Geselligkeit, die er beim Adel suchen mußte, war „ein Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit." Wo Herren statt des Sacktuchs ihre Hände gebrauchten und statt der Strümpfe Stroh in den Stiefeln hatten, durfte man sich nicht wundern, daß Damen ihre Haare zum Fenster hinauskämmten, und auf eine Schilderung der Küchenreinheit verzichtet man gerne. „Unsere liebe deutsche Reinlichkeit vermisse ich noch sehr", schreibt Forster. „Bei uns nennen wir England und Holland, wenn von Reinlichkeit die Rede ist, hier ist alles, was rein ist, auf

deutschem Fuß." Ueberall Geschmacklosigkeit und Unwissenheit, und dennoch Ueppigkeit neben den Lächerlichkeiten der Mode. Die Spielsucht war Spielwuth und richtete manche ehrliche Haut zu Grunde. Ehescheidung war an der Tagesordnung. Dienstboten und Handwerker entsprachen jenem Adel. Nun denke man sich Forster, der „zu sehr verwöhnt war, um sich an seinem Fache genügen zu lassen", und finde es nicht begreiflich, daß er sich „mehr Hülfsmittel für sein Fach und die Vortheile des gesitteten Umgangs" wünschte! Da konnte alle Gastfreiheit, welche die Polen mit ungebildeten Völkern gemein hatten, nicht hindern, „Freude und Glück darin zu suchen, daß er und seine Frau Stolz genug behielten, immerfort Fremdlinge in jenem Lande zu bleiben, bis die Jahre der Gefangenschaft und des Exiliums überstanden wären." „So lange er nur noch so viel Gefühl behielt, seine vier Wände lieber zu haben, als das übrige Land, welches ihn umgab, so lange war er für sein Degeneriren nicht besorgt." Man rufe sich das Bild, das er von seiner Therese für Jacobi entwarf, vor die Seele und begreife nicht, daß „sie einander wie Spione bewachten, um auch den leisesten Anfall des Verpolackisirens im ersten Augenblicke zurückzustoßen."

Und Sömmerring fehlte. Ihn vermißte Forster überall, täglich und stündlich, ihn, von dem er „Anregung

beim Schriftstellern, Urtheil über wissenschaftliche Dinge, Rath bei allerlei Ereignissen, Ermunterung bei seinen Arbeiten, Beihülfe beim Beobachten und Experimentiren, Mittheilung des Verstandes und des Herzens" gewohnt war. Und dieser Mangel schlich sich in jener geistigen Einöde ganz unvermerkt als ein Vorwurf gegen Wilna in seine Brust, ohne daß er bedachte, daß die brüderliche Uebereinstimmung, die ihn mit Sömmerring verband, auch an der blühendsten deutschen Hochschule nicht zu finden gewesen wäre, weil in dem Wirbel des Lebens dieses Glück nur einmal an die Oberfläche gelangt.

Desto inniger schmiegte er sich seinem Weibe an. Therese selbst erwärmte mehr und mehr in dem Verhältniß zu Forster. Mißtrauen und allerlei Besorgnisse, die sie als Braut beschlichen hatten, waren geschwunden. „Sie hatte mehr in Forster gefunden, als sie je von einem Menschen gehofft; sie war mit einem Worte ruhig und glücklich." Forster gab ihr das Zeugniß: „sie wäre nicht mehr so übereilt, nicht mehr so brausend wie sonst, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas Wesentliches eingebüßt zu haben." Sie gaben beide sich den häuslichen Freuden hin. Und Forster hat seiner Therese das beste Denkmal hinterlassen in den Worten: in meiner Verbannung „konnte ich, der ich in jeder anderen Rücksicht so ausnehmend glücklich in meiner Wahl bin, durchaus vielleicht in der ganzen Welt keine weibliche Seele fin-

den, die mir das geleistet hätte, was Therese mir leistet."

Trotz alledem, er lebte in Barbarei und Verbannung. Dazu war seine Gemüthsart schwermüthig, reizbar. Einige Monate vor der Ehe schrieb er einmal an Therese: „Liebe Freundin, der Forster, der ruhig an seinem Schreibtische sitzt und mit seinem Mädchen plaudert, ihr die philosophischen Waidsprüche, welche er den alten gelassenen Weisen nachbetet, um sich selbst zu erbauen, vorsagt, und dadurch das Ansehen gewinnt, als wohnte Gott weiß! wie tiefe Ruhe und Zufriedenheit in seiner Brust, als sei er durchaus unabhängig von allen äußeren Gegenständen; — dieser Forster ist doch himmelweit verschieden von jenem, der so oft in seinem Zimmer auf- und abläuft und Dinge reimen will, die einmal nicht passen, und dann darüber Muth und Munterkeit verliert und mit einer Zerschlagenheit des Sinnes, wie betäubt an Leib und Seele dasteht." In diesem Forster wuchs der Unmuth über Wilna auch an der Seite seiner Frau. Für den des Wirkens und der Anregung bedürftigen Mann waren des Hauses Schranken zu eng. Aber in Wilna war „gegen alle neue Verbindungen ein Riegel vorgeschoben; denn irgendwo, sagt er, müßte doch eine Seite, wär' es auch ein noch so kleines Facettchen, an eine der wenigen passen, um uns zum Berührungs- und Vereinigungspunkte zu dienen; allein hier ist an nichts

dergleichen zu denken.“ „Hätte ich nicht eine Frau, die mir wahrhaftig alles ersetzt, was ich verlassen habe und entbehren muß, so würde ich es hier nicht aushalten und glauben, daß keine Verbindlichkeit groß genug sei, um mich zu zwingen, das zu werden, was in Polen und Litthauen ein Jeder ist. Dazu habe ich nun einmal das vivitur ingenio zu tief empfunden.“

Durch die leidigen Geldverhältnisse und durch sein Versprechen, acht Jahre zu bleiben, war er an Wilna gefesselt. Die Erziehungsbehörde hatte seine Schulden in Kassel getilgt, aber in jährlichen Abzügen von seinem Gehalt mußte er diese Verbindlichkeit ablösen. Schon die erste Reise nach Wilna hatte neue Schulden herbeigeführt. Nun kam die kostspielige Hochzeitsreise, die Herstellung des Haushalts. In Wilna war alles übermäßig theuer, mit alleiniger Ausnahme von Brod, Fleisch und Wildprett. In der unwirthlichen Gegend war es Bedürfniß, einen Wagen zu halten, wenn er seiner Frau nur einigermaßen den Genuß der frischen Luft in der bescheidenen Natur zugänglich machen wollte. Unglaublich große Summen wurden für Fracht von Büchersendungen verausgabt. Kamen noch die Bücher selbst und so viel andere geistige Bedürfnisse, die er sich nicht versagen durfte.

Offenbar machte das Gebundensein den Aufenthalt in Wilna viel schwerer zu ertragen. Allmälig bildete er

sich ein, er würde in Kassel geblieben sein, wenn nur der Rosenkreuzerorden nicht gewesen wäre! Und doch hatte ihn dort ein durchaus inneres Lebensbedürfniß zum Wechsel gedrängt.

So hatte Forster bis zum Jahre 1787 gelebt, von unbestimmten oder unbefriedigenden Aussichten nach Marburg, Mainz und Wien mehr gegängelt und geneckt, als aufgeregt und erquickt, da kam unvermuthet der Antrag, er solle sich an einer Russischen Entdeckungsreise betheiligen. In die Südsee sollt' es gehen! „Vom Kap gerades Wegs nach Neu-Holland und Neu-Seeland; von da nach den Societäts- und Sandwichsinseln; sodann nach Amerika, wo Cook war, und dann entweder nach Japan oder nach Kamtschatka." Vier Jahre sollte die Reise dauern. Frau und Kind Zeitlebens versorgt sein! Und die Russische Regierung kaufte ihn überdies von Polen frei.

Forster hörte und war entschlossen. „Der Muth seiner unvergleichlichen Therese unterstützte ihn in allem." Freund Sömmerring ward unter glänzenden Bedingungen gleichfalls für die Reise gewonnen. Helfer und Helfershelfer für die wissenschaftlichen Untersuchungen durften zahlreich angeworben werden, Zeichner, Jäger, Aerzte. Mit fieberhafter Aufregung arbeitete Forster, um in Wilna, das ihm nun vollends unausstehlich war, seine letzten Obliegenheiten zu erfüllen. Die Sammlungen

übergeben, Rechnungen abschliessen, war das Werk von wenig Stunden. Es wurde rasend gearbeitet. „Sein Kopf schwindelte von der Menge von Ideen, die durcheinander liefen.“

Er verliess Wilna den 20. August und war frei.

V.

Wirksamkeit in Mainz.

Das Geld, um Forster von seinen Verbindlichkeiten gegen Polen loszukaufen, war von dem russischen Gesandten in Warschau bezahlt worden. Der schuldenfreie Reisende war überdies mit einem guten Zehrpfennig versehen. Mit jubelnder Eile ging's den Weg nach Göttingen, wo er das Jubelfest der Hochschule mitmachte, große Pläne für eine ruhmvolle, sorgenfreie Zukunft im Herzen.

Aber der Türkenkrieg war ausgebrochen. Forster machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß die Reise einen kleinen, vielleicht auch einen längeren Aufschub erleiden könnte. Der Krieg ward ernster, nahm alle Mittel in Anspruch. Der Reiseplan ward aufgegeben und Forster trat gefaßt von der Schwelle seiner schönsten und bewußtesten Hoffnung, seiner opferfreudigen, nach Wissen durstenden Wünsche herunter.

Während des Zuwartens in Göttingen und eines Abstechers nach Mainz, um dortige Aussichten zu prüfen,

wurden Anerbietungen nach Madrid oder den Philippinen, nach Petersburg und Pesth theils von den Machthabern nicht weiter betrieben, theils von Forster, der Wilna's Schreckbild nicht vergessen hatte, unbedenklich abgelehnt. Eine Bibliothekarstelle in Mainz mit einem Gehalt von 1800 Gulden lockte dagegen an den schönen Rhein in Sömmerring's Nähe. Die Unterhandlung war kurz. Im April des Jahres 1788 kam Forster zum zweiten Male nach Mainz und noch am 14. desselben Monats war sein Schicksal entschieden. Ein Urlaub von fünf Monaten ward ihm zur Vorbereitung in den Göttinger Büchersammlungen bewilligt.

Die für Mainz nöthige Geschäftskenntniß war nun in Göttingen leicht erworben. Denn „von den in der Mainzer Bibliothek befindlich sein sollenden 50,000 Bänden waren schlechterdings nicht über 15,000 verschiedene Werke (Editionen nicht mitgerechnet) vorhanden, von diesen waren gewiß nicht über 4—5000 seit anno 1700 gedruckt, und sicherlich mehr als die Hälfte (7—8000) theologischen Inhalts. Der Nutzen dieser Bibliothek zum Gebrauch der Lehrer und Lernenden wird durch diese Berechnung beinahe null, wenn man sie gleich noch als einen Raritätenkasten gelten läßt," so schrieb Forster an Heyne.

Was sollte Forster in diesem alten gottesgelahrten Krame? Seine Muße benutzen und kein Opfer scheuen,

um sich, die Hülfsmittel zu weiterer Ausbildung und Wirksamkeit zu verschaffen. Dahin war all' sein Streben gerichtet.

In seiner Seele mochten damals Bilder von Tanna und Tahiti leben. Sonst kann man kaum erklären, daß er die Mainzer Gegend seinen Erwartungen nicht ganz entsprechend fand. „Als er an den Rhein kam, fiel ihm das Herz, als er flache Ufer sah und nur in der Ferne hinabwärts nach Biberich, die Berge sich hoben. Die Aussicht, auf die sich die Mainzer so viel zu gute thun", schrieb er, „ist allerdings schön und prächtig, aber romantisch ist sie durchaus nicht, und der ganz erstaunliche Werth der Ländereien sowohl, als der Mangel an gutem Geschmack ist Schuld daran, daß man nie darauf bedacht gewesen ist, diesen großen schönen Anblick anders als aus den Fenstern zu genießen. Kannst Du glauben, daß es an schattigen Promenaden hier fast durchgehends fehlt, und daß zwar überall reiche Saatfelder, große, oft sehr weitläuftige Weinberge und kostbare Obstgärten die Stadt umgeben, aber mitten in dieser auf's Aeußerste bebauten Gegend die liebe Natur mit ihrer reizenden Unregelmäßigkeit, ihrem kühlen Schatten, ihrem grünen Rasen, raschen Gipfeln, rieselnden Gewässern gänzlich vermißt wird? Die Favorite — so heißt ein kurfürstlicher Garten am Rhein — hat herrliche Aussichten, aber die Sonne brennt überall dem Beobachter auf den Scheitel, und

nur eine kurze Allee von Linden, die des Gärtners Hand hat verstümmeln dürfen, bietet einiges Obdach dar. Auf der anderen Seite der Stadt geht eine schöne schattige Allee am Rhein hinunter, die aber doch das Nachtheilige hat, daß in der Mitte ein Fahrweg ist, mithin die Fußgänger Staub schlucken müssen." — „Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt (so schrieb er im März des Jahres 1790 von seiner Fahrt durch's Rheingau) von Laub entblößt und immer steif in Reih' und Glied geordnet sind, bilden eine stachliche Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohl thut." Nach und nach gewann ihn aber doch „der unnachahmliche Zauber der schönen, lachenden Gegend, die majestätische Pracht des Rheins, das milde Klima und die vorzüglich weiche Luft."

Die liebenswürdigen Seiten der Einwohner wußte er richtig zu schätzen. Zwar klagt er häufig darüber, daß „die Ideenväter etwas selten seien", er fand die Mainzer leer und in staatlichen Berechnungen schwach, denn „wenn sie etwas wünschen", sagt er, „so denken sie sich's auch schon als wahrscheinlich und täuschen sich selbst mit Umständen, die ihrem Wunsche schmeicheln." Allein wegen der Beispiele, die Priesterschaft und Adel dem Volke gaben, fand er „die Weichlichkeit, die Lüsternheit, die fade Leere, den Leichtsinn des gutmüthigen Volks"

verzeihlich, und er vertheidigte der Mainzer Stimmung zum Genuß. „Warum", fragt er, „warum müssen die Menschen aller Orte gerade wie in einer Form gegossen sein, wenn sie der ängstlichen Bücherweisheit Genüge leisten sollen? Hat jedes Land seine eigenthümlichen Vorzüge und seine besonderen Mängel, so könnte sich's mit den Einwohnern eben so verhalten, ohne daß die Harmonie des Ganzen unter dieser Mannigfaltigkeit litte. Fordern wir doch nicht diese pünktliche Uebereinstimmung von den Bürgern eines Orts, sondern finden es natürlich, daß jede verschiedene Berufsarbeit, sowie sie eine Abänderung in der vorbereitenden Erziehung erheischt, auch den Charakter und die Lebensweise mit Eigenthümlichkeit stempelt. Die dem Menschen erreichbare Vollkommenheit besteht nicht darin, daß Alle einerlei Vorzüge erlangen, sondern daß ihre persönlichen Anlagen, mit Vermeidung eines jeden Abweges, wohin sie führen könnten, sich frei entwickeln."

„Wenn nun", fährt Forster fort, „das milde Klima, die vorzüglich weiche Luft, die schöne lachende Gegend und der Zufluß von Allem, was die Sinne, selbst die verwöhnten, verlangen, insbesondere der edle Wein, unwillkürlich im Busen des Mainzers eine Stimmung zum Genuß hervorrufen, die sich mit der rauhen Tugend eines Cincinnatus oder eines Cato gerade nicht verträgt; müssen ihm darum die liebenswürdigen Tugenden der gebildeten

Gesellschaft alle unerreichbar bleiben, vorausgesetzt daß Regierungsform, Gesetze, Beispiel und Erziehung einst darauf ihr Absehen richten könnten? Wenn alsdann durch einen unverhofften Glücksfall Frankfurt einen Theil seines Handels an Mainz abtreten müßte, und der durch Fleiß erworbene Reichthum seine liebenswürdigen Gefährten, Geschmack und Schönheitssinn, mit sich brächte, wenn die Künste hier endlich blühten und die zarteren Saiten des Gefühls berührten; wäre Deutschland etwa sehr zu bedauern, daß es mit reineren Sitten und einer vollkommneren Ausbildung als einst Groß-Griechenland — seine eigene Sybaris hätte?"

Forster verlebte frohe Tage im häuslichen Kreise und ließ sich hierin nur wenig stören durch den Aerger, den seine fruchtlosen Bemühungen für eine zweckmäßige Aufstellung der öffentlichen Büchersammlung mit sich brachten. Er war in seinem Amte täglich vier Stunden beschäftigt, gab dem Knaben der Frau von Coudenhoven, der für den Reisenden begeistert war, naturwissenschaftlichen Unterricht, er selbst lernte und schrieb, und da der Gehalt für seine Bedürfnisse nicht reichte, so sah er sich genöthigt, das Uebersetzerjoch sich aufzulegen. Die Haushaltung war sparsam eingerichtet. „So wenig Aufwand wie möglich und so viel stillen, reinen Genuß des Lebens wie möglich", das war sein höchster Wunsch und seiner Therese. Allein er brauchte dennoch das Doppelte sei-

nes Gehalts. Bücher und Landkarten waren theuer. Die Erfrischung seiner Sinne und die Anregung seines Hirns, die er daheim nicht finden konnte, wurden auf kostspieligen Reisen erbeutet. Er besuchte Jacobi in Düsseldorf, dem er während der ersten Zeit seines Mainzer Aufenthalts wieder so viel näher kam, daß er bisweilen milder als sonst von der Lehre des Uebersinnlichen urtheilte. Er reiste nach Karlsruhe zu Schlosser, nach Mannheim, nach Koblenz, und einer Reise, die er im Frühlinge 1790 nach Belgien, Holland und England unternahm, verdanken wir sein Meisterwerk, die „Ansichten vom Niederrhein." Alexander von Humboldt war auf dieser Reise sein Begleiter; die Mitwelt weiß, wie er das Forster'sche Reisevermächtniß gepflegt und entwickelt hat.

Während die Erzählung der Reise um die Welt überall Zeugniß davon ablegt, daß Forster's lebendige Anschauung seine Naturbeschreibung mit ächter Kunstform zu vermählen wußte, haben wir in den Ansichten vom Niederrhein das sprechendste Denkmal für seine ebenso naturwüchsige als sinnige Auffassung der Kunst. Für die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, war früh der Schönheitssinn in ihm entwickelt. Schon bei der ersten Ankunft in Neu-Seeland verglich er die wildnißartige

Landschaft der Dusky-Bai mit einem Salvator Rosa, und als er im Jahre 1778 die damals noch so reiche Düsseldorfer Sammlung besuchte, hatte er sich zu Gunsten der Italienischen Schule gegen das Vollblut der Flämischen Fleischfülle entschieden. Ein Guido Reni war ihm lieber als ein Rubens. Dies war nicht etwa eine jener Geschmacksgrillen, durch welche mancher Kunstrichter im Stande ist, die willkürlichsten und widersprechendsten Liebhabereien mit einander zu reimen. Forster's wählerischer Schönheitssinn, den man im edlen Sinn als Schönheitssucht bezeichnen könnte, war von jeher mehr auf dichterische Formenreinheit als auf malerische Farbenglut gerichtet. So wie er bei Rubens zu viel „sinnliches Gefühl und wüthende Leidenschaft", zu wenig „Seelengröße, gehaltene Kraft und Zartheit des unterscheidenden Sinnes" zu finden vermochte, so vermißte er bei Heinse die bescheidene Sinnlichkeit, und Bürger war ihm zu derb naturwüchsig. Mit Bezug auf das große Bild vom jüngsten Gericht sagt Forster: „Rubens verwechselt Seelenausdruck mit Leidenschaft; anstatt uns beim Gefühl zu fassen, deklamirt er uns vor." Eben das sinnliche Feuer und die schimmernde Farbenpracht des eigenen Gemüthes, die Heinse befähigten, beim Anblick von Rubens'schen Gemälden in Schilderungen zu erglühen, die selbst als Kunstwerke ersten Ranges gelten dürfen, eben diese glühende Farbensinnlichkeit war in Forster nicht hinlänglich

entbrannt, um ihn zum Botschafter von Rubens Ruhm entflammen zu können. Man braucht nur Forster's Urtheil über Rubens mit jenen Kunstgedichten Heinse's zu vergleichen, um den Widerspruch in der Natur der beiden Männer zu begreifen, der eine herzliche Freundschaft zwischen ihnen verhinderte. Allein eben weil die Vorliebe für Italienische Formenreinheit, für die durchsichtige Herrlichkeit ihrer dichterischen Schöpfungen bei Forster nicht eigensinnige Grille war, hat er sich auch so oft an der gewaltigen Wahrheit von Rubens Pinsel ergötzt und erbaut. Darum bewunderte er ihn vorzüglich im Portrait. So wird er hingerissen von dem „Bildniß eines Mönchs, bei dem der graue Rock nur eine Verkleidung zu sein scheint, so wenig paßt er zu dem gebildeten Geiste, der aus seinen Zügen hervorstrahlt. So ein Gesicht", sagt Forster, „mit diesem Ausdruck des eingeerndteten Ideenreichthums, mit dieser Milde, welche nur Erfahrung und Weltkenntniß geben, mit dieser Ruhe, die aus einer richtigen Schätzung der Dinge und ihres unaufhaltsamen Laufs entspringt — wahrlich, das würde man unter tausend Mönchsgestalten ohne Mühe wiedererkennen. Wie der hagere Mann einst den Erdball in der Hand wägte, damit spielte, und doch zuletzt wohl inne ward, der Ball sei mehr als Spielzeug, wenn er's nur ergründen könne; so wägt er jetzt den Menschenschädel, ihm und aller Menschenweisheit

nicht minder unbegreiflich! Es ist kein Traum, den ich da träume; dieser Franciskaner-General, so wie Rubens ihn malte, war zu seiner Zeit im Kabinet allmächtig. Maria von Medicis, bereits in guten Jahren, ist hier noch schön, aber so stolz, so tief verschlossen, so gewandt in allen Künsten der Verwirrung!"

Er weilt jedoch lieber „bei dem eigenen Bildnisse des Malers und seiner ersten Gattin." Er findet „eine überströmende Geistesfülle in seinem Kopf und sein ganzes Wesen, sein Anstand, seine Kleidung verrathen ihm die höchste Eleganz. Wenn Rubens so ausgesehen hat", fährt Forster fort, — „und dieses Bild trägt alle Kennzeichen an sich, daß es treu dem Leben nachgebildet worden ist, — so war der Mensch an ihm bei weitem das Edelste, Größte und Beste; keines seiner Werke giebt einen halb so erhabenen Begriff von ihm, als diese Nachahmung seiner eigenen Züge. Der schöne, kraftvolle Mann sitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen sprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf seiner Stirne liest man den Reichthum und ich möchte fast sagen, auch das Ungezähmte seiner Phantasie. Seine Seele ist auf einer Bilderjagd außer dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübsche Weib ruht zu seinen Füßen, ihre Rechte in seiner Rechten, und diese Hände sind von vorzüglicher Schönheit ... Was mag er wohl

ersinnen in dieser traulichen Verschränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo sich das üppige Geisblatt mit duftenden Blüthen emporschlängelt und über seinem Haupte leichte Schatten webt? Etwa jenes liebliche Gedicht, wo sieben Amoretten sich hineinflechten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft sind diese Formen aus der Anschauung gegriffen. Welches Leben regt sich in ihren Gliedern. Wie gaukeln die gesunden Buben so froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des schönsten Genusses Kinder, als Zeit und Sinne schwanden; Dasein ihre ganze Bestimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nichts! Hierher den Blick, ihr Weisen, und sagt uns, ob es eine andere Wonne gebe, als das schöne Leben zu sehen und zu fühlen: es ist!"

Die mitgetheilte Kunstschilderung ist mustergültig für Forster's Art, den Genuß eines Kunstwerks in Worten darzustellen. „Seines Erachtens erreicht man nämlich besser seinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunstwerke empfand und dachte, also, wie und was es bewirkte, als wenn man es ausführlich beschreibt." „Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenstande empfing", heißt es an einer anderen Stelle, „das giebt keine Beschreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Object vergleichen kann. Der

Botaniker beschreibe Dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Theile, bestimme deren verhältnißmäßige Größe, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz er liefere Dir eine so pünktlich genaue Beschreibung, daß sie, mit dem Gegenstande selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrig läßt: so wird es Dir, wenn Du noch keine Rose sahst, doch unmöglich sein, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche; auch wirst Du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingeprägt. Was ich hier sage, gilt in einem noch höheren Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden versucht. Das Leben ist ein Proteus, der sich tausendfältig verschieden in der Materie offenbart. Wer beschreibt das unnennbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das inwohnende, geistige Wesen hervorstrahlt? Gleichwohl fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen, und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniß in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen, in seine Phantasie getragen hat."

Forster hat es verstanden, diese Regeln mit einer Meisterschaft zu befolgen, die seine Gestaltung großer Kunsteindrücke den Darstellungen Lessing's und Göthe's an die Seite stellt. Wenn er über das Gesehene „sinnbildert", so überkommt uns die begeisterte Stimmung, in der Empfindungen und Gedanken, mit einem Worte: Denkbilder in der frischesten Bewegung die Schöpferkraft auch bei dem weniger Bevorzugten hervorlocken, dessen dichterisches Gefühl in mehr verborgenen Schlupfwinkeln des Innern zu weilen pflegt. Was er über einen Johannes in der Wüste, dessen Meister nicht bekannt ist, geschrieben hat, ist ein zu schönes Blatt in seinem Lorbeerkranze, um es nicht sorgfältig an dieser Stelle einzureihen.

„Die Zeit", sagt Forster, „hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhig da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und

in der Rechten, deren Arm, links gehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers, die mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schaale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich sein wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ."

„Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schaale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt und seine Hand bleibt ihm unbewußt schweben. Schön und rein sind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Milde lächelnd belohnen sie wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen, schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbrauen, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind. Vom runden festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und

wie versinkt dennoch die Sinnesschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke."

„Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie, desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag auseinandergerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten, in die ekelhafte Masse selbst muß sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der

Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geist das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sei nicht ein bloßes Werk der Phantasie; es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt. Dieses Bewußtseins frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes."

Einmal muß abgebrochen werden; und doch wie gern möchte man weiter horchen, die Blicke belauschen, mit denen Forster vor Johannes saß! Wer so sah, war selbst ein Künstler, und wer das Gesehene in diese Zug für Zug lebenden und eigenartig bestimmten Formen goß, der brauchte weiter nichts zu hinterlassen, um sich die Palme der Unsterblichkeit zu sichern. Aber die Fülle seines Schaffens ist unbeschränkt, und mit derselben Le-

benswärme, in welcher er der Form und Farbe des Malers folgt, begleitet sein Auge die anmuthigen Bewegungen der Tänzer, oder es strebet himmelwärts mit dem Geiste Gothischer Bauten. Hören wir Forster über den Köln'er Dom.

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt

der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Regiments. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß."

Wo Forster schildert, da ist duftende Blüthe und reife Frucht, Farbe, Form und Vollendung. Und meint man nicht, man höre den Johannes für eine Kunstanschauung, welche die künstlerischen Lehren unserer Vischer und Hettner täglich mehr zum Eigenthum der Gebildeten machen, wenn Forster über die geschichtlichen Bedingungen der Kunst spricht, wie folgt?

„Veränderung und Wechsel sind die Devisen unseres so schief in seiner Bahn kreiselnden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwickelungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor, und frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienst der schönen Ideale gestürzt, so hätten wir noch keinen Raphael, keinen Tizian und keinen Corregio, wir hätten in der Kunst keine individuelle, menschliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. Du wirst mich der Paradoxie beschuldigen; aber ich will

es hier in Gegenwart der großen Namen, die ich eben nannte, gleichsam unter ihrer Fahne betheuern, daß, weil einmal dem also ist, es auch für uns noch allenfalls am besten sei. Was sollen uns die alten Lappen, wären sie auch noch so schön, auf dem neumodigen Kleide? Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschengeschlechts; sie sind uns so fremd, wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poesie. Es mag seine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des Phidias, seiner Minerva und seines Jupiters; aber je majestätischer sie da säßen oder ständen, das hehre Haupt für unsern Blick angrenzend an den Himmel, desto furchtbarer unserer Phantasie, je vollkommnere Ideale des Erhabenen, desto befremdlicher unserer Schwachheit. Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten keckes Bewußtsein genug, um jenen Riesengottheiten in's Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fühlen und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trotzen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, wie wir selbst geduldig

und mitleidig sind, ohne ihn zu ermüden, Beistand und Mitleid ablocken können; dies ist das Hauptbedürfniß unseres Lebens, und dazu schaffen wir uns Götter nach unserm Bilde."

Nicht minder treffend als hier das Geschichtliche, hat Forster an anderen Stellen die natürlich-geistige Grundlage des künstlerischen Schaffens bezeichnet. Oder stimmt nicht die folgende Warnung auf's Genaueste überein mit dem Gesetzbuch, das die Entwickelung der Kunstwissenschaft in unserer Zeit auch in der Laien Bewußtsein geschrieben?

„Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen", sagt Forster, „daß die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich, daß Schönheit ihr vollendetes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß. Vermittelst dieser Bestimmungen erklärt man sich leicht, warum in ächten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so treu und wahr sein kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen

umgekehrt der genielose Fleiß, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst im höheren Verstande keinen Anspruch machen darf."

Forster hat nur die beiden ersten Bände seiner Ansichten vom Niederrhein vollendet. Die mitgetheilten Stellen machen es begreiflich, daß er für den dritten Band, der von England handeln sollte, „noch eine Dosis Zephyrhauch, Blüthenduft, Frühlingssonne, Nachtigallengesang und Augenweide am hervorsprossenden Grün" verlangte. Er mußte leider bis in die letzten Jahre seines Lebens seine Feder zwischen Uebersetzungen und ursprünglichen Schriften theilen, und mit dem Wachsthum seiner Schöpferkraft vermehrte sich begreiflicher Weise sein Widerwille gegen das „ewige Uebersetzen." Außer der Sakontala, die er Abends nach vollbrachter Arbeit mehr als ein „Spiel mit den Blumen Indiens" betrachtete, hat Forster eine außerordentliche Zahl gediegener Reisebeschreibungen auf deutschen Boden verpflanzt, sowie denn überhaupt den beiden Forster das Verdienst gebührt, die Reisewissenschaft in Deutschland zur Blüthe gebracht zu haben.

Doch blieb ihm Zeit genug, seine eigenen Schriften zu sammeln und zu vermehren. Im Jahre 1789 ver-

einigte er seine Abhandlungen über Cook, O-Taheiti, Neu-Holland, den Brodbaum und die Leckereien in einen Band. Diesen kleinen Schriften gehört neben der Reise um die Welt und neben den Ansichten vom Niederrhein der erste Rang unter Forster's Werken nicht nur, sondern unter den Erzeugnissen deutschen Geistes überhaupt. Seine Arbeiten über Amerika, sein „Blick in das Ganze der Natur“ und vieles Andere stehen jenen Meisterwerken würdig zur Seite.

Befreit von leeren Vermuthungen über das zweckmäßige Spiel der Naturkräfte, erfüllt von der Einheit von Kraft und Stoff, hatte Forster die Entzweiung von Geist und Körper zu unzertrennlicher Versöhnung ausgeglichen. Klarer, ruhiger, fester als er konnte Niemand die treibende Kraft bezeichnen, welche täglich mehr die Naturwissenschaft zur Herrscherin macht, — man dürfte sagen zur Alleinherrscherin. Denn die einzigen Gebiete, die neben der Natur Berechtigung haben, die der Geschichte, des Staatslebens und der Kunst, fallen der Naturwissenschaft anheim, wenn man Geschichte, Staat und Kunst mit Forster's menschenkundigem Auge betrachten lernt.

Nur Einen Ausdruck giebt's, der Forster's würdig ist, wenn man die Bedeutung jener naturwissenschaftlichen Kunstwerke bezeichnen will. Forster ist der Lessing unter den Volkslehrern der Naturkunde. In diesem Kreise ist

er unsterblich, und es kann unserer Bewunderung nicht Eintrag thun, daß ihm der Lorbeerkranz von späteren Geschlechtern erst geflochten ward, weil er allein in seiner Zeit ein neues, herrliches Gebiet bebaute und in seiner Richtung der Mitwelt, wie einst Lessing, um des Jahrhunderts ganze Hälfte vorangeschritten war. Durch die Schwungkraft seiner allgemeinen Anschauung hat Forster die Naturwissenschaft zu einer der mächtigsten Triebfedern für die Geschichte der europäischen Bildung gestählt.

Seine kleinen Schriften sind ebenso volksfaßlich als gedankenreich. Er warnte vor der Verwechslung der für kindliche Fassungskraft eingerichteten Darstellung mit dem Kindischen. Er war sich wohl bewußt, „eine weniger vorbereitete Wißbegierde befriedigen zu können", indem „er die allgemein interessirende Seite herauskehrte." Aber er verlangte andererseits vom Leser „eine gewisse Thätigkeit der eigenen Geisteskräfte und einen richtigen Sinn, um überhaupt alles Neue, sobald es nicht in Kunstwörtern verborgen bleibt, unterhaltend, richtig und anwendbar zu finden." Und Neues wußte er Jedem zu geben, indem er das Bekannte in neuen Verbindungen vortrug und aus der eigenen reichen Anschauung schöpfte. Dadurch hat er seinen Werken den höchsten Zauber verliehen, der Volksschriften für den Weisesten so lehrreich und erquickend macht, wie für den kindlichen Sinn, der unvorbereitet herankommt. Mit wenigen kühnen, geraden

Strichen zeichnet er überall die Gedanken hin, die für uns jetzt noch als leitende Denkbilder gelten können. Was bliebe zum Beispiel einem Schriftsteller, der von den Nahrungsmitteln handeln will, heute zu thun, als Forster's Gedanken, die er in seinem reizenden Aufsatze über Leckereien spielend erörterte, mit Hülfe der Baustoffe, welche die neuere Wissenschaft bietet, gehörig zu entwickeln?

Forster's Sprache ist rein, und ohne daß er ängstlich den Gebrauch eines vereinzelten Kunstausdrucks vermiede, kann man aus seinem fließenden, ungezwungenen Styl erstaunlich viel lernen, um den geschmacklosen Gebrauch von Fremdwörtern durch gefällige, natürliche Wendungen und gelungene Erfindung zu vermeiden. Seine Lehrweise ist einfach und klar, die Darstellung ruhig und würdevoll, weil seine Gedanken immer reif sind. Wie Rahel einst von Thibaut's Buch „über die Nothwendigkeit, ein allgemeines Recht in Deutschland zu haben“, so kann man von den Schriften Forster's sagen: sie seien reif, und also sehr klein. Frei von den dürren Formen eines schulmäßig eingetheilten Lehrgebäudes, von der ermüdenden Breite eines fruchtlos nach Erschöpfung ringenden Sammelfleißes, versteht er immer wahr und lebendig, reich und anmuthig zu schildern. Weil er auf seiner aus eigener Anschauung reichen Palette keine Farbe erst zu suchen braucht, weil seine durch eine Fülle von Beobachtungen genährte Einbildungskraft ein vor-

treffliches Skizzenbuch mit sich herumträgt, so gelingt ihm bei seinem Geschmack die dichterische Gestaltung überall von selbst. Weil endlich jeder Strich und jede Tinte seines Pinsels nothwendig sind, ihren Entstehungsgrund auf fest gefügte Gedankenreihen zurückführen, so sind seine Gemälde schön und warm, ohne jemals mit Schmuck überladen zu sein.

Je mehr man Forster liest, desto freudiger bewundert man die unerschöpfliche Kraft, mit der er Tiefe der Gedanken und durchsichtige Schönheit der Form zu paaren weiß. Lesen wir zum Beispiel seinen Vergleich des Himmels mit dem Meere, als er letzteres in Dünkirchen seit zwölf Jahren zum ersten Male wieder begrüßte:

„Ich werde Dir nicht schildern können“, schreibt er an Therese, „was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finsterer und tiefer als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze und die Wellen nur vergängliche Phänome. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbständigkeit des Mannigfal-

V.

Wirksamkeit in Mainz.

Das Geld, um Forster von seinen Verbindlichkeiten gegen Polen loszukaufen, war von dem russischen Gesandten in Warschau bezahlt worden. Der schuldenfreie Reisende war überdies mit einem guten Zehrpfennig versehen. Mit jubelnder Eile ging's den Weg nach Göttingen, wo er das Jubelfest der Hochschule mitmachte, große Pläne für eine ruhmvolle, sorgenfreie Zukunft im Herzen.

Aber der Türkenkrieg war ausgebrochen. Forster machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß die Reise einen kleinen, vielleicht auch einen längeren Aufschub erleiden könnte. Der Krieg ward ernster, nahm alle Mittel in Anspruch. Der Reiseplan ward aufgegeben und Forster trat gefaßt von der Schwelle seiner schönsten und bewußtesten Hoffnung, seiner opferfreudigen, nach Wissen durstenden Wünsche herunter.

Während des Zuwartens in Göttingen und eines Abstechers nach Mainz, um dortige Aussichten zu prüfen,

wurden Anerbietungen nach Madrid oder den Philippinen, nach Petersburg und Pesth theils von den Machthabern nicht weiter betrieben, theils von Forster, der Wilna's Schreckbild nicht vergessen hatte, unbedenklich abgelehnt. Eine Bibliothekarstelle in Mainz mit einem Gehalt von 1800 Gulden lockte dagegen an den schönen Rhein in Sömmerring's Nähe. Die Unterhandlung war kurz. Im April des Jahres 1788 kam Forster zum zweiten Male nach Mainz und noch am 14. desselben Monats war sein Schicksal entschieden. Ein Urlaub von fünf Monaten ward ihm zur Vorbereitung in den Göttinger Büchersammlungen bewilligt.

Die für Mainz nöthige Geschäftskenntniß war nun in Göttingen leicht erworben. Denn „von den in der Mainzer Bibliothek befindlich sein sollenden 50,000 Bänden waren schlechterdings nicht über 15,000 verschiedene Werke (Editionen nicht mitgerechnet) vorhanden, von diesen waren gewiß nicht über 4—5000 seit anno 1700 gedruckt, und sicherlich mehr als die Hälfte (7—8000) theologischen Inhalts. Der Nutzen dieser Bibliothek zum Gebrauch der Lehrer und Lernenden wird durch diese Berechnung beinahe null, wenn man sie gleich noch als einen Raritätenkasten gelten läßt,“ so schrieb Forster an Heyne.

Was sollte Forster in diesem alten gottesgelahrten Krame? Seine Muße benutzen und kein Opfer scheuen,

um sich, die Hülfsmittel zu weiterer Ausbildung und Wirksamkeit zu verschaffen. Dahin war all' sein Streben gerichtet.

In seiner Seele mochten damals Bilder von Tanna und Tahiti leben. Sonst kann man kaum erklären, daß er die Mainzer Gegend seinen Erwartungen nicht ganz entsprechend fand. „Als er an den Rhein kam, fiel ihm das Herz, als er flache Ufer sah und nur in der Ferne hinabwärts nach Biberich, die Berge sich hoben. Die Aussicht, auf die sich die Mainzer so viel zu gute thun", schrieb er, „ist allerdings schön und prächtig, aber romantisch ist sie durchaus nicht, und der ganz erstaunliche Werth der Ländereien sowohl, als der Mangel an gutem Geschmack ist Schuld daran, daß man nie darauf bedacht gewesen ist, diesen großen schönen Anblick anders als aus den Fenstern zu genießen. Kannst Du glauben, daß es an schattigen Promenaden hier fast durchgehends fehlt, und daß zwar überall reiche Saatfelder, große, oft sehr weitläuftige Weinberge und kostbare Obstgärten die Stadt umgeben, aber mitten in dieser auf's Aeußerste bebauten Gegend die liebe Natur mit ihrer reizenden Unregelmäßigkeit, ihrem kühlen Schatten, ihrem grünen Rasen, raschen Gipfeln, rieselnden Gewässern gänzlich vermißt wird? Die Favorite — so heißt ein kurfürstlicher Garten am Rhein — hat herrliche Aussichten, aber die Sonne brennt überall dem Beobachter auf den Scheitel, und

nur eine kurze Allee von Linden, die des Gärtners Hand hat verstümmeln dürfen, bietet einiges Obdach dar. Auf der anderen Seite der Stadt geht eine schöne schattige Allee am Rhein hinunter, die aber doch das Nachtheilige hat, daß in der Mitte ein Fahrweg ist, mithin die Fußgänger Staub schlucken müssen." — „Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt (so schrieb er im März des Jahres 1790 von seiner Fahrt durch's Rheingau) von Laub entblößt und immer steif in Reih' und Glied geordnet sind, bilden eine stachliche Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohl thut." Nach und nach gewann ihn aber doch „der unnachahmliche Zauber der schönen, lachenden Gegend, die majestätische Pracht des Rheins, das milde Klima und die vorzüglich weiche Luft."

Die liebenswürdigen Seiten der Einwohner wußte er richtig zu schätzen. Zwar klagt er häufig darüber, daß „die Ideenväter etwas selten seien", er fand die Mainzer leer und in staatlichen Berechnungen schwach, denn „wenn sie etwas wünschen", sagt er, „so denken sie sich's auch schon als wahrscheinlich und täuschen sich selbst mit Umständen, die ihrem Wunsche schmeicheln." Allein wegen der Beispiele, die Priesterschaft und Adel dem Volke gaben, fand er „die Weichlichkeit, die Lüsternheit, die fade Leere, den Leichtsinn des gutmüthigen Volks"

verzeihlich, und er vertheidigte der Mainzer Stimmung zum Genuß. „Warum“, fragt er, „warum müssen die Menschen aller Orte gerade wie in einer Form gegossen sein, wenn sie der ängstlichen Bücherweisheit Genüge leisten sollen? Hat jedes Land seine eigenthümlichen Vorzüge und seine besonderen Mängel, so könnte sich's mit den Einwohnern eben so verhalten, ohne daß die Harmonie des Ganzen unter dieser Mannigfaltigkeit litte. Fordern wir doch nicht diese pünktliche Uebereinstimmung von den Bürgern eines Orts, sondern finden es natürlich, daß jede verschiedene Berufsarbeit, sowie sie eine Abänderung in der vorbereitenden Erziehung erheischt, auch den Charakter und die Lebensweise mit Eigenthümlichkeit stempelt. Die den Menschen erreichbare Vollkommenheit besteht nicht darin, daß Alle einerlei Vorzüge erlangen, sondern daß ihre persönlichen Anlagen, mit Vermeidung eines jeden Abweges, wohin sie führen könnten, sich frei entwickeln.“

„Wenn nun“, fährt Forster fort, „das milde Klima, die vorzüglich weiche Luft, die schöne lachende Gegend und der Zufluß von Allem, was die Sinne, selbst die verwöhnten, verlangen, insbesondere der edle Wein, unwillkürlich im Busen des Mainzers eine Stimmung zum Genuß hervorrufen, die sich mit der rauhen Tugend eines Cincinnatus oder eines Cato gerade nicht verträgt; müssen ihm darum die liebenswürdigen Tugenden der gebildeten

Gesellschaft alle unerreichbar bleiben, vorausgesetzt daß Regierungsform, Gesetze, Beispiel und Erziehung einst darauf ihr Absehen richten könnten? Wenn alsdann durch einen unverhofften Glücksfall Frankfurt einen Theil seines Handels an Mainz abtreten müßte, und der durch Fleiß erworbene Reichthum seine liebenswürdigen Gefährten, Geschmack und Schönheitssinn, mit sich brächte, wenn die Künste hier endlich blühten und die zarteren Saiten des Gefühls berührten; wäre Deutschland etwa sehr zu bedauern, daß es mit reineren Sitten und einer vollkommneren Ausbildung als einst Groß-Griechenland — seine eigene Sybaris hätte?"

Forster verlebte frohe Tage im häuslichen Kreise und ließ sich hierin nur wenig stören durch den Aerger, den seine fruchtlosen Bemühungen für eine zweckmäßige Aufstellung der öffentlichen Büchersammlung mit sich brachten. Er war in seinem Amte täglich vier Stunden beschäftigt, gab dem Knaben der Frau von Coudenhoven, der für den Reisenden begeistert war, naturwissenschaftlichen Unterricht, er selbst lernte und schrieb, und da der Gehalt für seine Bedürfnisse nicht reichte, so sah er sich genöthigt, das Uebersetzerjoch sich aufzulegen. Die Haushaltung war sparsam eingerichtet. „So wenig Aufwand wie möglich und so viel stillen, reinen Genuß des Lebens wie möglich", das war sein höchster Wunsch und seiner Therese. Allein er brauchte dennoch das Doppelte sei-

verzeihlich, und er vertheidigte der Mainzer Stimmung zum Genuß. „Warum", fragt er, „warum müssen die Menschen aller Orte gerade wie in einer Form gegossen sein, wenn sie der ängstlichen Bücherweisheit Genüge leisten sollen? Hat jedes Land seine eigenthümlichen Vorzüge und seine besonderen Mängel, so könnte sich's mit den Einwohnern eben so verhalten, ohne daß die Harmonie des Ganzen unter dieser Mannigfaltigkeit litte. Fordern wir doch nicht diese pünktliche Uebereinstimmung von den Bürgern eines Orts, sondern finden es natürlich, daß jede verschiedene Berufsarbeit, sowie sie eine Abänderung in der vorbereitenden Erziehung erheischt, auch den Charakter und die Lebensweise mit Eigenthümlichkeit stempelt. Die dem Menschen erreichbare Vollkommenheit besteht nicht darin, daß Alle einerlei Vorzüge erlangen, sondern daß ihre persönlichen Anlagen, mit Vermeidung eines jeden Abweges, wohin sie führen könnten, sich frei entwickeln."

„Wenn nun", fährt Forster fort, „das milde Klima, die vorzüglich weiche Luft, die schöne lachende Gegend und der Zufluß von Allem, was die Sinne, selbst die verwöhnten, verlangen, insbesondere der edle Wein, unwillkürlich im Busen des Mainzers eine Stimmung zum Genuß hervorrufen, die sich mit der rauhen Tugend eines Cincinnatus oder eines Cato gerade nicht verträgt; müssen ihm darum die liebenswürdigen Tugenden der gebildeten

Gesellschaft alle unerreichbar bleiben, vorausgesetzt daß Regierungsform, Gesetze, Beispiel und Erziehung einst darauf ihr Absehen richten könnten? Wenn alsdann durch einen unverhofften Glücksfall Frankfurt einen Theil seines Handels an Mainz abtreten müßte, und der durch Fleiß erworbene Reichthum seine liebenswürdigen Gefährten, Geschmack und Schönheitssinn, mit sich brächte, wenn die Künste hier endlich blühten und die zarteren Saiten des Gefühls berührten; wäre Deutschland etwa sehr zu bedauern, daß es mit reineren Sitten und einer vollkommneren Ausbildung als einst Groß-Griechenland — seine eigene Sybaris hätte?"

Forster verlebte frohe Tage im häuslichen Kreise und ließ sich hierin nur wenig stören durch den Aerger, den seine fruchtlosen Bemühungen für eine zweckmäßige Aufstellung der öffentlichen Büchersammlung mit sich brachten. Er war in seinem Amte täglich vier Stunden beschäftigt, gab dem Knaben der Frau von Coudenhoven, der für den Reisenden begeistert war, naturwissenschaftlichen Unterricht, er selbst lernte und schrieb, und da der Gehalt für seine Bedürfnisse nicht reichte, so sah er sich genöthigt, das Uebersetzerjoch sich aufzulegen. Die Haushaltung war sparsam eingerichtet. „So wenig Aufwand wie möglich und so viel stillen, reinen Genuß des Lebens wie möglich", das war sein höchster Wunsch und seiner Therese. Allein er brauchte dennoch das Doppelte sei-

nes Gehalts. Bücher und Landkarten waren theuer. Die Erfrischung seiner Sinne und die Anregung seines Hirns, die er daheim nicht finden konnte, wurden auf kostspieligen Reisen erbeutet. Er besuchte Jacobi in Düsseldorf, dem er während der ersten Zeit seines Mainzer Aufenthalts wieder so viel näher kam, daß er bisweilen milder als sonst von der Lehre des Uebersinnlichen urtheilte. Er reiste nach Karlsruhe zu Schlosser, nach Mannheim, nach Koblenz, und einer Reise, die er im Frühlinge 1790 nach Belgien, Holland und England unternahm, verdanken wir sein Meisterwerk, die „Ansichten vom Niederrhein." Alexander von Humboldt war auf dieser Reise sein Begleiter; die Mitwelt weiß, wie er das Forster'sche Reisevermächtniß gepflegt und entwickelt hat.

Während die Erzählung der Reise um die Welt überall Zeugniß davon ablegt, daß Forster's lebendige Anschauung seine Naturbeschreibung mit ächter Kunstform zu vermählen wußte, haben wir in den Ansichten vom Niederrhein das sprechendste Denkmal für seine ebenso naturwüchsige als sinnige Auffassung der Kunst. Für die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, war früh der Schönheitssinn in ihm entwickelt. Schon bei der ersten Ankunft in Neu-Seeland verglich er die wildnißartige

Landschaft der Dusky=Bai mit einem Salvator Rosa, und als er im Jahre 1778 die damals noch so reiche Düsseldorfer Sammlung besuchte, hatte er sich zu Gunsten der Italienischen Schule gegen das Vollblut der Flämischen Fleischfülle entschieden. Ein Guido Reni war ihm lieber als ein Rubens. Dies war nicht etwa eine jener Geschmacksgrillen, durch welche mancher Kunstrichter im Stande ist, die willkürlichsten und widersprechendsten Liebhabereien mit einander zu reimen. Forster's wählerischer Schönheitssinn, den man im edlen Sinn als Schönheitssucht bezeichnen könnte, war von jeher mehr auf dichterische Formenreinheit als auf malerische Farbenglut gerichtet. So wie er bei Rubens zu viel „sinnliches Gefühl und wüthende Leidenschaft", zu wenig „Seelengröße, gehaltene Kraft und Zartheit des unterscheidenden Sinnes" zu finden vermochte, so vermißte er bei Heinse die bescheidene Sinnlichkeit, und Bürger war ihm zu derb naturwüchsig. Mit Bezug auf das große Bild vom jüngsten Gericht sagt Forster: „Rubens verwechselt Seelenausdruck mit Leidenschaft; anstatt uns beim Gefühl zu fassen, deklamirt er uns vor." Eben das sinnliche Feuer und die schimmernde Farbenpracht des eigenen Gemüthes, die Heinse befähigten, beim Anblick von Rubens'schen Gemälden in Schilderungen zu erglühen, die selbst als Kunstwerke ersten Ranges gelten dürfen, eben diese glühende Farbensinnlichkeit war in Forster nicht hinlänglich

entbrannt, um ihn zum Botschafter von Rubens Ruhm entflammen zu können. Man braucht nur Forster's Urtheil über Rubens mit jenen Kunstgedichten Heinse's zu vergleichen, um den Widerspruch in der Natur der beiden Männer zu begreifen, der eine herzliche Freundschaft zwischen ihnen verhinderte. Allein eben weil die Vorliebe für Italienische Formenreinheit, für die durchsichtige Herrlichkeit ihrer dichterischen Schöpfungen bei Forster nicht eigensinnige Grille war, hat er sich auch so oft an der gewaltigen Wahrheit von Rubens Pinsel ergötzt und erbaut. Darum bewunderte er ihn vorzüglich im Portrait. So wird er hingerissen von dem „Bildniß eines Mönchs, bei dem der graue Rock nur eine Verkleidung zu sein scheint, so wenig paßt er zu dem gebildeten Geiste, der aus seinen Zügen hervorstrahlt. So ein Gesicht", sagt Forster, „mit diesem Ausdruck des eingeerndteten Ideenreichthums, mit dieser Milde, welche nur Erfahrung und Weltkenntniß geben, mit dieser Ruhe, die aus einer richtigen Schätzung der Dinge und ihres unaufhaltsamen Laufs entspringt — wahrlich, das würde man unter tausend Mönchsgestalten ohne Mühe wiedererkennen. Wie der hagere Mann einst den Erdball in der Hand wägte, damit spielte, und doch zuletzt wohl inne ward, der Ball sei mehr als Spielzeug, wenn er's nur ergründen könne; so wägt er jetzt den Menschenschädel, ihm und aller Menschenweisheit

nicht minder unbegreiflich! Es ist kein Traum, den ich da träume; dieser Franciskaner-General, so wie Rubens ihn malte, war zu seiner Zeit im Kabinet allmächtig. Maria von Medicis, bereits in guten Jahren, ist hier noch schön, aber so stolz, so tief verschlossen, so gewandt in allen Künsten der Verwirrung!"

Er weilt jedoch lieber „bei dem eigenen Bildnisse des Malers und seiner ersten Gattin." Er findet „eine überströmende Geistesfülle in seinem Kopf und sein ganzes Wesen, sein Anstand, seine Kleidung verrathen ihm die höchste Eleganz. Wenn Rubens so ausgesehen hat", fährt Forster fort, — „und dieses Bild trägt alle Kennzeichen an sich, daß es treu dem Leben nachgebildet worden ist, — so war der Mensch an ihm bei weitem das Edelste, Größte und Beste; keines seiner Werke giebt einen halb so erhabenen Begriff von ihm, als diese Nachahmung seiner eigenen Züge. Der schöne, kraftvolle Mann sitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen sprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf seiner Stirne liest man den Reichthum und ich möchte fast sagen, auch das Ungezähmte seiner Phantasie. Seine Seele ist auf einer Bilderjagd außer dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübsche Weib ruht zu seinen Füßen, ihre Rechte in seiner Rechten, und diese Hände sind von vorzüglicher Schönheit ... Was mag er wohl

erfinnen in dieser traulichen Verschränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo sich das üppige Geisblatt mit duftenden Blüthen emporschlängelt und über seinem Haupte leichte Schatten webt? Etwa jenes liebliche Gedicht, wo sieben Amoretten sich hineinflechten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft sind diese Formen aus der Anschauung gegriffen. Welches Leben regt sich in ihren Gliedern. Wie gaukeln die gesunden Buben so froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des schönsten Genusses Kinder, als Zeit und Sinne schwanden; Dasein ihre ganze Bestimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nichts! Hierher den Blick, ihr Weisen, und sagt uns, ob es eine andere Wonne gebe, als das schöne Leben zu sehen und zu fühlen: es ist!"

Die mitgetheilte Kunstschilderung ist mustergültig für Forster's Art, den Genuß eines Kunstwerks in Worten darzustellen. „Seines Erachtens erreicht man nämlich besser seinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunstwerke empfand und dachte, also, wie und was es bewirkte, als wenn man es ausführlich beschreibt." „Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenstande empfing", heißt es an einer anderen Stelle, „das giebt keine Beschreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Object vergleichen kann. Der

Botaniker beschreibe Dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Theile, bestimme deren verhältnißmäßige Größe, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz er liefere Dir eine so pünktlich genaue Beschreibung, daß sie, mit dem Gegenstande selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrig läßt: so wird es Dir, wenn Du noch keine Rose sahst, doch unmöglich sein, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche; auch wirst Du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingeprägt. Was ich hier sage, gilt in einem noch höheren Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden versucht. Das Leben ist ein Proteus, der sich tausendfältig verschieden in der Materie offenbart. Wer beschreibt das unnennbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das inwohnende, geistige Wesen hervorstrahlt? Gleichwohl fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen, und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniß in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen, in seine Phantasie getragen hat."

Forster hat es verstanden, diese Regeln mit einer Meisterschaft zu befolgen, die seine Gestaltung großer Kunsteindrücke den Darstellungen Lessing's und Göthe's an die Seite stellt. Wenn er über das Geschehene „sinnbildert", so überkommt uns die begeisterte Stimmung, in der Empfindungen und Gedanken, mit einem Worte: Denkbilder in der frischesten Bewegung die Schöpferkraft auch bei dem weniger Bevorzugten hervorlocken, dessen dichterisches Gefühl in mehr verborgenen Schlupfwinkeln des Innern zu weilen pflegt. Was er über einen Johannes in der Wüste, dessen Meister nicht bekannt ist, geschrieben hat, ist ein zu schönes Blatt in seinem Lorbeerkranze, um es nicht sorgfältig an dieser Stelle einzureihen.

„Die Zeit", sagt Forster, „hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhig da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und

in der Rechten, deren Arm, links gehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers, die mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schaale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich sein wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ."

„Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schaale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt und seine Hand bleibt ihm unbewußt schweben. Schön und rein sind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Milde lächelnd belohnen sie wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen, schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbrauen, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind. Vom runden festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und

wie versinkt dennoch die Sinnesschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke."

„Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie, desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag auseinandergerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten, in die ekelhafte Masse selbst muß sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der

Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geist das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sei nicht ein bloßes Werk der Phantasie; es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt. Dieses Bewußtseins frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes."

Einmal muß abgebrochen werden; und doch wie gern möchte man weiter horchen, die Blicke belauschen, mit denen Forster vor Johannes saß! Wer so sah, war selbst ein Künstler, und wer das Gesehene in diese Zug für Zug lebenden und eigenartig bestimmten Formen goß, der brauchte weiter nichts zu hinterlassen, um sich die Palme der Unsterblichkeit zu sichern. Aber die Fülle seines Schaffens ist unbeschränkt, und mit derselben Le-

benswärme, in welcher er der Form und Farbe des Malers folgt, begleitet sein Auge die anmuthigen Bewegungen der Tänzer, oder es strebet himmelwärts mit dem Geiste Gothischer Bauten. Hören wir Forster über den Köln'er Dom.

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt

der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß."

Wo Forster schildert, da ist duftende Blüthe und reife Frucht, Farbe, Form und Vollendung. Und meint man nicht, man höre den Johannes für eine Kunstanschauung, welche die künstlerischen Lehren unserer Vischer und Hettner täglich mehr zum Eigenthum der Gebildeten machen, wenn Forster über die geschichtlichen Bedingungen der Kunst spricht, wie folgt?

„Veränderung und Wechsel sind die Devisen unseres so schief in seiner Bahn kreiselnden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwickelungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor, und frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienst der schönen Ideale gestürzt, so hätten wir noch keinen Raphael, keinen Tizian und keinen Corregio, wir hätten in der Kunst keine individuelle, menschliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. Du wirst mich der Paradoxie beschuldigen; aber ich will

es hier in Gegenwart der großen Namen, die ich eben nannte, gleichsam unter ihrer Fahne betheuern, daß, weil einmal dem also ist, es auch für uns noch allenfalls am besten sei. Was sollen uns die alten Lappen, wären sie auch noch so schön, auf dem neumodigen Kleide? Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschengeschlechts; sie sind uns so fremd, wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poesie. Es mag seine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des Phidias, seiner Minerva und seines Jupiters; aber je majestätischer sie da säßen oder ständen, das hehre Haupt für unsern Blick angrenzend an den Himmel, desto furchtbarer unserer Phantasie, je vollkommnere Ideale des Erhabenen, desto befremdlicher unserer Schwachheit. Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten keckes Bewußtsein genug, um jenen Riesengottheiten in's Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fühlen und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trotzen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, wie wir selbst geduldig

und mitleidig sind, ohne ihn zu ermüden, Beistand und Mitleid ablocken können; dies ist das Hauptbedürfniß unseres Lebens, und dazu schaffen wir uns Götter nach unserm Bilde."

Nicht minder treffend als hier das Geschichtliche, hat Forster an anderen Stellen die natürlich-geistige Grundlage des künstlerischen Schaffens bezeichnet. Oder stimmt nicht die folgende Warnung auf's Genaueste überein mit dem Gesetzbuch, das die Entwickelung der Kunstwissenschaft in unserer Zeit auch in der Laien Bewußtsein geschrieben?

„Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen", sagt Forster, „daß die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich, daß Schönheit ihr vollendetes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß. Vermittelst dieser Bestimmungen erklärt man sich leicht, warum in ächten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so treu und wahr sein kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen

umgekehrt der genielose Fleiß, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst im höheren Verstande keinen Anspruch machen darf."

Forster hat nur die beiden ersten Bände seiner Ansichten vom Niederrhein vollendet. Die mitgetheilten Stellen machen es begreiflich, daß er für den dritten Band, der von England handeln sollte, „noch eine Dosis Zephyrhauch, Blüthenduft, Frühlingssonne, Nachtigallengesang und Augenweide am hervorsprossenden Grün" verlangte. Er mußte leider bis in die letzten Jahre seines Lebens seine Feder zwischen Uebersetzungen und ursprünglichen Schriften theilen, und mit dem Wachsthum seiner Schöpferkraft vermehrte sich begreiflicher Weise sein Widerwille gegen das „ewige Uebersetzen." Außer der Sakontala, die er Abends nach vollbrachter Arbeit mehr als ein „Spiel mit den Blumen Indiens" betrachtete, hat Forster eine außerordentliche Zahl gediegener Reisebeschreibungen auf deutschen Boden verpflanzt, sowie denn überhaupt den beiden Forster das Verdienst gebührt, die Reisewissenschaft in Deutschland zur Blüthe gebracht zu haben.

Doch blieb ihm Zeit genug, seine eigenen Schriften zu sammeln und zu vermehren. Im Jahre 1789 ver-

einigte er seine Abhandlungen über Cook, O-Taheiti, Neu-Holland, den Brodbaum und die Leckereien in einen Band. Diesen kleinen Schriften gehört neben der Reise um die Welt und neben den Ansichten vom Niederrhein der erste Rang unter Forster's Werken nicht nur, sondern unter den Erzeugnissen deutschen Geistes überhaupt. Seine Arbeiten über Amerika, sein „Blick in das Ganze der Natur" und vieles Andere stehen jenen Meisterwerken würdig zur Seite.

Befreit von leeren Vermuthungen über das zweckmäßige Spiel der Naturkräfte, erfüllt von der Einheit von Kraft und Stoff, hatte Forster die Entzweiung von Geist und Körper zu unzertrennlicher Versöhnung ausgeglichen. Klarer, ruhiger, fester als er konnte Niemand die treibende Kraft bezeichnen, welche täglich mehr die Naturwissenschaft zur Herrscherin macht, — man dürfte sagen zur Alleinherrscherin. Denn die einzigen Gebiete, die neben der Natur Berechtigung haben, die der Geschichte, des Staatslebens und der Kunst, fallen der Naturwissenschaft anheim, wenn man Geschichte, Staat und Kunst mit Forster's menschenkundigem Auge betrachten lernt.

Nur Einen Ausdruck giebt's, der Forster's würdig ist, wenn man die Bedeutung jener naturwissenschaftlichen Kunstwerke bezeichnen will. Forster ist der Lessing unter den Volkslehrern der Naturkunde. In diesem Kreise ist

er unsterblich, und es kann unserer Bewunderung nicht Eintrag thun, daß ihm der Lorbeerkranz von späteren Geschlechtern erst geflochten ward, weil er allein in seiner Zeit ein neues, herrliches Gebiet bebaute und in seiner Richtung der Mitwelt, wie einst Lessing, um des Jahrhunderts ganze Hälfte vorangeschritten war. Durch die Schwungkraft seiner allgemeinen Anschauung hat Forster die Naturwissenschaft zu einer der mächtigsten Triebfedern für die Geschichte der europäischen Bildung gestählt.

Seine kleinen Schriften sind ebenso volksfaßlich als gedankenreich. Er warnte vor der Verwechslung der für kindliche Fassungskraft eingerichteten Darstellung mit dem Kindischen. Er war sich wohl bewußt, „eine weniger vorbereitete Wißbegierde befriedigen zu können", indem „er die allgemein interessirende Seite herauskehrte." Aber er verlangte andererseits vom Leser „eine gewisse Thätigkeit der eigenen Geisteskräfte und einen richtigen Sinn, um überhaupt alles Neue, sobald es nicht in Kunstwörtern verborgen bleibt, unterhaltend, richtig und anwendbar zu finden." Und Neues wußte er Jedem zu geben, indem er das Bekannte in neuen Verbindungen vortrug und aus der eigenen reichen Anschauung schöpfte. Dadurch hat er seinen Werken den höchsten Zauber verliehen, der Volksschriften für den Weisesten so lehrreich und erquickend macht, wie für den kindlichen Sinn, der unvorbereitet herankommt. Mit wenigen kühnen, geraden

Strichen zeichnet er überall die Gedanken hin, die für uns jetzt noch als leitende Denkbilder gelten können. Was bliebe zum Beispiel einem Schriftsteller, der von den Nahrungsmitteln handeln will, heute zu thun, als Forster's Gedanken, die er in seinem reizenden Aufsatze über Leckereien spielend erörterte, mit Hülfe der Baustoffe, welche die neuere Wissenschaft bietet, gehörig zu entwickeln?

Forster's Sprache ist rein, und ohne daß er ängstlich den Gebrauch eines vereinzelten Kunstausdrucks vermiede, kann man aus seinem fließenden, ungezwungenen Styl erstaunlich viel lernen, um den geschmacklosen Gebrauch von Fremdwörtern durch gefällige, natürliche Wendungen und gelungene Erfindung zu vermeiden. Seine Lehrweise ist einfach und klar, die Darstellung ruhig und würdevoll, weil seine Gedanken immer reif sind. Wie Rahel einst von Thibaut's Buch „über die Nothwendigkeit, ein allgemeines Recht in Deutschland zu haben", so kann man von den Schriften Forster's sagen: sie seien reif, und also sehr klein. Frei von den dürren Formen eines schulmäßig eingetheilten Lehrgebäudes, von der ermüdenden Breite eines fruchtlos nach Erschöpfung ringenden Sammelfleißes, versteht er immer wahr und lebendig, reich und anmuthig zu schildern. Weil er auf seiner aus eigener Anschauung reichen Palette keine Farbe erst zu suchen braucht, weil seine durch eine Fülle von Beobachtungen genährte Einbildungskraft ein vor-

treffliches Skizzenbuch mit sich herumträgt, so gelingt ihm bei seinem Geschmack die dichterische Gestaltung überall von selbst. Weil endlich jeder Strich und jede Tinte seines Pinsels nothwendig sind, ihren Entstehungsgrund auf fest gefügte Gedankenreihen zurückführen, so sind seine Gemälde schön und warm, ohne jemals mit Schmuck überladen zu sein.

Je mehr man Forster liest, desto freudiger bewundert man die unerschöpfliche Kraft, mit der er Tiefe der Gedanken und durchsichtige Schönheit der Form zu paaren weiß. Lesen wir zum Beispiel seinen Vergleich des Himmels mit dem Meere, als er letzteres in Dünkirchen seit zwölf Jahren zum ersten Male wieder begrüßte:

„Ich werde Dir nicht schildern können", schreibt er an Therese, „was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finsterer und tiefer als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze und die Wellen nur vergängliche Phänome. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbständigkeit des Mannigfal-

tigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden; das Unermeßliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtsein durch einen Punkt des abgesonderten Daseins wieder in das Nichtsein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt."

Wenn man verfolgt, wie Forster die einfachsten Schauspiele der Natur mit farbiger Wahrheit und bewegtem Leben in ungebundene Rede zu kleiden wußte, dann fühlt man sich versucht zu der Behauptung, daß er in Formen dachte. So wußte er, „selbst mit dem verwöhnten Geschmack, den er aus den Rheinländern mitgebracht hatte, den eigenthümlichen, großen, wenngleich keineswegs romantischen Charakter einer ebenen Landschaft" mit dem stillen Zauber ihrer einfachen Reize wiederzugeben. Vor den „unabsehlichen Gefilden von Flandern, Hennegau und Artois", auf dem Wege zwischen Lille und Dünkirchen, ruft er aus:

„O dies ist das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begrenzen die hochbewipfelten, schlanken Ulmen, Espen, Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal; hier laufen sie meilenweit fort in majestätischen

Alleen, bekleiden die Heerstraßen, oder sammeln sich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerstreuten Hütten und um die stillen Dörfer. Die Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Pracht dieser hohen, schön gestalteten Bäume verleiht den hiesigen Landschaften einen eigenthümlichen Charakter. Der Teppich der Wiesen ist in diesen nassen Tagen herrlich grün geworden; die Weizenäcker schimmern mit einer wahrhaften Smaragdfarbe; die Knospen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauche der Nordwinde ihren Reichthum nicht länger verschließen; die Kirsch- und Birn- und Aepfelbäume in den Gärten, die Pfirsich- und Aprikosenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüthen. Bei dieser üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidisch verhüllte. Jener unermeßliche blaue Horizont, der sich an die Wölbung des azurnen Himmels anschließt, muß der hiesigen Aussicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unserer Erde erreicht werden kann."

Ein ander Mal sieht Forster bei Maassluis, unweit Rotterdam, die Sonne in der Maas sich spiegeln. „Des Stromes ganze Oberfläche", sagt er, „war wie der Sternenhimmel, nur unendlich dichter mit funkelnden und flimmernden Punkten besäet, indem der leichte Wind die Oberfläche des Wassers kräuselte und in jedem Ründchen,

das sich erhob, ein Strahl zurückgeworfen ward. Dichter und dichter gesäet, verschränkten sich in Reihen und Glieder die Funken, bis sie senkrecht unter der Sonne zusammenflossen in ein Silbermeer von Licht, das blendend vor uns lag. Die zarten Blüthen unseres Rasenbettes hielten wir über uns in das Licht, gegen den Azur des Himmels; da schien uns ihr Rosenroth in das unermeßliche Blau hineingehaucht; von der Sonne durchschimmert, schien ihr Wesen von ätherischer Substanz; so rein und zart sind die Farben und die Gewebe der Tausendkünstlerin Natur!" Man sieht, wenn Forster schon Italienische Formen den Flamändern und Tahiti'sche Gegenden dem Rheingau vorzog, er verstand doch auch die dichterischen Reize einer Niederländischen Landschaft.

Gilt es nun gar, das natürliche Gepräge von Völkern zu beschreiben, dann übertrifft der feine Menschenforscher allemal sich selbst. Lassen wir auch hier das Kunstwerk reden statt aller Beurtheilung und vergleichen wir seine Schilderung der Bewohner des hohen Nordens von Amerika und die noch schärfere Bestimmtheit, mit welcher er die Charakterzüge der Holländer erfaßte.

Es ist von den Polarmenschen in Labrador und Grönland die Rede: „Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthschaften verrathen den Fleiß und die Erfindsamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hause. Eben

diese Nothwendigkeit des Himmelsstriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, gesellige Stimmung und ihre Gesprächigkeit. Ihre eingeschränkten Bedürfnisse und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuschreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenschaften scheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchalisch geblieben ist, daß sich keine angemaßte Autorität darin emporschwingt, daß kein bürgerlicher Zwang außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt ist, und daß selbst der Kunstgriff, sich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges System des Betruges und der Unterjochung nach sich gezogen hat. Ihre Phantasie trägt den Abdruck des Bodens, den sie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Gestalt und der Farbe ihres Lebens."

In Holland fand es Forster schwer, „die charakteristischen Umrisse bestimmt anzugeben, worin das Unterscheidende der Nationalgestalt besteht." Sein Bild ist desto lehrreicher gerathen. „Der ganze Körper", sagt er, „ist gewöhnlich sehr robust und man wird selten eine

Figur von feinen, eleganten Proportionen und zartem Knochenbau gewahr. Das Ueberfütterte aber, das Schlaffe, Abgespannte, wodurch die Brabanter uns so zuwider wurden, habe ich hier nur als seltene Ausnahme bemerkt; gewöhnlich ist hier alles feste Faser und derbes Fleisch. Der blonde Teint hat die starke Kirschenröthe der blutreichsten Gesundheit, wobei die Haut nur selten so zart zu sein pflegt, wie unsere Weichlinge sie verlangen und unsere Mädchen, diesem Geschmacke zu gefallen, sie sich wünschen und durch tausend fruchtlose Künste zu schaffen suchen. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen einen festen, kalten Blick. Lange Nasen und gerade Profile sind nicht ungewöhnlich, und die Mundwinkel laufen selten scharf zu, sondern bleiben gutmüthig breit, womit zuweilen ein Ausdruck von Beschränktheit verbunden ist. Wie verschieden aber auch der Schnitt der Lippen sei (denn es giebt deren, die allerdings sonderbar geschnitten sind und zumal unter dem Pöbel etwas Keckes, oft auch etwas Hartes verrathen), so scheint mir doch um den Mund und an dem Halse das allgemeine physiognostische Wahrzeichen, welches die Holländer kenntlich machen kann, am deutlichsten ausgeprägt. Ohne Scherz, ich glaube, daß die Theile, welche die Sprache bilden, wieder von ihr und für sie gebildet werden, und die hiesige ganz eigene vokalenreiche Mundart, mit ihren vielen breiten Doppellauten, ihren Gurgel-

tönen und ihrem weichen Gezisch, ertheilt der Kehle, der Zunge, den Mundmuskeln, Halsmuskeln und Wangen die eigenthümliche Bewegung, die mit der Zeit auf die Gestalt dieser Theile wirkt. Man hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung schon eher gemacht, daß die republikanische Verfassung den Sitten und zugleich dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Einförmiges giebt; ich finde hier das Phänomen bestätigt, was es auch für eine Bewandtniß mit der Ursache haben mag. Indeß herrscht doch in den hiesigen Physiognomien ein bestimmter Charakter, der mit der Erziehung und Lebensweise, mit der Denkungsart und der Ausbildung im engsten Verhältnisse steht. Man sage nicht, weil überall nur eine kleine Anzahl von Begriffen unter den geringeren Volksklassen in Umlauf kommt, daß es gleichviel sei, worin diese bestehen und von welcher Art sie sein mögen. Die überwiegende Stärke, womit hier gewisse moralische Grundsätze auf die Handlungen des großen Haufens einfließen, die ebenfalls in Gefühl übergegangenen Ideen von Freiheit, die davon unzertrennliche Selbstachtung und die gefürchtete Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung oder der allgemeinen Stimme des Publikums, wirken, nebst vielen anderen Ursachen, um diese Menschen auf eine Stufe der Humanität zu heben, welche vielleicht von anderen Völkern mit glänzenderen Eigenschaften nicht immer erreicht wird und über dem Standpunkt

der faden Rassen unendlich erhaben ist, die, gegen den Sporn der Ehre und der Schande unempfindlich, ihre Leere und moralische Nullität nur mit dem Firniß der Nachahmung und eines aberwitzigen Leichtsinnes übertünchen. Es ist wahr, man vermißt hier ziemlich allgemein jene leichte, spielende Flamme des Geistes, die aus dem Sterne der Augen leuchtet, im Aufschlag der Wimper proteusähnlich sich verändert, in den feinen Fältchen der Stirne lauscht und des Mundes gedankenreiche Stille umgaukelt; jenen leisen Lebensathem, der alles durchhaucht, jene Empfindung, die nur empfunden werden kann, jenen Blitz, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet und in die Feuerkette des Gedankens knüpft! Hier ist der Geist in der Masse gebunden und mit ihr verkörpert; roh, schwerfällig und einseitig ist der Volkssinn, aber nicht ohne Originalität und Energie. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die selbstzufriedene Behaglichkeit, gewinnt oft das Ansehen von kalter Unempfindlichkeit; die langsame bedächtige Gleichmüthigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten; das entschiedene Wollen geht über in Starrsinn und die nüchterne Sparsamkeit in Habsucht und Geiz. Solche Karrikaturen dringen sich durch ihre eckigen Züge dem Gedächtniß am leichtesten auf, und darüber vergißt nicht selten der Beobachter die Tugenden anzumerken, aus denen sie entspringen."

Forster hat an zahlreichen Stellen bewiesen, daß er die Tugenden nicht vergaß, daß er in Holland, wie in der Südsee, den Menschen nahm wie er ist. Die Betrachtung der holländischen Geschichte führt ihn zu dem Ausruf: „Wahrlich, die Besonnenheit, die mit unermüdetem Fleiße, mit dem redlichen Bestreben nach einem Vermögen, welches der Erwerb ihrer eigenen Hände sei, mit Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und Talent zu ihrer Vervollkommnung, mit Kühnheit auf dem Meere, mit Tapferkeit im Kampfe, mit Standhaftigkeit in Gefahr, mit Beharren in Widerwärtigkeit, mit Enthaltsamkeit im Ueberfluß und, was über dieses alles geht, mit unauslöschlicher Freiheits- und Vaterlandsliebe verbunden ist — die darf man wohl etwas mehr als bloßes Phlegma nennen!“ Und Hemsterhuis veranlaßt Forster zu der Bemerkung: „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmackes, verbunden mit der Fertigkeit und den subtilen Stacheln des ächten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer Alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind, so würde wenigstens ein Mann wie dieser beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den

höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können."

Wo der Strom der ächten Schönheit so fruchtbar befruchtend durch die Seele fließt, wie überall in Forster's Werken, da wird es unmöglich karg zu sein, wenn man liebliche Bäche, bewundernswürdige Wasserfälle, erquickende Ufer zu kleinen Bildern wählt, um die Größe des Stromes ahnen zu lassen. Bisher lehrt die Erfahrung, daß die Bekanntschaft mit Forster's Schriften bei der Nachwelt allsogleich zur Freundschaft wurde. Wir dürfen darum hoffen, daß jene vereinzelten Bilder zu dem Gesammtleben locken werden, in dem sie an der eigenen Stelle erst das rechte Licht gewinnen. Entzückend ist der ganze Strom mit seiner immerwährenden Bewegung, bald eingeengt zwischen hohen Felsen, sich durchkämpfend in lichtvolle Ebenen, bald großartig herabstürzend von einer mächtigen Wand, um nach schönem Wechsellauf zur Meerestiefe hinzueilen. Das sanfteste Wellenspiel muß abwechseln mit dem kräftigen Rauschen, das zarte oberflächliche Gekräusel am Ufer mit der tiefen Furche, die der Schiffskiel zieht; hier liegt der Fluß im engen Bette im Schatten der Felsen, dort kocht die Mittagssonne im schönen Gau an seinen Ufern die Trauben reif. O, folgt ihm darum selbst, von sei-

nen Quellen bis an das Meer der Zeiten, die seine Gedankenwellen in sich aufnehmen. Badet Euch in der Springfluth, die seine Denkbilder erfrischt und Eure Denkkraft beleben wird. Denn nur in der Verbindung des Wechsels treibt und schwillt das volle Leben. Und wenn ihr dann die Stelle findet, die Forster auf die höchste jugendkräftige Kunstleistung bezog, dann werdet Ihr unwillkürlich seiner hehren Gestalt und seiner Schöpferfreuden gedenken.

„Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder ebenso vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehn. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edlen, großen, umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie!"

Unaufhaltsame Spannkraft, wenn irgend einer, hat Forster sie bewiesen, der aus der Quelle der Wahrheits-

liebe ihre ewige Verjüngung schöpfte. Das ist der letzte und der markigste Zug, den wir noch in die Schilderung des wirksamen Volkslehrers aufzunehmen haben. „Des Schriftstellers höchste Pflicht in seinen Augen war, zur Erweiterung des Reichs der Wahrheit aus allen Kräften beizutragen, und der etwa damit verknüpften Gefahr ruhig entgegen zu sehen*).“ Nach dieser Pflicht war stets sein Leben eingerichtet, in der stillen Vertretung seiner Ansicht in engeren Gesellschaftskreisen, und wenn es galt für öffentliches Wohl mit Löwenmuth seinen Charakter einzusetzen. Wahrheit gehörte so unzertrennlich zu seiner Natur, daß die Erfüllung jener Pflicht immer der Ausübung eines Rechtes ähnlich sah. Kein Kampf in der gerechten Seele trieb ihn zu blindem Eifer, ruhige Ueberzeugung hatte seine feste Begeisterung mit beharrlicher Thatkraft verbunden. So einfach wie er versicherte, „er finde es nicht recht, daß er je sich sollte abhalten lassen, seine Meinung über dies und jenes zu sagen, weil Dieser und Jener anderer Meinung ist“, so ruhig sprach er aus: „ich gäbe gar nichts drum zu leben, wenn ich's nicht kann, indem ich mir selbst Beifall gebe für meine Art zu denken und zu handeln**).“ Es war sein Glück, die Wahrheit sagen zu dürfen. „Vivitur

*) VI. 357.

**) An Sömmerring bei Wagner, 218, 225; vgl. 231.

ingenio, wie Lichtenberg sagt; das ist es alles, was ich mit meiner Freiheit sagen will, womit ich mir herausnehme, Sätze in's Publikum zu schreiben, die mir gefallen, weil sie mir wahr scheinen." „Gerade darum ist Einer anderen Sinnes als der Andere, damit er seine Meinung sage, aber nicht damit er Jemand zwinge ihr beizutreten." Wenn man diese und ähnliche fast kindliche Versicherungen liest, die so absichtslos aus seiner Seele kamen, daß ein besorgter Freund sie seiner Feder entlocken mußte, dann begreifen wir, daß niemals dieser Mann in Bekehrungseifer aufloderte, allein wir begreifen auch, daß er nie sich selbst und Andere mit dem Wahn betrogen hat, als dürfte der Weisere beim Spenden der Wahrheit die Rolle der Vorsehung für den minder hell sehenden Mann zu spielen sich erdreisten. Als wenn das Volk nicht mehr Achtung hätte vor dem Lehrer, der rücksichtslos sein innerstes Denken verkündigt, und vor dem Staatsmann, der sich als aufrichtiger Charakter in jeder Lage muthig bewährt, als vor den Schatten des Glaubens und der Täuschung, zu denen doch nur der hundertste oder tausendste Mann das rechte Fleisch und Blut zu finden vermag oder zu finden bereit ist.

Um dieser ungetrübten Wahrheit und ihrer geschichtlichen Verklärung willen sollten Forster's Schriften nie die Hand des Volkes verlassen. In dem Gewühl des

Kampfes wird auch die ruhigste Ueberzeugung des mitlebenden Denkers oft als berechnete und vorgefaßte Meinung erscheinen müssen. Beim Schriftsteller eines vergangenen Jahrhunderts finden wir von Nebenrücksichten geläutert und frei von aller aufreizenden Bezüglichkeit den Kern der Wahrheit leichter, die wir oft mißtrauisch aufnehmen von der Tagespresse, selbst wenn sie in der That — nicht bloß nach ruhmredigen Bekenntnissen — von den Besten und Edelsten des Volkes versorgt oder geleitet wird.

Forster hatte während seines reifsten Wirkens manche Prüfung auch seines duldenden Muths zu bestehen. Ein Töchterchen und der einzige Sohn wurden geboren; beide starben nach wenigen Monaten. Und manche Stellen seiner Briefe lassen ahnen, daß in dem verhängnißvollen Jahre 1792 ein geheimer Kummer in sein Haus schlich, der schwerste, der edle Herzen treffen kann.

„Ich kann nicht schreiben, wenn ich nicht froh bin“, schrieb er an Lichtenberg; „sehen Sie da den ganzen Grund, warum Ihr Brief bis heute unbeantwortet geblieben ist. Es ist zum Erstaunen was man nicht alles über sich muß ergehen lassen, was man nicht alles erfahren muß,

bloß um es erfahren zu haben — denn sonst weiß ich keine andere Absicht, die das Schicksal mit uns haben kann, wenn es die empfindlichsten Leiden über die reizbarsten Gemüther verhängt. Ich glaube, ich bin seit Jahr und Tag wenigstens um 20 Jahre älter geworden, und das nicht im besseren Sinn des Worts; ich fühle mich erstorbener als ich sollte; wie eine Pflanze, die vom Frost gerührt ist und sich nicht wieder erholen kann."

An Jacobi schrieb er: „Weil es besser ist, alle Fäden meines Herzens zu berühren, die es in Bewegung setzen, so entschuldigen Sie jene Ausbrüche des Mißmuths, der Hypochondrie und der Traurigkeit damit, daß ich Augenblicke habe, wo eine andere Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußeren Lage tiefer empfinden läßt."

In einem Briefe an Johannes von Müller spricht er von „einer Art des häuslichen Kummers, die vermuthlich nur gute Menschen verwunden kann."

Nachdem Mainz im October 1792 von den Franzosen erobert war, schickte Forster im December desselben Jahres seine Frau und die Kinder nach Straßburg.

Er schrieb darüber an Huber: „Daß ich von Therese das Opfer, mit mir zu leben und zu sterben, nicht fordern kann, fühle ich; desto schmerzlicher ist meine Lage." Und später: „Daß sie in Sicherheit ist, kann auf keinen

Fall überflüssig sein, ich bin also darüber ruhig, wenn ich schon meine Einsamkeit tödtlich fühle." Endlich: „Daß ich nicht auf Rosenbetten liege, weiß ich am besten, und was zumal jetzt mich ängstet und quält, ist schwer Ihnen zu sagen, und Sie fassen mich doch eher als jeder Andere. Ich bin hier ganz allein; Sie wissen's und glauben's mir."

* * *

Die Einnahme von Mainz hatte für Forster eine öffentliche Thätigkeit zur Folge, die seiner geistigen Stellung zur Weltgeschichte eine große Wichtigkeit ertheilt. Nach der Allgemeinheit seiner Bildung, nach der ganz eigenartigen Auffassung und ursprünglichen Darstellung von Natur und Kunst, nach dem menschenkundigen Standpunkt, den er jederzeit ebenso geistvoll als ernst sittlich vertrat, dürfen wir auch in der Betrachtung des Staatslebens das Allerhöchste von ihm erwarten.

Wir haben den Schwerpunkt der Forster'schen Anschauung darin zu suchen, daß er an Naturnothwendigkeit auch im Völkerleben glaubte. Denn aus der Naturnothwendigkeit fließt das Gesetz der Entwicklung, das er als den Geist der Geschichte erkannte, und aus dem Gesetz der Entwicklung die sichere Freiheit von Vorurtheilen, welcher die Geschichte ihre milden Urtheilssprüche verdankt.

Jener Entwicklungsgang in der Geschichte der Menschheit war von ihm als ein Naturgesetz durch Erfahrung gewonnen, nicht das abgezogene Hirngespinst eines einseitigen Beobachters von beschränktem Gesichtskreis und engherzigen Liebhabereien. Er wußte daher, daß „das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt, nicht in einem regelmäßigen Schritt vorwärts rückt, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiedenen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort.“ Bei dieser Einsicht war es unmöglich, daß scheinbare Rückschritte ihn irre machten an der fördernden Bewegung des Ganzen. Allein eben so sicher erwartete er einen bedenklichen Rückschlag, so oft der Fortschritt gewaltsam, mit erkünstelter Frühreife gemacht war. Die Heftigkeit von Joseph's Uebereilungen erschien ihm ebenso bedenklich, wie er es thöricht fand, wenn man die Großartigkeit der französischen Umwälzung mit dem jungen und verjüngten Maaßstab der „winzigen griechischen Freistaaten“ messen wollte. Er war im Stande beim „majestätischen Fluß der Lava der Revolution“ „sich an die Riesengröße der Zeit mit den ungewöhnlichsten Opfern“ hinzugeben; aber er wünschte herzlich, daß „der Vulkan Frankreichs Deutschland vor dem Erdbeben sichern“, daß Deutschland sich an Frankreichs „Feuer wärmen und nicht ver-

brennen" möchte. In der Festigkeit seiner Auffassung kam er bei vertrauten Mittheilungen in dieser Richtung wohl auch zum derbsten Ausdruck, wie wenn er an Lichtenberg aus Polen schrieb: „Die Natur geht stufenweise zu Werke, und Pèter der Große, glaube ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären vorerst durch die Knute und Ukasen zu Hunden umbildete; seine große Nachfolgerin hat noch ein viel zu weiches Herz, um ihnen den thierischen Schwanz mit Stumpf und Stiel zu benehmen."

So sehr auch diese Stelle über Forster's gewöhnliche Milde hinausgeht, so ist sie doch gerade dadurch eigenthümlich, daß er sogar die russische Knute in geschichtlichem Naturrecht verstand. Er geht noch weiter. Er wendet auf das Völkerleben die große Wahrheit an: „Die Menschen erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge." *) Darum, meint er, „thäten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen."

Von diesem höchsten Standpunkt steigt er nie herunter, wenn er sich auf die Beurtheilung des Völkerlebens einläßt. „Tugend und Laster sind ihm relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweise mit anderen Völkern gebraucht werden dürfen;

---

*) VI. 314.

und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtschnur dient, das Urtheil sprechen. Auf diese Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unsere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, sie nach dieser unbilligen Voraussetzung zu züchtigen oder loszulassen."*) Das hindert indeß Forster nicht, den Franzosen mehr Festigkeit, Wärme und Liebe, mehr Herz und Empfindung zu wünschen, es zu beklagen, daß sie fast lauter „Kopf und Phantasie" sind, daß „bei den meisten das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht." Aber solche Wünsche und Klagen stören ihn nicht, weil er „keine Nation einzeln als Ideal ansieht", weil „alle zusammen die Masse der ganzen Gattung ausmachen." Für die Franzosen findet er Ersatz unter Engländern, denen „warme Empfindung und kalte Ueberlegung" beschieden ist.

Aus solchen allgemeinen Betrachtungen tritt Forster dann mit beneidenswerther Sicherheit wieder tief in die einzelnsten Bezüge des werkthätigen Lebens hinein. Sein geschichtlicher Blick reicht immer in das Herz des Rechtslebens. Wie oft und nachdrücklich eifert er gegen „die thörichten Anmaßungen des neuen Völkerrechtes, das auf Entdeckungen den Anspruch auf Besitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern schon bewohnter

*) IV. 234.

Länder gegründet hat!" Und läßt sich wohl das Anrecht, das der Neger hat auf menschliche Behandlung, menschlicher vertheidigen als Forster that, indem er die Furcht beseitigt, daß der Satz, welcher „die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weißen Menschen trennt, den letzten Faden zerschneiden könnte, durch welchen dieses gemißhandelte Volk mit uns zusammenhing und vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen Sie mich lieber fragen", so fährt er fort, „ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers sinken hieß! Peinigte dieser nicht, in völliger Ueberzeugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henkerswuth und teuflischer Freude? Menschen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegen einander. Wo ist das Band, wie stark es auch sei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenschen ebenso despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und Widerstreben desjenigen, den man bedrücken wollte, das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie sollen wir also glauben, daß ein unerweislicher Lehrsatz die einzige Stütze des Systems unserer

Pflichten sein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moralisten von einem falschen Begriffe ausgehen, so ist es wahrlich ihre eigene Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktische Erziehung, die jeden Grundsatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beispiele erläutert, und aus der Erfahrung abstrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menschen künftig fühlen, was sie Menschen schuldig sind, was jede Thierart sogar, mit der sie doch willkürlich umgehen, an sie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig ist, wo alles durch die feinsten Nüancen zusammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmonischen Zusammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen besteht, stellte sich vielleicht dem höchsten Verstande die Idee einer zweiten Menschengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdwesens würdig sind, und dadurch dieses Wesen selbst um so viel fester in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du so stolz und selbstzufrieden wahrnimmst, daß, wohin du immer drangst, Geist der Ordnung und Gesetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wissenschaft und Kunst den Bau der Cultur vollführen half;

der du fühlst, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erste Kindheitsstufe ersteigt und unter deiner Weisheit erliegt — Weißer! du schämst dich nicht, am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verstoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, ist er das Edelste! Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Veredlung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist oder sein kannst: ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich ist."*) So sprach die Weisheit seines warmen Herzens. Seine Lebensklugheit „stellte ihm vor, den Negerhandel allmälig zu unterdrücken, wäre kein besseres Mittel, als die Neger zu lehren, die Waaren, welche sie von den Europäern für Sklaven eintauschen, in ihrem eigenen Lande zu bereiten."**)

Forster brauchte das Richtige nicht zu suchen; weil er die stete Wechselwirkung von Natur und Geschichte

*) IV. 304 — 306.

**) VIII. 51.

niemals aus den Augen verlor. Er war „für sein Theil überzeugt, daß auch ohne wirkliche Vermischung der Rassen bloß durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landessprache, durch die vermittelst derselben in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten und Ideenverbindungen, endlich durch den Einfluß, den diese auf die Handlungen und auf die ganze Wirksamkeit der Menschen äußern, eine Modification der Organe bewirkt werden kann."*)

Der höchste Gedankenschwung und die freieste Begeisterung sind nicht im Stande, ihn vergessen zu lassen, daß die einzigen ausreichenden Triebfedern zum Guten in stofflichen Bedürfnissen und nach Genüssen strebenden Wünschen liegen. „Vernünftig", sagt er, „muß der Mensch zuvor werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Anderen zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erst von seinen Fesseln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rücksicht auf die kalten Gesetze der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken soll."

*) III. 169.

In allen Schattirungen hat ihn das Wechselleben von Vernunft und Eigennutz beschäftigt. Wie lebhaft stand ihm der Kreislauf der Bildung in der Bewegung des Handels vor der Seele! Wie freut er sich darob in Amsterdam! Begeistert ruft er aus: „Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Südersee und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her — welch' ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick! Handel und Schifffahrt umfassen und benützen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnsucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen — und immerfort vermehrte sich dabei ihr Reichthum von Begriffen; immer schneller ward ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten

Länder; dort verwebte man es in die Masse der bereits vorhandenen und angewandten Kenntnisse, und früher oder später kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amstel zurück."

Wir können nicht umhin, seine Vielseitigkeit zu bewundern. Aber er überbietet diese Bewunderung immer auf's Neue nach einer anderen Richtung. Wie hoch steigt unsere Achtung vor seiner Menschenfreundlichkeit, wenn wir die Klarheit verfolgen, mit welcher er der Menschen Schwächen durchschaute: „Trieb und sinnlicher Reiz", sagt er, „vermochten immer unendlich mehr über die Menschen, im Ganzen genommen, als Raisonnement und einleuchtendste Wahrheit; noch immer führte die Welt Sittensprüche im Munde und handelte nach leidenschaftlichen Eindrücken; wenn es am besten ging, täuschten sich die guten Leute selbst, und waren bei ihrer Menschenliebe so selbstsüchtig, bei ihrem Patriotismus so tyrannisch, bei ihren Adlersblicken so blind, wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieblingsneigungen ankam, daß ich die Weisheit der Mönchsregel bewundere: sine res vadere, sicut vadunt, d. h. laß geschehen, was du nicht ändern kannst" *). Darum konnte er an einer anderen Stelle behaupten: „So lang es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl Menschen mehr sinnlich oder thöricht

*) VII. 197, 198.

als vernünftig leben und handeln, so lange wird Despotismus bleiben, und das geduldigere Thier sich vom unbändigeren leiten, treiben, quälen und aussaugen lassen" *).

Kann man tiefer die Wurzel des Uebels aufdecken als Forster, wenn er sagt: „Gerecht kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht fassen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger ist, als seine eigene prüfende und richtende Vernunft. — Wo andere Menschen sich auf die angeborene Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftschlüsse berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, ersticken die Stimme des Gewissens, und folgen blindlings der Impulsion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe sind für sie Worte ohne Sinn, sobald sie sich berufen glauben, den Machtsprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umsonst versucht man es, ihnen die sanft überredende Kraft der Gründe entgegenzusetzen. Sie thun Verzicht auf alles was die Menschheit adelt; sie gehorchen nur der offenbaren physischen Gewalt; und um sich ihrer

*) VII. 174.

zu erwehren, sieht man sich gezwungen, mit ihren Waffen zu streiten" *). Mit überwältigender Klarheit hat er diesen Gedanken immer wiederholt. Schon im Jahre 1781 sagte er in seiner Arbeit über Magindanao: „Sobald die Menschen etwas weniger Gegenwärtigem, als bloß sinnlichen Eindrücken offen standen, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten" **)! „Und die Politiker", meint er, „wissen es wohl, daß ein Volk, welches sich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigstens noch nicht als Volk auf dieser Erde existirt" ***).

Wie Viele sind über diesen betrübenden Wahrheiten ermüdet, wie Viele zu bitterer Verzweiflung, zu mißmuthiger Sorge getrieben worden. „Sorgen Sie nicht", sagt Forster, „nichts ist verloren wo der Samen des Guten bleibt! Die Gegner der Vervollkommnung sollten endlich überzeugt sein, daß man die schönen Träume von idealischer Vollkommenheit den Schwärmern überlassen könne, ohne deshalb an der Sache der Freiheit, oder, welches gleichlautend ist, der Vernunft und Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und Böses sind in unseren Ver-

*) IV. 63.

**) IV. 249.

***) IV. 246.

als vernünftig leben und handeln, so lange wird Despotismus bleiben, und das geduldigere Thier sich vom unbändigeren leiten, treiben, quälen und aussaugen lassen" *).

Kann man tiefer die Wurzel des Uebels aufdecken als Forster, wenn er sagt: „Gerecht kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht fassen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger ist, als seine eigene prüfende und richtende Vernunft. — Wo andere Menschen sich auf die angeborene Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftschlüsse berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, ersticken die Stimme des Gewissens, und folgen blindlings der Impulsion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe sind für sie Worte ohne Sinn, sobald sie sich berufen glauben, den Machtsprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umsonst versucht man es, ihnen die sanft überredende Kraft der Gründe entgegenzusetzen. Sie thun Verzicht auf alles was die Menschheit adelt; sie gehorchen nur der offenbaren physischen Gewalt; und um sich ihrer

*) VII. 174.

zu erwehren, sieht man sich gezwungen, mit ihren Waffen zu streiten" *). Mit überwältigender Klarheit hat er diesen Gedanken immer wiederholt. Schon im Jahre 1781 sagte er in seiner Arbeit über Magindanao: „Sobald die Menschen etwas weniger Gegenwärtigem, als bloß sinnlichen Eindrücken offen standen, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten" **)! „Und die Politiker", meint er, „wissen es wohl, daß ein Volk, welches sich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigstens noch nicht als Volk auf dieser Erde existirt" ***).

Wie Viele sind über diesen betrübenden Wahrheiten ermüdet, wie Viele zu bitterer Verzweiflung, zu mißmuthiger Sorge getrieben worden. „Sorgen Sie nicht", sagt Forster, „nichts ist verloren wo der Samen des Guten bleibt! Die Gegner der Vervollkommnung sollten endlich überzeugt sein, daß man die schönen Träume von idealischer Vollkommenheit den Schwärmern überlassen könne, ohne deshalb an der Sache der Freiheit, oder, welches gleichlautend ist, der Vernunft und Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und Böses sind in unseren Ver-

---

*) IV. 63.

**) IV. 249.

***) IV. 246.

hältnissen nirgends ganz unvermischt, und der Grad des Mehren oder Mindern bestimmt die Unterschiede. Im strengen Wortverstande war noch keine Verfassung so durchaus böse, daß nichts Gutes mehr dabei gedeihen oder bestehen könnte, keine so schlechterdings vollkommen, daß nicht Fehler, Mißbräuche und Verbrechen darin möglich wären. Wird man aber daraus folgern dürfen, daß es der Mühe nicht lohne, dem Uebermaaße des Bösen abzuhelfen und seinem Fortschritt ein Ziel zu stecken? Wird es darum gleichgültig sein, ob wir unter einer guten oder bösen Regierung leben? Wenn der Zweck unseres Daseins lediglich durch die Uebung und Anwendung unserer Verstandeskräfte erreicht werden kann, dürfen wir es gut heißen, daß die Menge von dieser Bestimmung ausgeschlossen und von ihrer Erreichung gewaltthätig abgehalten werde, weil es freilich unmöglich ist, daß Alle sich in gleichem Grade zu vernünftigen und sittlichen Wesen entwickeln? Wenn Jemand eine Anzahl Kugeln nach einem bestimmten Ziele zu werfen hätte, wie thöricht würde er uns vorkommen, falls er sich bereden ließe, daß er sie eben sowohl in entgegengesetzter Richtung dürfe laufen lassen, weil sie doch nicht alle das Ziel erreichen könnten*).

---

*) VI. 292.

Der zähe Muth, der den Menschen befähigt, das Wenige zu thun, trotzdem daß er das Ganze nicht erreichen kann, war bei Forster genährt von der erhebenden Ueberzeugung, daß „die Wahrheit auch die dicksten Finsternisse mit ihrem, nicht bloß leuchtenden, sondern auch eindringenden und alles Unreine verzehrenden Strahl verwandeln wird, und daß der Egoismus, der vor lauter Furcht, seinen Zweck zu verfehlen, falsche Maaßregeln ergriff, es sich selbst zuschreiben muß, wenn Geist, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Ohnmacht des Verstandes, des Herzens und der Mannheit auf der anderen, statt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jetzt mit einer hunderttausendzüngigen Beredtsamkeit die Freiheit predigen, und, als erwählte Rüstzeuge der Vorsehung, Wunder thun!" *)

Vertrauen zur Siegeskraft der Wahrheit und Liebe zur Freiheit gehen immer Hand in Hand. Beide fließen aber unmittelbar aus der Einsicht in das Gesetz der Entwicklung, die ohne Veränderung und Fortschritt nicht denkbar ist. „Ist die innere, sittliche Freiheit", sagt Forster, „die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles Glück unsicher außer demjenigen, welches in dem Bewußtsein der moralischen Unabhängigkeit besteht: so hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die

*) VI. 133.

Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirksamkeit der Geisteskräfte sich zu jenem Bewußtsein emporzuschwingen" *).

Durch alle ähnlichen Aeußerungen Forster's zieht sich als Grundgedanke die unerschütterliche Wahrheit, daß man durch sittliche Freiheit, d. h. durch Einsicht und Tugend die bürgerliche und staatliche verdienen muß. Darum „bedauerte er gewöhnlich die unterjochten Völker nicht." „Ihre Sklaverei sei auf ihrem eigenen Haupte!" sagt er. „Gegen die Löwenkräfte des freien Menschen, der seine Freiheit über alles liebt, sind alle Höllenkünste der Tyrannei unwirksam." **)

Weil Forster die Wahrheit kannte, „daß der Mensch nichts ohne Leidenschaften ausrichtet, und daß mithin an jene idealische Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, so gut als gar nicht zu denken ist" ***), verfolgte er auch in den gewaltigen Auftritten der Umwälzung das Walten einer Naturkraft, deren Folgen oft den Schranken der menschlichen Vernunft und verständigen Wünschen zu entwachsen scheinen. Allein er fand es „der Mühe nicht werth, die Armseligkeit zu widerlegen,

---

*) III. 186.

**) III. 227.

***) IX. 68.

womit einige verworfene Schriftsteller die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemüht sind, indeß sie den systematischen Mord von Tausenden durch den Ehrgeiz kriegführender Despoten und die langsame Vergiftung der Freuden von Hunderttausenden, durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generation zu sichern hoffen." *) „Traurig nennt er die Wahl zwischen zwei großen Uebeln; allein es liege schon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrscherrechte; ihr Zweck ist nicht bloß Unterjochung, sondern zugleich Rache und Strafe; sie sind immer Krieger und Henker zugleich; sie zerstören und verwüsten aus Grundsatz und nach einem vorher bedachten Plan." **)

---

*) III. 247.
**) III. 267.

Forster wollte Staatsumwälzungen „nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachtet wissen, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen.“ *) Die Hauptsache war ihm zu sehen, wie „Frankreichs Einwohner in eine Activität geriethen, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge lag; ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinne des Worts dadurch geworden seien, konnten nach seiner Ansicht nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen eingesammelt hätten. Die Natur oder das Schicksal frage nicht nach dieser besonderen Art von Glück.“ **) Die „verwundenden Erscheinungen des Augenblicks nennt er bloß Stürme der Revolution, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeschlagen hat oder der Hagel einige Felder zerschlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre sei.“ ***)

„Wer möchte für die Revolution eine Lanze brechen“, fragt Forster, „wenn es darauf abgesehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auf-

---

*) IX. 5.

**) IX. 19.

***) IX. 64.

tritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein soll man deshalb auch den bewunderns-würdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabensten Vernunftwahrheiten, die unzähligen Berührungen und Schwingungen des edelsten Menschensinnes, kurz das große Schauspiel des Ringens und Hervordringens einer solchen Masse von Geisteskräften, die bei jenen Anlässen bald empfangen und bald sich mittheilen, schlechterdings verkennen und für nichts rechnen"?*) — „O über die Kinder, die sich die Nase an einer Stuhlecke stoßen, und den Stuhl dafür peitschen! — O über die Klügler, die, wenn das Gewitter, das die Saaten erquickte, zugleich Dörfer in Brand steckt, Menschen und Heerden erschlägt, nicht wissen, ob sie es Wohlthat oder Plage nennen sollen"!**) — „Unsere Dialektiker selbst werden nicht beweisen können, daß eine Sache darum verwerflich sei, weil böse Menschen sie beförderten, oder weil sie zu bösen Zwecken gemißbraucht werden kann. Wer möchte es dem kostbarsten Geschenke der Vorsehung an die Menschheit, dem Christenthume, zum Vorwurf machen, daß ein so verabscheuungswürdiger Mensch, wie Constantin, ihm auf den Trümmern der alten Volksreligion zuerst einen Thron erbauete, und daß Abscheulichkeiten,

*) VI. 318.

**) VI. 334.

die unter gesitteten Völkern sonst unerhört sind, wie zum Beispiel die Menschenopfer des Inquisitionsgerichts, aus der verdreheten Lehre des Evangeliums flossen"?*)

Forster's geschichtliche Urtheile steigen nicht herab aus der kalten abgezogenen Ferne der Vogelflucht, sie steigen auf aus einer Menschenbrust, die mitten unter den Ereignissen, in Sturm und Drang, in Noth und Kummer, nicht müde ward die reinste Menschenliebe zu athmen. Und diese Liebe war die Mutter seiner Weisheit, sie verlieh ihm auch in diesem Zweige des Forschens die Schöpferkraft, die ihn vor allen zum Schriftsteller des Volkes adelt. Geschmackvoll in der Kunst, weise in der Geschichte, tief und bahnbrechend in der Naturwissenschaft, leuchtend in allen Richtungen, die des Menschen Geist verfolgt, und dabei in seiner Darstellung immer lebendig und schön, klar und fest, warm und folgerichtig, was könnte ihm fehlen, um an die Spitze unserer Geister zu treten? Was Göthe zum ersten Dichter macht, daß er nämlich auch der erste und vielseitigste Denker war, das stellt Forster in den höchsten Rang unter allen Volkslehrern. Das Volk verlangt Weisheit und Geschmack, Kenntnisse und Gestaltungskraft, es verlangt Leben und Ruhe, Liebe und Gedankenmuth. Das Volk bedarf aber überdies der Vielseitigkeit, und da es

*) VI. 180.

keine großen Büchersammlungen in seinen Werkstätten und Erholungskammern anlegt, so kann der eine Forster eine große, bändereiche Bücherreihe entbehrlich machen. Er steht überdies dem Volke so nahe, wie keiner, durch seine rührende Bescheidenheit. Er war selbstgenügsam wie der Künstler, von dem er verlangte, daß er „nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft“ arbeiten solle. Ist es nicht als hätte eine sanfte Ahnung ihn selbst sein Leben als das verklärte Kunstwerk erblicken lassen, das unsere Liebe und Bewunderung hinreißt, wenn er, zunächst durch die Leistungen vollkommner Schauspieler angeregt, die folgende Stelle schrieb?

„Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann. Ist das Jahrhundert ihm zu klein, giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im anderen bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den

Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirksamkeit der Geisteskräfte sich zu jenem Bewußtsein emporzuschwingen" *).

Durch alle ähnlichen Aeußerungen Forster's zieht sich als Grundgedanke die unerschütterliche Wahrheit, daß man durch sittliche Freiheit, d. h. durch Einsicht und Tugend die bürgerliche und staatliche verdienen muß. Darum „bedauerte er gewöhnlich die unterjochten Völker nicht." „Ihre Sklaverei sei auf ihrem eigenen Haupte!" sagt er. „Gegen die Löwenkräfte des freien Menschen, der seine Freiheit über alles liebt, sind alle Höllenkünste der Tyrannei unwirksam." **)

Weil Forster die Wahrheit kannte, „daß der Mensch nichts ohne Leidenschaften ausrichtet, und daß mithin an jene idealische Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, so gut als gar nicht zu denken ist" ***), verfolgte er auch in den gewaltigen Auftritten der Umwälzung das Walten einer Naturkraft, deren Folgen oft den Schranken der menschlichen Vernunft und verständigen Wünschen zu entwachsen scheinen. Allein er fand es „der Mühe nicht werth, die Armseligkeit zu widerlegen,

*) III. 186.

**) III. 227.

***) IX. 68.

womit einige verworfene Schriftsteller die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit sich bringen mußte, als Enormitäten der ersten Größe und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemüht sind, indeß sie den systematischen Mord von Tausenden durch den Ehrgeiz kriegführender Despoten und die langsame Vergiftung der Freuden von Hunderttausenden, durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generation zu sichern hoffen." *) „Traurig nennt er die Wahl zwischen zwei großen Uebeln; allein es liege schon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrscherrechte; ihr Zweck ist nicht bloß Unterjochung, sondern zugleich Rache und Strafe; sie sind immer Krieger und Henker zugleich; sie zerstören und verwüsten aus Grundsatz und nach einem vorher bedachten Plan." **)

*) III. 247.
**) III. 267.

Forster wollte Staatsumwälzungen „nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachtet wissen, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen.“ *) Die Hauptsache war ihm zu sehen, wie „Frankreichs Einwohner in eine Activität geriethen, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge lag; ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinne des Worts dadurch geworden seien, konnten nach seiner Ansicht nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen eingesammelt hätten. Die Natur oder das Schicksal frage nicht nach dieser besonderen Art von Glück.“ **) Die „verwundenden Erscheinungen des Augenblicks nennt er bloß Stürme der Revolution, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeschlagen hat oder der Hagel einige Felder zerschlägt, hätte man doch Unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre sei.“ ***)

„Wer möchte für die Revolution eine Lanze brechen“, fragt Forster, „wenn es darauf abgesehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auf-

---

*) IX. 5.

**) IX. 19.

***) IX. 64.

tritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein soll man deshalb auch den bewunderns-würdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabensten Vernunftwahrheiten, die unzähligen Berührungen und Schwingungen des edelsten Menschensinnes, kurz das große Schauspiel des Ringens und Hervordringens einer solchen Masse von Geisteskräften, die bei jenen Anlässen bald empfangen und bald sich mittheilen, schlechterdings verkennen und für nichts rechnen"?*) — „O über die Kinder, die sich die Nase an einer Stuhlecke stoßen, und den Stuhl dafür peitschen! — O über die Klügler, die, wenn das Gewitter, das die Saaten erquickte, zugleich Dörfer in Brand steckt, Menschen und Heerden erschlägt, nicht wissen, ob sie es Wohlthat oder Plage nennen sollen"!**) — „Unsere Dialektiker selbst werden nicht beweisen können, daß eine Sache darum verwerflich sei, weil böse Menschen sie beförderten, oder weil sie zu bösen Zwecken gemißbraucht werden kann. Wer möchte es dem kostbarsten Geschenke der Vorsehung an die Menschheit, dem Christenthume, zum Vorwurf machen, daß ein so verabscheuungswürdiger Mensch, wie Constantin, ihm auf den Trümmern der alten Volksreligion zuerst einen Thron erbauete, und daß Abscheulichkeiten,

*) VI. 318.

**) VI. 334.

die unter gesitteten Völkern sonst unerhört sind, wie zum Beispiel die Menschenopfer des Inquisitionsgerichts, aus der verdreheten Lehre des Evangeliums flossen"?*)

Forster's geschichtliche Urtheile steigen nicht herab aus der kalten abgezogenen Ferne der Vogelflucht, sie steigen auf aus einer Menschenbrust, die mitten unter den Ereignissen, in Sturm und Drang, in Noth und Kummer, nicht müde ward die reinste Menschenliebe zu athmen. Und diese Liebe war die Mutter seiner Weisheit, sie verlieh ihm auch in diesem Zweige des Forschens die Schöpferkraft, die ihn vor allen zum Schriftsteller des Volkes adelt. Geschmackvoll in der Kunst, weise in der Geschichte, tief und bahnbrechend in der Naturwissenschaft, leuchtend in allen Richtungen, die des Menschen Geist verfolgt, und dabei in seiner Darstellung immer lebendig und schön, klar und fest, warm und folgerichtig, was könnte ihm fehlen, um an die Spitze unserer Geister zu treten? Was Göthe zum ersten Dichter macht, daß er nämlich auch der erste und vielseitigste Denker war, das stellt Forster in den höchsten Rang unter allen Volkslehrern. Das Volk verlangt Weisheit und Geschmack, Kenntnisse und Gestaltungskraft, es verlangt Leben und Ruhe, Liebe und Gedankenmuth. Das Volk bedarf aber überdies der Vielseitigkeit, und da es

*) VI. 180.

keine großen Büchersammlungen in seinen Werkstätten und Erholungskammern anlegt, so kann der eine Forster eine große, bändereiche Bücherreihe entbehrlich machen. Er steht überdies dem Volke so nahe, wie keiner, durch seine rührende Bescheidenheit. Er war selbstgenügsam wie der Künstler, von dem er verlangte, daß er „nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft" arbeiten solle. Ist es nicht als hätte eine sanfte Ahnung ihn selbst sein Leben als das verklärte Kunstwerk erblicken lassen, das unsere Liebe und Bewunderung hinreißt, wenn er, zunächst durch die Leistungen vollkommner Schauspieler angeregt, die folgende Stelle schrieb?

„Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann. Ist das Jahrhundert ihm zu klein, giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im anderen bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den

Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände: — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt."

„Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch conventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eigenes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeußerung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffassen und mit dem lebendigmachenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloß seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daß sie in unserer Phantasie Eingang finden, dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein Jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eigenes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt; dies vermag nur

der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeußerungsart, ja sogar die Gestalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten; so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent, ihn auszuspenden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbe-

merkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung genießt."

Gehen wir mit Forster aus der Dichtung in das Leben, und sage Jemand, ob man erschöpfender jene Bescheidenheit bezeichnen kann, als er es mit den Worten that: „Wahr und schön ist zwar die Vorschrift: es genüge Jedem sein Bewußtsein! Aber darf die Liebe, die Achtung der Zeitgenossen darum gar keinen Werth haben? Die Tugend selbst hätte nichts Menschliches, die nicht erkannt zu werden verlangte. Mich dünkt, die Bescheidenheit der Natur zeichnete hier unverkennbare Grenzen: gleich fern von Anmaßung und von Abhängigkeit, darf die Selbstachtung, ohne welche keine Sittlichkeit möglich ist, was sie umgiebt, weder zu eitel verehren, noch zu stolz verachten."

Ein Mann, der wie Forster erfüllt war von der Macht der Entwicklung, die sich in der Geschichte der Menschheit Bahn bricht, verlangte im Staatsleben nichts als freien Spielraum für alle Kräfte, welche die stofflichen Bedürfnisse und geistigen Bestrebungen der Bürger in Bewegung versetzen. Nach seiner Ansicht genügte es, daß „Menschen freien Verkehr mit einander treiben, da=

mit sich die Weisheit schnell und leicht allen mittheile*)." Nur von dem Wachsthum an Weisheit und Tugend erwartete er eine dauerhafte Begründung der Freiheit. Weil er nun wußte, „daß keine moralische Freiheit je so vollkommen gedacht werden könne, um die Zulassung einer absoluten bürgerlichen zu rechtfertigen**)", so war sein Hoffen niemals überspannt. „Kein Glück ohne Freiheit, und keine politische ohne sittliche Freiheit***)" das war sein Leibspruch, den er unermüdlich in allen Formen, nach allen Beziehungen wiederholte.

Darum kehren seine Betrachtungen immer auf den wunden Fleck des öffentlichen Lebens zurück, der darin besteht, daß Tugend und Freiheit einander wechselseitig bedingen, weil ohne bürgerliche Freiheit auch keine Tugend möglich ist. „Es wäre Thorheit", meint er, „den Menschen Freiheit zu geben, oder nur zu wünschen, wenn sie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moralischer Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden sollten. Dies allein ist der Zweck, weswegen die politische Freiheit so wünschenswerth ist; denn ich glaube, es ist unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann" †) „Ohne Tugend und

*) VI. 129.
**) III. 100.
***) VI. 197.
†) IX. 43.

Weisheit kann keine freie Verfassung bestehen", sagt er an einer anderen Stelle, „und woher hätten die maschinenmäßigen Knechte eines allvermögenden Regenten beide, oder nur eine von beiden empfangen*)?" „Unzertrennlich sind Vernunft, Tugend und Freiheit, und keine ist je vollkommen ohne die andere; darum hassen die Tyrannen Vernunft: denn sie hassen Tugend und Freiheit. Längst hätten sie die Vernunft von der Erde vertilgt, wenn sie sich begnügen könnten mit der Dienstbarkeit der Unvernunft; aber zu ihrer Qual bedürfen sie halbvernünftiger Knechte, und aus dem kleinsten übrig gebliebenen Keime vermag die Vernunft zur vollkommenen Entwicklung zu gelangen**)."

Weil Forster eine sittliche Grundlage für die Freiheit verlangte, so wollte er auch, daß sie vom Volke durch Tugend verdient würde, und von den Fürsten verlangte er nichts als Beseitigung aller Hindernisse. „Wohlan, Ihr Fürsten und Priester!" ruft er aus, „wir gönnen Euch euern Genuß; aber wir sprechen Euch zugleich los von einer Pflicht, die alle Eure Kräfte übersteigt. Anstatt uns Glück zu verheißen, laßt es Eure alleinige Sorge sein, die Hindernisse wegzuräumen, die der freien Entwicklung unserer Kräfte im Wege stehen; öffnet uns

---

*) VI. 296.
**) VI. 207.

die Bahn, und wir wandeln sie ohne Hülfe Eures Treibersteckens, an das Ziel der sittlichen Bildung; denn seht! wir empfangen Freude und Leid, unsere wahren Erzieher, aus der Mutterhand der Natur*)."

Aus dieser Ueberzeugung flossen die Kernsprüche, die ihn bei seinen Handlungen leiteten. „Ist die Welt erst tugendhaft", schrieb Forster an Jacobi, „dann wird sie von selbst frei**)." „Frei sein heißt Mensch sein***)." „Nur freie Nationen haben ein Vaterland†)." „Es ist unmöglich, gegen die Freiheit zu kämpfen††)."

Die Frage, wie Forster diese Freiheit verstand, läßt sich aus seinen Briefen beantworten. „Man ist entweder für absolute Freiheit oder für absolute Tyrannei", schrieb er an seine Frau. „Ein Mittelding giebt es nicht, denn die bedingte Freiheit läuft immer auf Despotismus hinaus, und ist daher, weil sie Mäßigung affichirt, gefährlicher und ächten Freiheitsfreunden verhaßter als Royalismus, der wenigstens gerade heraussagt: ihr sollt gehorchen†††)."

Von frühester Jugend an war Forster kein Freund der Erblichkeit. Nachdem er in seiner Beschreibung der Reise um die Welt erzählt hat, in welcher Weise die Neuseeländer ihre Anführer wählen, fügt er hinzu:

---

*) VI. 305. — **) VII. 198. — ***) V. 200.
†) VI. 182. — ††) VIII. 238. — †††) VIII. 328.

„Sie müssen ohne Zweifel erfahren oder eingesehen haben, daß die Fähigkeiten eines Anführers nicht erblich sind, und folglich vom Vater nicht allemal auf den Sohn gebracht werden; vielleicht haben sie auch Beweise unter sich erlebt, daß erbliches Regiment natürlicher Weise zum Despotismus führt*)." Ein „erbliches Oberparlament" erklärte er in seiner Schilderung des Nordens von Amerika für eine „von der Oppositionspartei vergeblich gerügte Barbarei unseres Zeitalters**)." „Wären alle Despoten feste, weise, tugendhafte Menschen, die wirklich selbst regierten", heißt es in den Erinnerungen aus dem Jahre 1790, „so wäre die Einheit des herrschenden Willens, verbunden mit der Gleichheit der Rechte aller Untergebenen, das aufgelösete Problem der Volksglückseligkeit; weil aber die Erfahrung lehrt, daß es für einen großen Alleinherrscher wenigstens fünfzig schwache oder schlechte giebt, unter deren erborgten Namen die Tyrannei der Privilegirten eintritt, welche mit der sittlichen Vervollkommnung schlechterdings unverträglich ist: so behält die freie republikanische Verfassung bei allen Stürmen, denen sie ausgesetzt ist, in Absicht auf die Bildung des Menschengeschlechtes zu seiner höheren Bestimmung einen entschiedenen Vorzug" ***). Damit

*) I. 197. Geschrieben im Jahr 1776.
) IV. 182. — *) VI. 238.

steht es denn in vollkommnem Einklang, wenn er sich später einen „eifrigen Freund der Freiheit und der Republik" nennt*); wenn er betont, daß er „an den Grundsätzen der Republik hange und immer erklärt dafür bleibe"**); wenn er seiner Frau versichert, daß er, nachdem er bei seinem Wunsch zu nützen, auf viele Widerwärtigkeiten gestoßen war, „die Republik nicht weniger liebe als zuvor"***); wenn er endlich erklärt: „er sei gesonnen als Republikaner zu leben und zu sterben†)."

Weil Forster an der Sache, nicht an dem Namen festhielt, so war es ihm auch denkbar, daß ein König als Vollzieher des Volkswillens der Freiheit nicht im Wege stehe, und daher ist zu erklären, daß er England mehrfach als eine Republik bezeichnet hat††). Wenn man aber daraus, daß Forster England als Republik bezeichnete, dem Wortlaut und dem Sinn so vieler deutlichen Stellen entgegen, folgern will, daß ein erbliches Königthum mit Volksvertretung dem Forster'schen Begriff der Republik entspreche, so wäre man ebenso gut berechtigt zu behaupten, er hätte diesen Begriff im Jahre 1790 in Deutschland verwirklicht gesehen, weil er dem Sprachgebrauche seiner Zeit gemäß von einer „deutschen Republik" gesprochen hat†††). Nein, nach Forster's Mei-

*) IX. 80. — **) VIII. 325. — ***) VIII. 327.
†) VIII. 247. — ††) III. 369. VIII. 286. — †††) VI. 274.

nung „lag alles daran, daß die Bedingnisse, unter welchen wir als venünftige, empfindende Wesen handeln, vermannigfaltigt werden.“ Und darum ist er später in Paris „immer wie sonst der Meinung, daß die republikanische Verfassung, nicht weil sie mehr Glück bringend als jede andere wäre, sondern lediglich, weil sie den Geisteskräften einen neuen Umschwung, eine neue Entwicklung und Richtung giebt, unter den gegenwärtigen Umständen unterstützt und erhalten zu werden verdient.“ „Erfahrung und Handeln“, sagt er, „sind die großen Schulen der Menschheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, desto vollkommener ist er in dem Gebrauch seiner Kräfte und in der Kenntniß seiner selbst, der wichtigsten von allen, geworden. Es scheint mir, als wäre die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menschheit, in unsern jetzigen monarchischen Verfassungen beinahe verschwunden. In der Republik ist ein weites Feld für Jedermann offen.“ *)

Nach diesen Grundsätzen hat Forster gehandelt, und er, der so gerecht war, daß er jedes Volk nach seiner Sittenlehre und jedes Einzelwesen nach dessen Ueberzeugung beurtheilte, darf wohl beanspruchen, daß er nach gleichem Recht von der Geschichte betrachtet werde. Hatte

*) IX. 68. 69.

er doch oft geklagt, daß ihm „des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt war", und bei einer Gelegenheit, bei der er noch nicht ahnen konnte, auf welchen Schauplatz des Wirkens er selbst noch treten würde, mit schwerem Nachdruck erklärt, er „hasse die Sklaven, die nur sprechen und nicht handeln."*)

Als die Franzosen im Jahre 1792 Mainz bedrohten, floh der Kurfürst in einem Wagen mit abgekratztem Wappen, die Pupillen- und Wittwenkasse mit sich nehmend, der Adel rettete in namenloser Angst Leib und Habe den Rhein hinunter, dann aber wurde den übrigen Einwohnern verboten, diesem Beispiel zu folgen. Im October des genannten Jahres nahm Custine die Stadt, die Niemand vertheidigte. Forster blieb als braver Mann auf seinem Posten. Seine Kenntniß des Französischen veranlaßte, daß er die Hochschule beim General vertrat, und von da an fand er Gelegenheit, in treuer Sorge für seine Mitbürger zu beharren. In Folge seines Rathes wurde die Stadt mit Salz und Holz versehen, und die Vorstellungen im Schauspielhause wurden wieder aufgenommen, den französischen Offizieren zur Unterhaltung, dem Volke zur Stütze einer höheren menschlichen Gesinnung. Seiner Einsicht wurden Geschäfte anvertraut, und fast ehe er sich's versah, war er der

*) III. 367.

Mann des öffentlichen Vertrauens. Er hatte die Gefahr des Handelns nicht gescheut. Man wählte ihn in den Verwaltungsrath, der das Land von Bingen bis Speier vorläufig regieren sollte, und im März des Jahres 1793 wurde er mit Lux und Potocki nach Paris gesandt, um im Namen der Stadt Mainz den Wunsch nach Einverleibung in die französische Republik dort kund zu thun.

Forster hat selbst hervorgehoben, warum er Mainz nicht, wie so viele Andere, verließ. „Vor der Capitulation auszuwandern", schrieb er an den Buchhändler Voß in Berlin, „hieß die Feigheit beweisen, die ich und jeder Gutdenkende an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute; nachher war es ohne eine Verläugnung aller meiner bisher geäußerten Grundsätze und meiner ganzen Denkungsart durchaus nicht möglich." *) „Ich habe meine Grundsätze und meine Freiheitsliebe in so vielen Schriften — freilich des Despotismus wegen behutsam — ausgesprochen." **) „Was ich seitdem that, kann nur beweisen, daß ich fähig war so zu handeln, wie ich dachte." ***) „Meine Grundsätze sind mein einziges Gesetz, und alle Seitenblicke, alle ängstlichen Rücksichten fallen weg." †) „Mein Geist ist, Gott sei Dank!

*) VIII. 243.
**) VIII. 274.
***) VIII. 249.
†) VIII. 247

unabhängig von Allem, und ich gehe meinen geraden Gang, überzeugt, daß ich nach bester Einsicht handle; das Uebrige ist Tand." *) „Sie können einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabscheuungswürdig, nun ich nach den Grundsätzen wirklich zu Werke gehe, die sie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten." **) „Man hat nicht aufgehört, Mensch und Bürger zu sein, weil man Schriftsteller war und es wieder werden kann." ***) „Ich kehre mich an nichts und gehe meinen festen Gang gerade fort, denn ich halte mich an die Grundsätze, und diese Sicherheit wird mich im Strom der Begebenheiten aufrecht erhalten." †)

Mainz war erobert und hatte nur die Wahl, sich als erobertes Land behandeln oder der französischen Republik einverleiben zu lassen. Mainz selbst konnte sich nicht befreien, die Regierung war geflohen, und ihre Generäle hatten keine Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Hatten nun auch die deutschen Mächte nicht die Kraft, die Stadt wieder an sich zu bringen, so konnte diese bei der Verbindung mit einem großen freien Staate

*) VIII. 296.
**) VIII. 310.
***) VIII. 307.
†) VIII. 335.

nur gewinnen. Und wenn ein deutsches Heer Mainz später wieder eroberte, dann hatte die Stadt durch jene vorübergehende Verbindung nicht nur nichts verloren, sondern sie kam auch, ohne erschöpft und zu Grunde gerichtet zu sein, in den Verband des großen Vaterlandes zurück. So sah Forster die Sache an, und gewiß er war der erste, der eine allmälige Entwicklung durch eigene Kräfte einer plötzlichen Rettung durch fremde Hand vorgezogen hätte. Er konnte nach seinen Grundsätzen Mainz nicht verlassen, er konnte allein aus der im Stich gelassenen Stadt die Franzosen nicht wehren, alles, was weiter kam, floß natürlich aus diesem Unvermögen und aus jener Rechtlichkeit.

Forster „ließ es nicht an Fleiß und Anstrengung fehlen, um in seinem Kreise nach Grundsatz, ohne Hoffnung und Ehrgeiz, zu wirken." *)

Er „wußte, daß man ungestraft nicht glücklich sein kann, und Glück wäre doch für den Menschen, der gewisse Fortschritte gemacht hat, nur das Bewußtsein, nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt zu haben."

Für seine Freunde „schmerzte es ihn, aus seiner Bahn geworfen zu sein, und das um so eher, weil die wenigsten Menschen das nicht von einem sehr dunkeln, sehr ungegründeten Begriff von eigener Schuld trennen

*) VIII. 310.

können, die dem Freunde des Beschuldigten immer peinlicher ist, als ihm selbst." *)

Allein schon früher hatte Forster sich zum Troste geschrieben: „Alle absolute Bestimmungen sind Werke der Speculation und nicht von dieser Welt; hier hängt alles von Verhältnissen und Umständen ab; das Wahre und Gute entlehnt, wie Recht und Gerechtigkeit, seine Farbe von der Zeit und den Dingen. Die Beistimmung der Welt zu unseren Grundsätzen können wir daher nicht erzwingen; allein die Schuld ist an uns, wenn sie unserem Charakter keine Hochachtung zollt. Besser ist es, die Waffen für eine gute Sache nicht ergreifen, als, wenn man sie einmal ergriffen hat, nicht lieber mit den Waffen in der Hand zu siegen oder zu sterben." **)

---

*) VIII. 250.
**) III. 232.

VI.

Auflösung in Frankreich.

Mit dem Gefühl, daß er sein Schicksal von Mainz nicht trennen könne, und erfüllt von dem Gedanken, für's Vaterland zu wirken*), kam Forster am 29. März 1793 nach Paris. Er verlas im Nationalconvent die Adresse der Mainzer; die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Frankenrepublik wurde sofort durch lauten Zuruf beschlossen. Schwerlich hat je ein Abgeordneter, der solcher Begeisterung fähig war, solchem Jubel so ruhig gegenübergestanden. Denn Ueberspanntes gehörte nicht zu Forster's Art, und seine Ueberlegung, die ihn von Anfang an zum Volkswühler verdarb, hielt jetzt die Flügel seiner Hoffnung angezogen. „Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden", schreibt er seiner Frau am 31. März, „ob sie gleich ganz etwas Anderes ist, als die meisten Menschen darunter denken."

*) VIII. 291.

Forster's Erwartung, daß er nach Erfüllung seines Auftrags nach Mainz würde zurückreisen dürfen, erwies sich bald als irrig. Und war dies auch ein Glück, weil man zitterte vor dem Loos, das ihn, falls er in Mainz gewesen wäre, bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen hätte treffen können, so erwuchs ihm doch in Paris eine Lage, deren Pein alle bisherigen Erfahrungen übertraf. Er war verurtheilt thatlos Zeuge zu sein von dem Anfange der Schreckenszeit, die im Jahre 1793 über Paris hereinbrach. Denn was wollte es für Forster's Kräfte heißen, daß er auf Verlangen des Ministeriums die neue Verfassung in's Deutsche und in's Englische übersetzte und im August nach Cambrai geschickt wurde, um mit den Engländern über den Austausch der Gefangenen zu unterhandeln? Die Engländer antworteten gar nicht auf Frankreichs Anerbieten, die Fortschritte des Feindes nöthigten Forster bald nach Arras zurückzuweichen, und nach neun trostlosen Wochen, die er in diesem Orte lebte, kehrte er unverrichteter Sache nach Paris zurück.

Es war die Zeit der Hinrichtungen und Gräuel. Noch bevor er seine Sendung nach den flandrischen Grenzen antrat, hatte er die Hinrichtung der Charlotte Corday mit angesehen. Das Blutbad war so groß, daß man sich für den Tod durch's Fallbeil an den mildernden, farblosen Ausdruck: sterben, gewöhnte. Lux,

der Mitabgeordnete Forster's, hatte seiner Begeisterung für Marat's Mörderin zu freien Lauf gelassen, er saß in Haft, schwebte in Todesgefahr und wurde in heiterer, opferfreudiger Stimmung von ihr ereilt.

Und Forster fand sich in diesem Sturme „verlassen wie ein Kind", ohne Arbeit und Handwerkszeug, ohne Heimath und Vaterland, von Freunden und den Seinen fern, „mit Schulden überhäuft, ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht." Um sich her fand er Selbstsucht, statt reiner Aufopferung. „Ist es wahr", fragt er in bangem Zweifel, „daß zwischen Betrügern und Betrogenen kein Drittes zu finden ist, woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß, es gehört Muth dazu, diese so fürchterlich sich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eigenen Bewußtsein verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben." Man muß nicht Forster kennen, um nicht zu wissen, was es heißt, daß er seiner Frau auf ihre Aufforderung, die Geschichte jener Tage zu schreiben, zur Antwort gab: „Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmutzigen, unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen

diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" „Sieh', meine Beste", schreibt er später, „es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heiteren, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte." „Es ist die Scheu, zu etwas Bösem die Hände zu bieten, nur als Werkzeug der Leidenschaft Anderer zu dienen, und den Zweck, den ich überall heilig hielt, verfehlen oder ihm gar entgegenarbeiten zu müssen, die mir einen Anschein von Wankelmuth giebt."

Fürwahr! der Schmerz in Forster's Seele ist nicht Wankelmuth, und Ehrgeiz war es nicht, der ihm das Herz gebrochen hatte, wenn Ehrgeiz überhaupt im Stande ist, dies je zu thun. „Wir leben in einer sonderbaren Krise", schrieb er bereits aus Mainz an seine Frau, „wo es nicht mehr möglich ist, Mittelstraße und Mäßigung zu beobachten, wo es sogar Pflicht wird, zuweilen zu Extremen zu greifen. Nur daß es Männer mit reifer Einsicht und Ueberlegung, mit umfassendem Geist und festem, vollem Herzen thun; nicht leidenschaftliche Schwärmer, noch kurzsichtige, selbstzufriedene Thoren." Und als es anders kam, er hörte doch nicht auf zu hoffen, daß „aus allen jenen Revolutionen eine allgemeine Einfach=

heit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs hervorkeimen würde"; er meint, „wenn die Auftritte des Blutgerichts vorüber sind, übersieht man sie in der Geschichte, um der heilsamen Folgen willen, die man zwar nicht durch sie, aber nebenher durch die Revolution erlangte"; er sieht „den Punkt in einem dunkeln Chaos, der sich brüten läßt und künftig Gestaltung verspricht"; er „trotzt auf die Vortrefflichkeit der Menschennatur, daß sie nicht ganz zu Grunde gehen könne."

Um solchen Gedankenmuth mit Liebe zu behaupten, muß man freilich ohne Selbstsucht sein, und nicht zu jenen weniger freisinnigen als freistrebenden Menschen gehören, die darum Feinde der Regierung sind, weil sie selbst regieren möchten, und niemals Freunde des Volks sein können, weil ihre unbefriedigte Herrschsucht abgelöst wird durch das Bedürfniß, den Weisheitsdünkel zu kitzeln und zu schulmeistern statt zu lehren. Herzzerreißend ist Forster's Sorge um seine Papiere, die er in Mainz zurückließ, in Gefahr wußte und um so schmerzlicher vermißte, je mehr die Arbeit einzig und allein vermocht hätte in seine wunde Seele Balsam zu gießen. Die Darstellung der Revolution in Mainz machte ihm in Arras unsägliche Mühe, weil er von allen schriftlichen Aufzeichnungen entblößt war; da quälte er sich, mit seinem

Amtsgenossen in eine Kammer gesperrt, während er sonst nach jedem Absatz, den er geschrieben, auf- und abzugehen pflegte. Er fühlte seine schriftstellerische Thätigkeit vernichtet, wenn er um seine Papiere käme. Von allem anderen hatte er längst abgesehen und seine Frau ermahnt, „sich von allem unabhängig zu machen, was nicht absolutes Bedürfniß ist.“ Und doch wie herrlich faßt er sich in den Gedanken dieses Verlustes eines halben Menschenlebens, „wenn er nur sich selbst bliebe!“ „Verliere ich alles in Mainz, wie compendiös wird dann nicht mein Hausrath!“ rief er aus. Er lebte nur noch von einem Tag zum anderen.

In solcher Stimmung läßt sich denken, wie er es hinnahm, daß der Herzog von Braunschweig gesagt hatte: „von Forster begreif' ich's nicht, denn der hatte ja zu leben.“ Für den „armen Schelm von General“, der 100 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt hatte, fand er nur ein bedauerndes Lächeln, „da er nicht besser wisse was so ein Kopf werth sei. Er gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen.“ Gegen den Kurfürsten von Mainz, der geäußert hatte: „Mainz möge nur zu Grunde gerichtet werden, weil er doch nicht mehr dahin komme“, erglüht sein ganzer Manneszorn. Seinen Mainzern aber folgte er mit dem wärmsten Antheil. Er freute sich über jedes Zeugniß von Heldenmuth, wie er früher frohlockte über das Erwachen ihrer edelsten Kräfte. „Die

Erlaubniß zu sprechen", schrieb er im November 1792, „entwickelt den Geist dieser verklommenen Mainzer, sie stehen und denken laut über ihre Rechte und fühlen zum ersten Mal die göttliche Wärme eigenen Werths und Wollens." Im Juli des folgenden Jahres, nachdem die Stadt wieder erobert war, „fühlte er sich zerrissen, indem er das Schicksal der unglücklichen Einwohner erwog."

Aber kein Zorn, kein Mitleid vermochten diesen Mann parteiisch, viel weniger gehässig zu machen, so wenig als er bitter ward im Schmerz oder unduldsam im Unglück. Wie leuchtet sein Wort, „daß politische Grundsätze und Glaubensbekenntnisse auf die persönliche Rechtschaffenheit, den Charakter und die Tugenden eines Mannes nur insofern Beziehung haben, als er sich selbst getreu bleibt oder nicht!" „Der erste Schritt zum Frieden ist das Anerkenntniß, daß man in jeder Partei ein rechtschaffener Mann sein könne!"

Sein hoher Sinn und seine im Raum des Menschlichen auf dem Gipfel stehende Reinheit erhielten ihn bis an das Ende ungebeugt gegen Tadel und Unglück. „Ich habe keine Kabale, keine Intrigue je gekannt", schreibt er an Voß, „und halte den Menschen für den elendesten seines Geschlechts, der mich einer schlechten Handlung fähig glaubt, ich halte ihn für so verachtungswürdig, daß ich nimmermehr mit ihm in Verhältniß

kommen kann, und wenn er das Schicksal von 20 Millionen Menschen in Händen hätte. Ich bin arm, aber ich habe mein Bewußtsein." *) „Die Unwissenheit eigentlich ist es, die Jeden, der mißhandelt wird, beruhigen muß, denn wie kann mir der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? seine Achtung hat so wenig Grund, wie seine Mißbilligung und Mißachtung, denn er weiß nicht, worauf beide sich gründen müssen." **) Das schrieb er seiner Frau, und später schreibt er ihr: „Laß Dich nicht beunruhigen durch keifende Recensenten. Ich fühle mich unverwundbar und muß Leute verachten, die, bloß einer Stimmung ihrer Zeit zu Liebe, das tadeln und herabsetzen, was ich ohne alle Rücksicht auf Zeit und Umstände bloß aus meinem Sinn und Verstand abschrieb." ***) Und welcher Richter kann in seiner Kleinheit bestehen vor diesem Manne, der als die Noth auf's Höchste gestiegen war, sagen konnte: „Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wär' es noch einmal anzufangen." †)

Freuden waren Forster in Frankreich spärlich beschieden. Allein er wußte sie zu pflücken, wo immer sie

*) VIII. 249. — **) IX. 24. — ***) IX. 122, im November 1793. — †) IX. 47.

am Wege blühten. Wie Göthe später in seinen Briefen an Zelter, so wundert er sich über die „Ruhe mitten in dem Gräuel des Kriegs, und sie ist doch so natürlich", sagt er; „man stellt sich das immer in der Phantasie so vor, als müßte der Krieg alles auf weit und breit umher scheuchen und schrecken, als müßte auf allen Gesichtern Grauen und Entsetzen zu lesen sein. Ich habe unterwegs in der römischen Geschichte gelesen und Trost über die gegenwärtige gefunden." Wie innig zieht uns der Mann an, der, seinen Kummer im Herzen, zugleich bedrängt und verlassen, „das erste Grün der Bäume wieder mit Vergnügen sah und es weit rührender und erquickender fand als das Weiß der Blüthen", und der sich in der Morgenfrühe, während alles noch schlief, „von den hundert Nachtigallen im Garten zu Luciennes vorsingen ließ, wie schön die Natur sei, wenn man nicht denkt, sich nicht erinnert, sondern bloß im Augenblick der Gegenwart lebt." Forster lernte Bernardin de St. Pierre und Condorcet kennen. Er trug sich mit dem Plan einer mehrjährigen Reise nach Indien und wollte dazu Persisch und Arabisch lernen. Und dann kann er wieder scherzen über „den kleinen Schwaben Kerner, der Freiheit sprüht wie ein Vulkan, und originell und gutherzig ist, wie ein junger Schwabe sein muß, mit Kopf und Energie;" und seiner Frau und seinen Kindern schickt er rührende kleine Geschenke. Kurzum

nach keiner Seite des Lebens ist er verschlossen, wie es von jeher für Forster eigenthümlich war, daß er über dem Großen das Kleinste nicht vergaß.

Um zu wissen, wie Forster's Herz sich in Paris vereinsamt fühlte, muß man die Briefe an seine Frau Zeile vor Zeile lesen. Diese Briefe sind überhaupt während des Aufenthalts in Paris dieselbe reiche Quelle, die wir für Wilna in den Briefen an Sömmerring und für die längste Zeit in Mainz in denen an Heyne haben. Seine Frau war von Straßburg, noch während er in Mainz war, nach Neufchatel gezogen, und Huber hatte sich später zu ihr gesellt, als Beschützer für sie und die Kinder, damals zwei blühende Mädchen, von denen das älteste sieben Jahre alt war. Kurze Zeit nachdem sich Forster in Arras von seinem unfruchtbaren Auftrag frei gemacht hatte, Ende October und Anfang November des Jahres 93, war er mit Frau und Kindern und mit dem Freunde zum letzten Male zusammen in Travers, einem kleinen Dorfe der Schweiz unweit Pontarlier. Drei Tage waren sie dort vereinigt, und welches Wiedersehen hätte bewegter sein können? — „Die drei Tage haben mich wunderbar gestärkt", rief Forster den Seinigen in seinem Brief aus Pontarlier nach, „und vielleicht auf immer mir das rechte Gleich-

gewicht wiedergegeben. Mir ist zu Muthe wie dem Erdensohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er seine Mutter Erde anrührte..... Ich bilde mir immer ein, daß wir tausend Dinge abzusprechen vergessen haben und es ist nichts als Einbildung, weil man wirklich mit seinen Freunden nie ausgesprochen hat und sie unaufhörlich vermißt."

Schon seit Anfang September war seine Gesundheit wankend gewesen, und als er von jener sein tiefstes Gemüth bewegenden Reise nach Paris zurückgekehrt war, lauteten gleich die ersten Berichte so, daß sie einem Arzte Besorgniß einflößen mußten. Seit der Weltreise hatte Forster sich eigentlich nie einer kräftigen Gesundheit erfreut, der Scharbock hatte tiefe Spuren zurückgelassen. Die letzten Erlebnisse in Mainz und Frankreich hätten wohl auch dem kräftigsten Manne einen bedrohlichen Stoß versetzt. Der Kummer vollendete das Werk, seine Natur zu brechen. Wir lassen Forster in der Form von Tagebuchblättern aus seinen Briefen die Geschichte seines Herzens selbst erzählen, um nicht mit weniger zarter Hand das zu berühren, was wie der reinste Hauch der Menschlichkeit durch seine Liebe weht.

1793. 4. Juni. „Ich könnte vier bis sechs Jahre ausbleiben (auf der beabsichtigten Indischen Reise) oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberrestes

meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich sie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuführen."

23. Juni. „Ich kann ohne Thränen kaum an Mainz denken, — aber auch nicht an Wilna. — Ich danke Dir herzlich für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern. Da ich sie nicht um mich haben kann, giebt es keinen besseren Ersatz als die genaueste Nachricht von ihrem Treiben und Wohlsein. Röschens Hände werden mit der Zeit noch wohl werden, und übrigens ist sie ja sonst hübsch genug. Kläre wird, wie ich sehe, ein trefflicher Tartar, oder vielmehr eine portion du souverain, die ihre Portion von Souverainetät zu behaupten weiß."

Eine Englische Familie schien für eine Tochter auf Forster Absichten zu haben: „Daß daraus nichts werden kann, siehst Du ein, ob ich gleich gemerkt habe, daß Miß sehr geneigt gewesen ist, vernünftig zu handeln."

26. Juni. „Laß uns nur sorgen die Einfachheit und Reinheit unserer Gefühle zu erhalten, damit wir unsere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes,

nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unseres Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmesser von einander trennte, wären wir mit solchen Grundsätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unsers Gleichen weit und breit nicht antreffen können."

. . . .

„Nur auf diese Art konnte unser Schicksal die Richtung nehmen, die in unserer Lage nun einmal die einzige war."

8. Juli. „Dein lieber Brief vom 29. sagt, daß der vorige ein böser war, allein Du thust Dir unrecht, ich habe Dein Herz drin gefunden und das ist mir die Hauptsache."

„Jede Nachricht, jede Zeile von Dir macht mir Freude. Schone Deine Gesundheit und grüße Huber herzlich, der doch nun bald ankommen wird."

19. Juli. „In meinem vorigen habe ich Dir geschrieben, wie sehr ich alles billige, was Du mit Huber bisher verabredet hast, und so billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machst. Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst. Darnach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind, uns anzuerkennen.

Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit, nur müssen sie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen; es ist kein erfreuliches Bild der Menschheit, welches sie in dieser Abhängigkeit von selbst gemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen schildert! wer kann ihr helfen, wenn sie sich selbst bestiehlt, um reicher zu sein! Kinder! sucht glücklich zu sein, so daß Ihr es immer bleibt, das ist, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menschen ist Euch ja Euer Ganzes, Euer so reich organisirtes, mit so vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben, und bleibt Euch selbst immer übrig; dann könnt Ihr wohl Andere, die sich selbst verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck Eures Daseins vollkommen zu erreichen. Wie weit Eure Nachgiebigkeit gegen die Menschen um Euch gehen müsse, kann ich von hier nicht so gut bestimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Eure Vorsichtsmaaßregeln sind hinreichend."

23. Juli. Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkst. So lange kennen wir uns nicht umsonst, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte."

24. Juli. „Gott segne Dich und Deinen Freund, ich kenne diese Ideen nicht, ich trage Dich vereint in meinem Herzen und glaube so ein Leben zu erhalten, das sonst nichts werth wäre. Meine Kinder küsse ich tausend Mal."

26. Juli. „Ich war immer froh, wenn Alles nach seiner Art genoß; nach meiner Art zu genießen, habe ich nie Jemand zwingen mögen, und wenn hierin etwas gefehlt war, so müßte es sein, daß ich mich zu sehr dabei vergaß. Jetzt, wenn's möglich ist, bin ich noch duldsamer, weil ich noch mehr entbehren und mir selbst angehören gelernt habe. Ich weiß nicht, was es für eine traurige, selbstische und neidische Art des Seins ist, wobei man in dem Maaße fühlloser gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man sich durch Umstände und Unglücksfälle gezwungen sieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entsagen; und dagegen eine neue Last von Mühseligkeiten auf sich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, desto ängstlicher sehne ich mich

nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daseins ausgerüstet zu sehen."

„Ihr lieben guten Leute macht Euch wohl keinen rechten Begriff von einem Menschen in meiner Lage, der so wunderbar um seine ganze Wirksamkeit gekommen ist und in eine ganz fremde Art der Existenz übergehen muß, welche sich bloß auf einen ununterbrochenen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkt."

4. August. „Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, sorge für Deine Gesundheit, und Sie, Huber, helfen Sie dafür sorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küsse meine Kleinen und umarme Euch mit inniger Seele."

14. August. „Nun ich nicht mehr in Paris bin, frankire ich nicht mehr. So kommt mir das vorhin Ausgelegte zu Gute, nicht wahr, Rechenmeister. Willst Du wohl aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euren Beutel oder tunkte das Brod in Eure Suppe? Ueberhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr."

16. August. „Das Herz bricht mir fast, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem — Allem! denke! — Geduld!"

10. September. „Ich wünschte um jeden Strich von Huber's Arbeit zu wissen. Wie viel Stücke vom Journal sind heraus und wie oft erscheint eins? Ich wünschte so von allem unterrichtet zu sein, als lebte ich mitten unter Euch."

„Gestern ging ich weit spazieren. Es war liebliches Wetter; unter hohen Weißpappeln, zwischen den fetten Wiesen am Kanal für mich allein ging ich und sann und maß in meinem Kopf den Punkt und die Unendlichkeit. Ich saß auf einem grobbehauenen Kloß und war in Gedanken bei Euch. Die beiden Kinder hüpften im Grase herum und mir wurde so innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung."

8. October. An Huber. „Sagen Sie mir offenherzig und ohne allen Rückhalt Ihre Gedanken über die Idee, die ich Ihnen schon einmal mitgetheilt habe, daß Ihr Freund und Sie, gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr sowohl für's Publikum als für den kleinen Privatkreis um sie beide her ausrichten würden. Denn sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß Sie ein=

ander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies ist ein ernster Schluß eines Briefs, doch Sie sehen, was mich hindert einen andern anzuhängen."

Am selben Tag an seine Frau. „Grüße Hubern herzlich. Ich antworte ihm nicht, wir verstehen uns ja — wie wir uns verstehen können — und klären uns vielleicht noch über manches auf."

24. October. „Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorsehung hat das Heft und wir schwimmen mit dem Strom. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer; wohl uns! Denn wer ist so reich wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Arms zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge. Grüße Hubern herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund."

Nach dem Wiedersehen:

6. November. „Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt sein und bei und neben einander leben."

„Umarme meine süßen Kinder. Ich habe den Courier heute wohl beguckt, der sie gestern gesehen hat. Lebe wohl!“

15. November. „Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüstern zu hören: Wir werden uns wiedersehn!“

11. December. „Nach allem, was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich meine Kinder wieder.“

28. December. „Wenn ich um Euer Hiersein bisweilen zweifelnd und verlegen scheine, meine innig geliebten Kinder! so glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer Besorgniß über unser künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß und weiß, daß uns nichts stören kann und wird.“

1794. 4. Januar. „Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte sind besser als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.“

Das war der Schluß zum letzten Brief. Auch seine letzten Worte waren seine Kinder.

Forster starb am 12. Januar 1794, noch nicht 40 Jahre alt, an einem Schlagfluß nach einer langen gichtischen Krankheit in seinem Zimmer, rue des moulins, maison des patriotes hollandais, in Paris.

Ein Weiser war nicht mehr, dessen Brust menschlich genug fühlte, um, außer den Freuden des Forschens nach Wahrheit, die Leiden des Charakters und der Liebe auf sich zu nehmen. Der Anblick eines Charakters war der Welt entrissen, dessen Festigkeit nie die blühende Gestalt seiner Denkbilder gefesselt, nie das reiche, vielbewegte Leben in der Welt seiner Gedanken und Gefühle beeinträchtigt hatte. Ein Schriftsteller war verschieden, der vom Gedanken fortgeschritten war zur That und der für weise Ueberzeugung im stillen Heldenthum der Leiden auf einsamer Höhe standhaft war bis zu dem letzten Seufzer. Seine Ansicht ist seine Unsterblichkeit und bebt als Puls in allem Suchen, Ringen und Streben unsrer Tage; sein thatkräftiger Heldenmuth ist ihm ein nie verwelkender Lorbeerkranz geworden. Er steht noch heute auf den Zinnen unsrer Zeit; er trägt noch jetzt die Fackel, die dem Jahrhundert leuchtet.

VII.

Lebensweisheit.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. —

Ein edles Leben hinterläßt ein Samenkorn von Weisheit, das durch thätiges Aufnehmen und Arbeiten Wurzeln treibt für den Boden einer diesseitigen Welt. Aus diesem Boden erhebt sich ein Stengel, aus dessen Knospen tausend Blumen des reinen Genießens erblühen für das Glück, und für das Unglück reift an ihm die Frucht eines männlichen Charakters. Die Frucht aber enthält Samenkörner, die immer neue Keime treiben, Muth und Lebensweisheit für Arbeit und Hoffen, für Freuden und Leiden.

Forster wirkt stetig fort durch solche Weisheit, und dadurch ist ihm ein großes Maaß der schönsten Unsterblichkeit beschieden. Einfach und aus innerer Kraftfülle bescheiden, wie seine Schilderung des Reisewegs, der zu so großen Ergebnissen führte, ruhig, ungesucht und gehalten sind seine Lebensansichten ausgedrückt, die mit Lehrsprüchen nichts Anderes gemein haben, als daß sie ewige Wahrheiten enthalten. Sie ziehen an durch milden Ernst, der

kaum die Ueberlegenheit des weisen Freundes fühlen läßt, sie erwecken Vertrauen, durch das farbige Gepräge persönlicher Erfahrung, die nichts gemein hat mit der starren Abgezogenheit eines durch Unkenntniß des Lebens nüchtern und dünkelhaft gebliebenen Sittenpredigers. Sie erfreuen und erbauen uns als Zeugen der Unsterblichkeit, denn diese Sätze tragen Forster's Züge. Und Forster giebt uns das Gefühl der Kraft, indem er uns ein Ziel zeigt, das wir erreichen können, während die gewöhnlichen Strafprediger, die Kraft des Strebens überspannend, nur ein ermattendes Gefühl von Schwäche zurücklassen. Forster versteht die Kunst, unser Glücksgefühl unabhängig zu machen vom Erfolg, ohne uns lässig zu machen gegen das Ziel, das wir erstreben sollen, oder gegen die Anerkennung, mit der die Guten uns ermuntern. Er schwebt nicht lehrend über dem Volke, sondern mitten unter den Suchenden und Irrenden führt er uns durch das Beispiel des Handelns an das Ziel der Wahrheit und Weisheit.

„Nichts ist so unwiderstehlich als Wahrheit, als Natur."

„Es giebt nur eine Moral und es kann so viele Religionen geben, als verschiedene Arten oder Modi des Gefühls sind."

„Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre übrig bleibt, und sogar die Existenz des Lehrers problematisch wird; alsdann unterscheidet unser Wahrheitssinn über den inneren Werth der Vorschrift, gleichviel ob Brama oder Confucius, Zaka oder Mohammed sie uns ertheilte."

„Es giebt keine Weisheit aus Unterricht; sie ist erst das Kind der eignen Erfahrung. — Umsonst lehrt man das Kind das Feuer vermeiden; erst durch den Schmerz wird es gewitzigt."

An seine Schwestern: „Seid heiter, seid liebreich und freundlich gegen Jedermann; es ist das Merkmal der unverdorbenen menschlichen Natur und besonders Eures Geschlechts. Heftige Leidenschaft paßt nicht zum zarten Gewebe der weiblichen Seele und des weiblichen Körpers. Tugend und Unschuld sind nicht hart und rauh; wahre Religion ist nicht unduldsam und tyrannisch; sie ist im Gegentheil demüthig, zufrieden und voll Liebe zu unseren Mitgeschöpfen."

„Die beste Reue, ja die einzige, die etwas werth ist, ist der feste Vorsatz zur Besserung."

„Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daß man in der Welt nie stärker gegen das Böse und seine Anfechtungen

ist, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, ist überwunden."

„Ich kenne nur einen Weg, nur ein Mittel dem Sinnlichen zu widerstehen, das ist, in einer unbefangenen Stunde alles kalt zu überlegen, und was Pflicht sei, zu bestimmen; darnach aber bei sich selbst zu beschließen, auch die Grundsätze, die man sich so festgesetzt hat, zu jeder Zeit, am meisten aber, wenn unser Gefühl sich dawider empören will, festzuhalten. Jener philosophische Kaiser, Marcus Aurelius, sagte wohl mit Recht, eine Festung, welche sich in Unterhandlungen mit den Belagerern einläßt, ist der Uebergabe nahe. Wenn wir unsere Grundsätze dann erst durch neues Raisonnement prüfen wollen, wenn es gerade Gelegenheit giebt, sie gegen unser sinnliches Gefühl in Ausübung zu bringen, so sind wir so gut als verloren."

„Man kann die Heftigkeit einer jeden Empfindung sehr schwächen und manche gänzlich vertreiben, wenn man sich ein Gesetz und eine Gewohnheit macht, der Quelle einer jeden Empfindung, die in uns entsteht, nachzuspüren."

„Wer hundertmal moralisch handelt, ehe er einmal davon spricht, das ist ein Mensch, den man segnen und herzen möchte."

„Die Toleranzprediger haben oft eine ganz eigene Art von Intoleranz.“

„Jeder urtheilt anders; aber der ist doch am besten dran, der die meisten Berührungspunkte hat, die meiste Empfänglichkeit für allerlei Klassen von Ideen.“

„Du weißt ja! daß gewisse Dinge für gewisse Menschen unmöglich mehr das sein können, was sie dem engbrüstigen Moralisten sind. Ich bin überzeugt, der Mensch, auf einer höheren Stufe der Bildung, darf thun, was Andere nicht thun dürfen.“

„Mich dünkt, wer wahrhaft tugendhaft ist, kann auch an Tugend glauben, und wer ewig daran zweifelt, hat sie nie gekannt.“

„Es ist eine üble Angewohnheit, daß man sagt, den kann ich nicht leiden, den hasse, den verabscheue ich, den bete ich an, gerade als ob wir alle ganz böse oder gut wären; der liebenswürdigste ist der, der sich selbst am vollkommensten beherrscht, denn das ist Gerechtigkeit gegen alle Mitmenschen; aber schätzbar bleibt immer der Mann von heftigen, zuweilen tyrannisirenden Leidenschaften, und weil er lebhafter fühlt und empfindet, liebt man ihn oft noch viel mehr als jenen.“

„Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für, noch wider die Menschen beweisen.“

„Ich wünschte, ich wäre allemal kalt und billig genug, um die Menschen auf folgende Art beurtheilen zu können, nämlich nach dem Guten, was sie geleistet haben, nicht nach dem, welches sie hätten thun können, wenn sie anders organisirt, unter andren Verhältnissen in die Welt gesetzt, und unter Umständen, die ihre Bildung mehr begünstigt hätten, aufgetreten wären.“

„Mich däucht, wenn ich die Welt ansehe wie sie ist, müssen mir die Leute drinnen noch am besten gefallen, die ihren zwei oder drei Grundsätzen getreu bleiben, als die ein ganz vollkommen ausgedachtes System der Religion und Sittenlehre im Kopf haben, und es in keinem Fall zur Regel ihres Handelns machen, sondern vom Sturm der Leidenschaften beständig umhergetrieben werden, und alles um sich her vernichten.“

„Hausmann geht wenig in Gesellschaft, wie es alle Leute thun müssen, die ihren Kopf behalten und was taugen wollen.“



„Unser Freund Schlieffen steht gut mit allen Par=
en, wie ein Mann von Geist und Verstand, der nach
rundsätzen handelt."

„Wer nur für sein Ich zu sorgen hat, darf um
nichts bange sein."

„Der Egoismus macht um des Lebens willen vergessen, warum man lebt."

„Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freude und Leid ein Mensch dem andern sei."

„Unter den Empfindungen, welche Menschengröße weckt und Worte nicht entheiligen dürfen, giebt es eine so zarte, daß sie selbst die Dankbarkeit verstummen heißt."

„Für einen rechtschaffenen Mann ist der Augenblick, stolz zu sein, gekommen, wenn man ihn ungerecht angreift."

„Es sei dem Himmel gedankt für seinen Sonnenschein! mich dünkt, wenn ich den sehe, wie er Gerechte



und Ungerechte erquickt, wie er den Frieden in der ganzen Natur erneuert, so weicht jeder feindselige Gedanke, und ich kann mich nicht überreden, um einen Rippenstoß meine Ruhe hinzugeben."

„Man muß zufrieden sein, auch wenn man Recht hat und keine Gerechtigkeit findet."

„Wir wissen freilich mehr (als die Franzosen) und thun uns viel darauf zu gut; allein ist es wohl eine Frage, wer von beiden an dem, was er hat, durch schnelle Verarbeitung und mannigfaltige Verbindung, der Reichste ist?"

„Wenn wir jung sind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch."

„Es ist nicht das Loos des Menschen, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein: das Einzige was uns übrig bleibt, ist, aus dem, was wir erhalten und erreichen können, den besten Vortheil zu ziehen und so nützlich und glücklich zu sein, als unsere Lage zuläßt."

„Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: Alles genießen was erlaubt ist.“

„Was ist zu thun? Wennn wir nichts ausrichten können, wozu quälen wir uns denn? O, darauf läßt sich viel antworten! Thäten wir nicht, was wir thun können, so würde Alles noch viel bunter über Eck gehen; ferner: müssen wir nicht nach Gefühl und Einsicht handeln, diese mögen sein, was sie bei Jedem sein können? Endlich, arbeitet nicht Jeder an sich, indem er an Allen und für Alle zu arbeiten sucht und glaubt, ja, es auch wirklich — in gewisser Rücksicht, thut? Laßt uns thun was wir können, und Jeden gehen lassen! Die Scheidung des Weizens von der Spreu ist nicht unser Werk.“

„Nichts ist verloren, wo der Samen des Guten bleibt.“

„Freilich geschieht nicht der tausendste Theil des Guten, was geschehen könnte, wenn es anders bessere, vollkommnere Menschen in der Welt gäbe; allein das Eintausendtheil muß doch geschehen, und hierzu muß doch der ehrliche Mann, der dazu da ist, gleich Hand anlegen, sonst geschieht gar nichts Gutes.“

„Es ist nur ein Heilmittel vorhanden, das ist: Gutes thun, so viel an uns ist. Beispiel predigt besser als Lehre, und das, weil es so viel schwerer ist.“

„Die Kunst besteht gar nicht darin, mit guten Karten ein Spiel zu gewinnen, sondern mit den Karten, so wie sie uns fallen, das Beste zu machen, was sich thun läßt."

„Das Werk der Vernunft ist es, zu berechnen, nicht nur was unsere Kräfte vermögen, sondern auch, welches die Zeit und Umstände sind, unter welchen wir sie anwenden dürfen und müssen."

„Das Glück, welches wir in dem engsten Kreise um uns her verbreiten können, ist am sichersten in unserer Hand."

„Alles Wirkenwollen über einen gewissen Kreis hinaus wird durch die Ungewißheit des Erfolgs zum bösen Hazardspiel und bestraft sich gemeinhin selbst durch Verfehlen des Zweckes und andere übele Folgen."

„Klötze mit Scheermessern schnitzeln wollen, macht nur die Messer stumpf, der Klotz bleibt, was er war."

„Nicht immer wird das Gute befördert, wenn man es predigt. Perlen sind leicht weggeworfen, wenn die gute Lehre tauben Ohren gepredigt wird."

„Nicht was wir erzielt haben, sondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte und Einsichten haben erzielen wollen, soll uns Beruhigung geben."

„Es ist umsonst, daß wir es versuchen, gegen den Strom zu schwimmen; wir müssen zufrieden sein, wenn er uns nur nicht mit sich reißt, und die Gelegenheit, aufwärts zu kommen, ruhig und still abwarten. Am Ende kommt sie doch, denn auf der Erde ist alles veränderlich, und es kommt nur darauf an, daß wir die Zeitpunkte recht fassen und nicht vorbeistreichen lassen, die wirklich günstig sind.“

„Abwechslungen und Ungleichheiten, Ebbe und Fluth in unserm Betragen, in unserm Temperamente, in unserm Gemüthe müssen sein. Wo die Ebbe tief fällt, da steigt die Fluth am höchsten.“

„Es wäre mir leid bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an diese oder jene Lebensweise hinausläuft, sondern daß das Wesentliche immer bleibt, durch so viele neue Verhältnisse, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns selbst zurückgehen zu müssen, uns selbst immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieser Kenntniß selbst immer humaner oder vollkommener zu werden.“

„Empfinden und denken ist unsere Bestimmung und Beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz.“

„Glücklich sein, scheint, wenigstens in der einzigen Welt, die wir kennen, einen Zustand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wollust und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechseln, wo aber die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichste Entwickelung aller physischen und sittlichen Kräfte befördern."

„Wenn das Bedürfniß die Sprache schuf und eben dadurch das Bewußtsein weckte, so übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bei einem überwundenen Widerstande Begriffe von Können und Wollen entstanden, so folgte bald ein Wollen aus Vorsatz und mit Bewußtsein. Brachten endlich erschütternde Erfahrungen den Menschen auf eine höhere Stufe der Besonnenheit, und lehrten sie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; so führte eben dieser Druck der äußeren Verhältnisse zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Localumständen verschieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung sind."

„Ohne Leiden lernt man nicht genießen."

An Jacobi: „Ich müßte Sie nicht lieben, wenn ich Ihnen nicht wenigstens zurufte, sich über das Schwache,

Unvollkommene, Widersprechende im Menschen ganz hinauszusetzen und sich nicht jener duldenden, verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht, sondern vielmehr ganz der wahren Heiterkeit und der beglückten Ruhe zu überlassen, die aus dem Bewußtsein Ihrer Redlichkeit fließt."

„Wenn man sich in sein Elend ergiebt, so versauert man gemeiniglich drinnen, und wird untüchtig, etwas Besseres zu genießen."

„Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben."

„Das wahre, ächte, einzige Eigenthum ist in unserm Herzen und Verstande."

„Auf der untersten und der höchsten Stufe der moralischen Bildung kann die Summe der Glückseligkeit und des Genusses gleich zu sein scheinen; allein dieser Genuß und diese Glückseligkeit, die vermuthlich den Thierarten ebenso reichlich wie dem Menschen zugemessen sind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Wesens sein. Das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, seine Vernunft, ist auch der Gegenstand seiner obersten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig sein?"

Wer hätte den Muth, ihm ein anderes Denkmal zu errichten, als durch ihn selbst, sein eigenes Kunstwerk? So möge denn ein Wort von ihm, das seinem Cook gewidmet war, den Schluß bilden zu diesem Versuch, Forster der Nachwelt, wie er war, durch seine Werke zu zeigen:

„Der Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Busen an. Mit einem Eifer, der alle Hindernisse besiegt, kämpft er dann um diesen Preis, der ihm so groß, so rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende seiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er diesen geschäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem festen Vertrauen, daß sein Beispiel und der Ruhm seines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, so wie er sie zuerst empfing. So wird der Nachruhm gleichsam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann."

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

